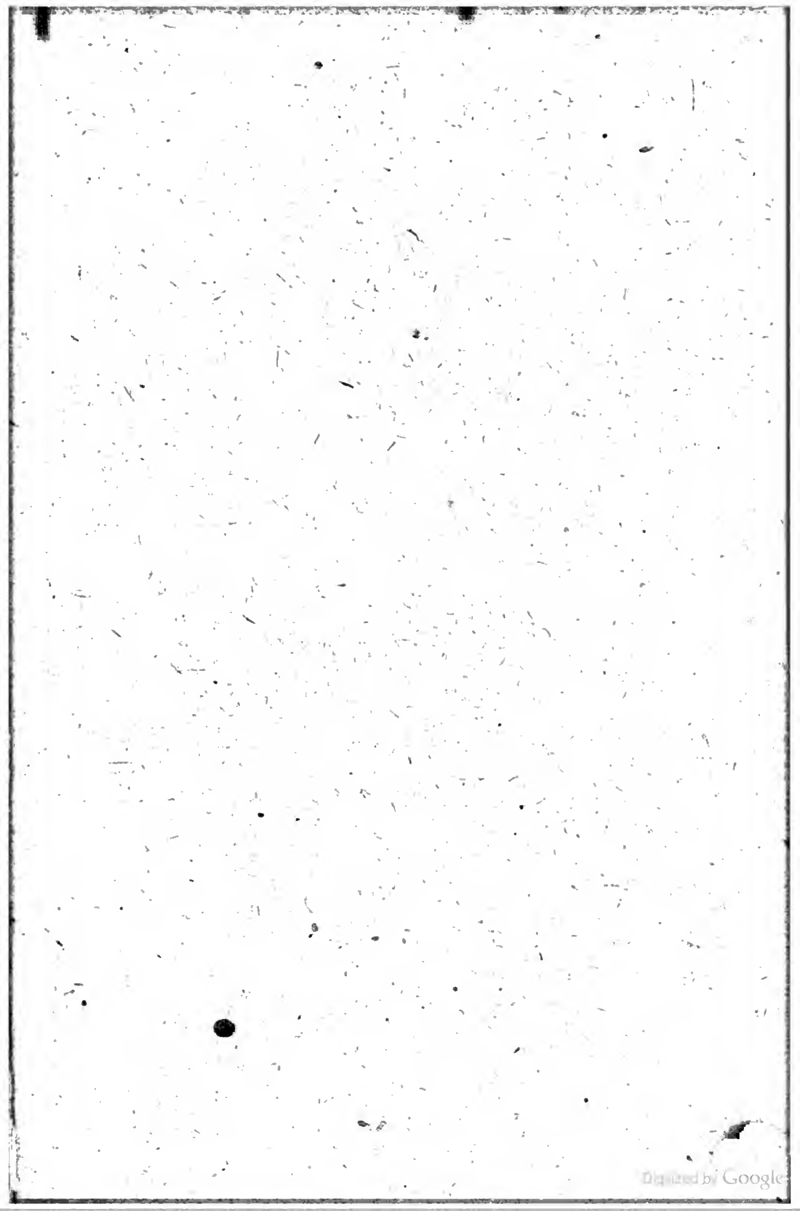
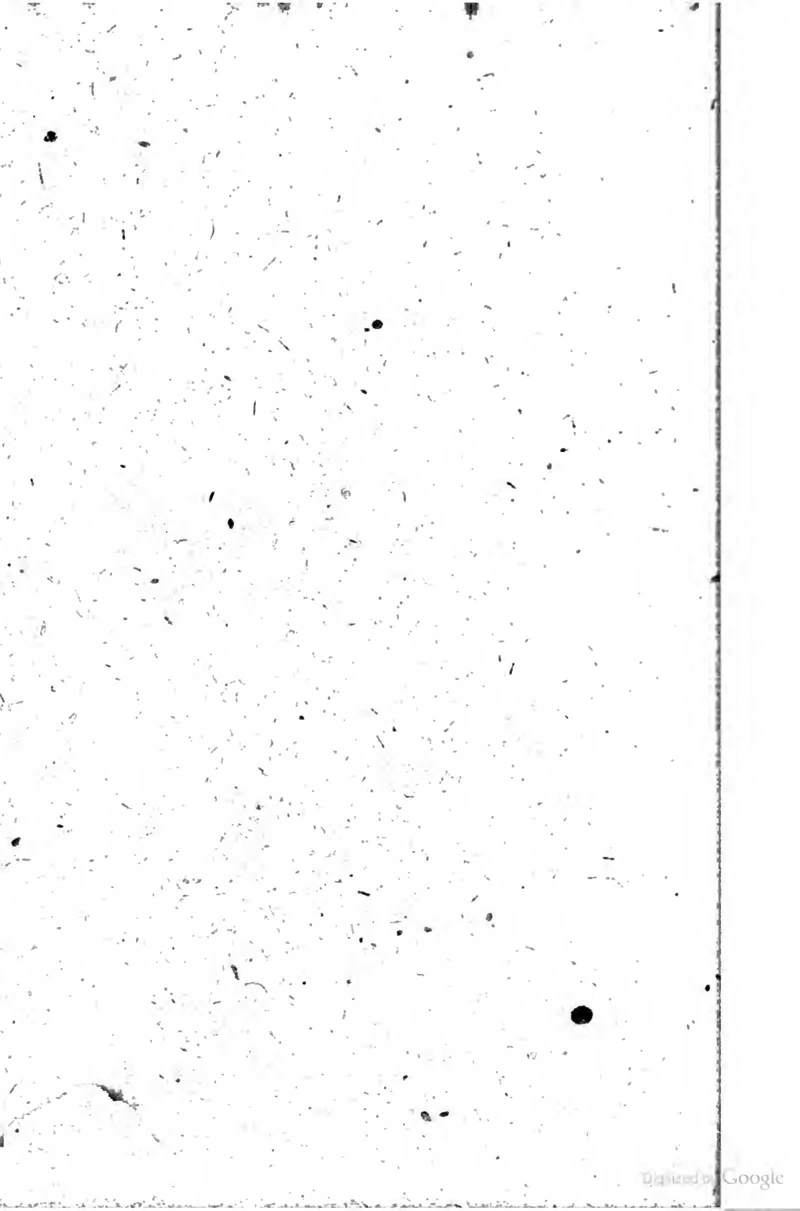
Handbũcher zur Volkskunde

Karl Wehrhan, Adolf Thimme, Otto Shell, Paul ...


INDIANENSIS UNIVERSITATIS SIGILLUM
LUX
ET VERITAS
MDCCCXX







Das Volkslied.



Handbücher zur Volkskunde

Band III.

Das Volkslied

von

Otto Schell.



Leipzig.
Verlag von Wilhelm Heims.
1908.

Vorwort.

Man darf es unbedenklich aussprechen, daß nichts das Volksleben von der Wiege bis zum Grabe, von der Urzeit bis zur Gegenwart, so innig umspinnt wie das Volkslied, mag es sich im kurzen „Ruf“ äußern, im lyrischen Erguß des Herzens reinste und beste Gefühle offenbaren, in der schwermütigen Ballade der Vergangenheit gedenken oder eine der vielen andern Formen annehmen. Für jede Beschäftigung, für jeden Stand und Beruf hat es ernste und heitere, neckische oder gar ironische Weisen und Worte.

Im großen und ganzen entstehen heute im deutschen Volke, von einigen Stämmen und versprengten Gemeinden abgesehen, keine neuen Volksgesänge mehr. Dagegen ist die Sammelarbeit geschäftig, den alten Volksliederschatz zu retten, zu beleben und dem Volke wieder lieb und eigen zu machen. Es ist das eine Strömung, welche mit Herder einsetzte und durch die Aufrichtung des neuen deutschen Reiches einen frischen Impuls erhielt. Seit den Tagen des großen Kanzlers, der uns endlich das neugeeinte Vaterland schenkte, ist die höhere Bewertung der Heimat und des Vaterlandes, des Bodenständigen und Heimischen, mehr und mehr Trumpf

geworden. Heimischer, deutscher Weise geht man auf allen Pfaden nach, mag sich des Volkes Art im Bau und der Einrichtung seines Heims, in seiner Sprache und den in derselben niedergelegten unzähligen Schätzen und Anschauungen zeigen. Hierher gehört auch das Volkslied. Es ist eine Vielseitigkeit der Forschung auf dem Gebiete des Volksliedes, die man fast Allseitigkeit nennen möchte, wenn nicht der Brunnen des Volksliedes ewig neues Wasser gäbe, frisch und gesund aus der Erde Tiefe. Darum aber gilt es und muß es ewig gelten: „Das Volkstum ist der Völker Jungbrunnen." Wenn diese Erkenntnis mehr und mehr reift in allen Schichten unseres Volkes, oben und unten, bei Regierenden und Regierten, dann wird dieser Jungbrunnen seine lebenspendenden und immer sprudelnden Ströme neu befruchtend über die deutschen Gaue ergießen. Und unter diesen wird das Volkslied einer der nachhaltigsten und fruchtbringendsten sein. Dieses Verständnis muß unserm Volke immer und immer wieder nahe gebracht werden durch Schrift, Wort und — Gesang. Die Volkslieder müssen wieder gesungen werden; dann öffnen sich ihre wunderwirkenden Blüten; dann kehrt das Volk zurück zum gesunden Empfinden, zur Natur, der allbelebenden Mutter aller Völker.

An dieser großen Aufgabe mitzuwirken, hat den Unterzeichneten bewogen, dem Wunsche des Herausgebers mit dieser Arbeit zu entsprechen. Neues zu bieten ist kaum mehr möglich auf diesem Gebiete und lag außerhalb seiner Absicht. Bescheiden will das Büchlein nur dazu mit beitragen, die große volkstümliche Bewegung zugunsten des

Volksliedes zu fördern, fußend auf dem, was unzählige Forscher erarbeitet haben. Es soll nichts weiter als ein Handbuch sein. Wenn es diesen und jenen zu weiterem Forschen veranlaßt, dann ist sein Zweck vollkommen erreicht.

Elberfeld, im März 1908.

Der Verfasser.

Inhalts-Verzeichnis.

I. Das Wesen des Volksliedes.

„Dichten" und „Denken" stellt sich nicht nur als eine alliterierende Wortverbindung dar, sondern es sind unlösliche Begriffe, namentlich, soweit das Volk in Betracht kommt. „Die eigenen tieferen Gefühle stellt es im Liede dar", sagt E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 313). Kombinieren wir diese Gedanken, so ergibt sich der Begriff des Volksliedes in großen Umrissen. Aber er genügt nicht. So viel auch schon über das Volkslied geschrieben worden ist, eine befriedigende Auflösung der Zauberformel, welche gleichsam in dem Ausdruck „Volkslied" verborgen ist, wurde nicht gefunden, ob man nun statt „Volkslied" auch „Volksgesang" oder „Volksdichtung" usw. setzte.

Eine Tatsache dürfen wir bei der Untersuchung des Begriffs „Volkslied" unter keinen Umständen aus dem Auge lassen, nämlich die, daß das Volkslied nur e i n e Seite der Äußerungen der dichtenden und denkenden Volksseele (wenden wir vorläufig einmal diesen verschwommenen Ausdruck an) ist, und zwar derjenigen, welche in erster Linie (aber keineswegs ausschließlich) das Gefühlsleben zum Ausdruck zu bringen bemüht ist. Dieses Gefühlsleben des Volkes hat natürlich mit dem kulturellen Fortschritt desselben den gleichen Entwicklungsgang durchlaufen, welcher allen großen Schwankungen desselben folgt und so die Seele des einzelnen Volkes in ihrer natürlichen Veranlagung und Beeinflussung durch die natürlichen Vorbedingungen, und andererseits in ihrem historischen Werdegang wiederspiegelt. Nicht nur das historische Volkslied folgt der Kulturentwicklung eines Volkes, sondern auch das Heer der andern Volkslieder in ihrer mannigfaltigen Abstufung.

Wir sagten, das Volkslied stellt die eigenen tieferen Gefühle des betreffenden Volkes im Liede dar. Daß diese Gefühle im Laufe der Jahrhunderte und der sich wandelnden Kultur ein sehr verschiedenartiges Gepräge erhalten,

bedarf keines Beweises. In diesem Umstande liegt die verschiedenartige Auffassung vom Wesen des Volksliedes zum guten Teile begründet. Das ungefähr drückt A. F. C. Vilmar (Literaturgeschichte, 18. Aufl., S. 223) mit folgenden Worten aus: „Das Volkslied hat ganz dieselbe Grundlage wie die alten Volkslieder, aus denen das Epos entstanden ist: das wirklich Erlebte, wirklich Erfahrene; nur mit dem Unterschiede, daß jetzt nicht Taten und Erlebnisse des ganzen Volkes gesungen werden, sondern das, was der Einzelne erlebt hat und ihm widerfahren ist. Dort sind es Taten, hier Empfindungen, welche dargestellt werden, — aber Empfindungen von solcher Einfachheit, Wahrheit und Allgemeinheit, daß sie jeder schon in sich trägt, in gleicher Weise, wie das Lied sie darstellt, das also nichts anderes tut, als Vorhandenes auszusprechen."

Das Volkslied ist mithin in einem steten Fluß begriffen; bei ihm ist keine Schablone möglich. Darin liegt es teilweise begründet, daß eine allgemein gebilligte Deutung seines Wesens bis heute noch nicht gelungen ist. Wir vermögen zudem keine scharfe Scheidung zwischen dem Volkslied und dem volkstümlichen Lied (m. vergl. dazu Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 3. Aufl.), welches wir als Übergang zur Kunstdichtung auffassen wollen, vorzunehmen. Nach der andern Seite verwischt sich die Grenzlinie zwischen dem Volksliede und dem Kinderliede und den zahllosen Volksreimen aller Art.

Ferner hat mancher Forscher das Gewicht mehr auf das Wort „Volk", der andere mehr auf „Lied" gelegt. Zu letzteren müssen wir unseres Erachtens W. Bruinier mit seiner ausgezeichneten Arbeit über das deutsche Volkslied zählen. Herder bemerkte schön und treffend: „Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen; der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt."

Die ältesten Volkslieder sind durchweg Epen und Balladen. Diese Stufe hat das deutsche Volk längst verlassen. Bei den Südslaven ist diese epische Epoche noch lebendig, wie die zahllosen, namentlich von F. S. Krauß gesammelten Guslarenlieder beweisen.

Eine weitere Epoche stellt sich für das deutsche Volk im Minnegesang dar, welcher vom Volksliede seinen Ausgang nahm (F. Linnig, Vorschule der Poetik und Literatur-

geschichte, S. 220). Den Einfluß des Minneliedes auf den Volksgesang hat W. Bruinier (Das deutsche Volkslied; „Leben und Lieben“) nachgewiesen. Man vergleiche auch K. Bartsch in der Einleitung zu „Deutsche Liederdichter“. Als diese höfische Poesie verklungen war, beherrschte das Volkslied im engern Sinne die ganze Lyrik des 15. und 16. Jahrhunderts. Neben ihm ging der zünftige Meistergesang, mit dem Geruch des Engherzigen und Handwerksmäßigen behaftet, einher.

Diese in aller Kürze gekennzeichneten Hauptabschnitte in der Entwicklung des deutschen Volksliedes lassen deutlich erkennen, daß das Gefühlsleben in den verschiedenen Zeiten einen ganz verschiedenen Gehalt aufwies, daß es im Wandel der Zeiten andere Formen annahm. Das Reckenhafte der epischen Zeit wird zum weichlichen Liebesgelispel der Minnesänger, um später in gesundere Bahnen einzulenken, heute aber fast ganz zu verstummen.

Das Lied, mit dem Gesang innig verbunden, fließt vor allen Dingen aus dem Gefühl des Menschen. Seinen kürzesten und prägnantesten Ausdruck hat es ursprünglich im „Ruf“ gefunden, den darum O. Böckel (Psychologie der Volksdichtung, S. 1) mit Recht als den Kern des Volksliedes (Volksgesangs usw.) bezeichnet. So lange der Ruf als der angemessene Ausdruck des Volksgefühls gelten muß, ist eine Scheidung in epische und lyrische Dichtung nicht angängig. Alle Gefühle (hauptsächlich Schmerz, Freude, Spott) finden ihre Auslösung im „Ruf“. Aber so kurz derselbe sein mag, er ist nicht monoton; er birgt eine Fülle von melodischen Formen in sich, die bei näherer Prüfung in Staunen setzt. Greifen wir nur den „Ruf“ heraus, der tagtäglich vor unsern Fenstern auf den Straßen der Großstadt ertönt. Welche Fülle, welcher Wechsel, welcher Reichtum der Modulation und Ausdrucksfähigkeit! Und doch wie arm ist die deutsche Großstadt und ihr Straßenleben nach dieser Seite gegen den Süden, etwa gegen Italien, wo der volle Wohllaut der Sprache, die große Sangeslust zu einer Ausbildung dieser „Rufe“ anspornt, die jeden Fremden ungemein fesselt. Wie herrlich schildert Richard Wagner z. B. den Eindruck, den diese Rufe in Venedig auf ihn geübt haben (sein 1870 verfaßter Aufsatz über Beethoven)!

Der Hütejunge im Bergischen rief noch vor wenigen

Jahrzehnten herausfordernd und keck seinem weit entfernten Genossen den Spottruf zu:

Heloloh!
De fule Kuhhiat do!

(M. vergl. Woeste, Volksüberlieferungen, S. 22). Wer kennt ferner nicht den Jodler der Alpenbewohner, den Juchzer beim Tanz! Pommer in Wien hat nicht weniger als 444 Jodler und Juchzer aus Steiermark im Jahre 1902 veröffentlicht und auf die wunderbare Klangfülle, welche in ihnen verborgen ist, hingewiesen. Wer zählt all die Anlässe, welche den „Ruf" wecken, sei es in Freude oder Schmerz! Und eine Geschichte dieses Rufes ließe sich schreiben, ein echtes Kapitel von unverfälschtem Volksleben. Von den Urzeiten unseres Volkes melden schon die römischen Schriftsteller, daß der „Ruf" bei ihnen bekannt war, wird doch der Name „Germane" vielfach als „Rufer im Streit" gedeutet. Dann klingt der mehr kirchliche oder ganz weltliche Schlachtruf durch das ganze Mittelalter hin. Heiligenrufe gab es ebenfalls (Böhme, alt. Ldb. 727). Wackernagel (Bibliographie des deutschen Kirchenliedes. 653) führt ein katholisches Gesangbuch vom Jahre 1577 an, in dem die alten Gesänge als „Gesang und Rüff" bezeichnet werden. Das Erwachen der Natur, der Beginn des neuen Jahres, die lachende Sonne, aber auch das Hinscheiden geliebter Angehörigen, der Verlust eines Haustieres und unzählige andere Anlässe lösten den Ruf in dieser oder jener Form aus. So war und ist es bei den Deutschen, aber auch bei den meisten Nachbarvölkern, selbst bei den halb wilden und ganz wilden Völkern der fremden Erdteile.

Das Entstehen des Liedes in kürzester Form aus dem Rufe liegt nahe. Der eben angeführte Hirtenruf bietet einen Beleg. Das mehrstrophige Lied entsteht erst auf einer spätern Entwicklungsstufe.

Volle Beachtung verdienen an dieser Stelle die sogenannten Rammlieder. Arbeit und Rhythmus sind hier durch ein Lied in Einklang gebracht (Bücher, Arbeit und Rhythmus, Leipzig 1899). Aber nicht nur ordnend, sondern auch anfeuernd wirkt dieses Lied, wie man es schon bei den einfachsten Arbeiten, welche gemeinschaftlich vorgenommen werden (Kabellegen, Zimmerholz richten usw.), bemerken kann. Ein solches Rammerlied lautet:

Hoch op een! een, twee,
een, twee, dree!
hoch op veer! fîf, een mehr!
hoch op, sößl wiß (fest) op, söben usw.*)

Die Rammlieder, in Bayern Schlegelreime genannt, sind also eine Weiterentwicklung des Rufes, eins der wichtigsten Zwischenlieder zum eigentlichen Volkslied. Noch weiter gehen die Flachsbrechlieder usw. Was Montanus (Die deutschen Volksfeste, S. 43) hierzu anführt, ist ganz unkritisch. Die Lieder, welche er als Schwingtagslieder mitteilt, sind spätere Übertragungen. Der Beachtung wert ist aber, was E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 239 f. u. 314 f.) darüber sagt. In allem und jedem weiß das Volk eine Melodie zu finden, zu der sich die Worte fügen: zum fallenden Regentropfen, zum Wechseltakt des Dreschers, zum Gleichmaß des schlagenden Messers bei der Herstellung der Bastpfeife (Bastlösereime), zum Klappern der zu waschenden Schüsseln usw.

Die letzten Ausführungen haben schon das innige Verhältnis, die unlösbare Verbindung von Wort und Melodie (letztere oft in bescheidenster Art) dargelegt. Darum ist die Bezeichnung „Volkslied" angemessen.

Der „Ruf", aus dem die Rammlieder, Dreschlieder usw. hervorgegangen sind, kommt mit der fortschreitenden Kultur in Wegfall. Aber vielfach hat er sich als meist unverstandener, kaum beachteter Schluß im Refrain unserer Volkslieder erhalten.

Führen wir nun einige Deutungen des Begriffs „Volkslied" an. O. Böckel (Psychologie der Volksdichtung, S. 17 f.): „Wort und Weise des Volksliedes gehören untrennbar zusammen, wie sie gemeinsam entstanden sind. Erst im Gesange kommt der natürliche Wohllaut des Volksliedes zur Geltung. Die Entstehung im Gesange und die Fortpflanzung im Gesange sind die beiden untrüglichen Merkmale des Volksliedes. — — Es ist auch kein notwendiges Zubehör eines Volksliedes, daß man fast nie einen Verfasser zu ermitteln vermag." J. Bolte (Zeitschr. d. Vereins für Volks-

*) Weitere Rammlieder: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VII, 437 ff.; VIII, 96; XII, 373; XV, 57, 101. Bücher, Arbeit und Rhythmus, S. 160 f.

kunde XV, 350): „Über den Begriff des Volksliedes herrscht bisher unter den Forschern noch keine Einigkeit. Die einen verstehen darunter alles, was die niederen Schichten der Bevölkerung singen, einschließlich der Gassenhauer und Tingeltangellieder sowohl wie der Dichtungen bekannter und berühmter Lyriker. Andere begrenzen es im Andenken an Herder und die Herausgeber des Wunderhorns als den Gegensatz zur verfeinerten, überbildeten Kunstpoesie, als die altüberlieferte, heimische Dichtung."

H. Dunger (Wuttke, Sächsische Volkskunde[2], S. 251): „Für den Volksliedsammler empfiehlt es sich, den Begriff Volkslied nach der strengeren Auffassung zu erklären als ein im Volke, d. h. in den mittleren und niederen Schichten der Bevölkerung entstandenes und gedächtnismäßig überliefertes gesungenes Lied, das der Eigenart des Volkes in Sprache und Anschauungsweise entspricht." Vielen Beifall hat John Meier (Kunstlied und Volkslied in Deutschland. 1906. — Kunstlieder im Volksmunde, 1906) in der letzten Zeit gefunden. Er sieht von der Herkunft des Liedes und seinen stilistischen Merkmalen ab, betont seine Beliebtheit (Volksläufigkeit) und das Herrenrecht des Sängers über das Lied. Er sieht nicht im Volke den dichterischen Schöpfer, „sondern das über die Vielheit hinausragende Individuum, von dem jeder geistige Fortschritt ausgeht. Auch in früheren Zeiten hatte nicht das Volk, sondern die geistige Aristokratie die führende Rolle, wenngleich damals die Unterschiede der Bildung geringer waren. Der untere Teil der Nation ist rückständig, seine künstlerische Tätigkeit besteht in der Auslese des von oben zu ihm Dringenden; er behält nur das, was ihm gemäß ist, und verschmilzt es mit dem älteren Besitze. Dieser auch im Hausrat und Tracht sich offenbarende Konservatismus des Volkes kann aber von Bedeutung für die künstlerische Entwicklung der Gesamtheit werden, wenn er zur Regeneration der auf Abwege geratenen Kunstdichtung mithilft." (J. M. in der Zeitschrift des Ver. f. Volkskunde XVI, 364 f.). Auch K. Reuschel (Volkstümliche Streifzüge, 1903, S. 55) schließt sich im wesentlichen der Auffassung Meiers an, verlangt aber noch vom Volksliede eine gewisse Dauerhaftigkeit. G. Jungbauer („Das deutsche Volkslied" VIII, S. 72) sagt: „Bis gegen Ausgang des 19. Jahrhunderts war die von Jakob Grimm geschaffene

Ansicht, daß das Volkslied ebenso wie das Volksepos „aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervorgehe", fast unbestritten. Indem man das Wirken und den Wert der Einzelperson ganz übersah, sprach man vom Volkslied als einem „unmittelbaren Erguß des Volkes" (Gödeke), oder man stellte Untersuchungen an über einen dichtenden Volksgeist, wie es Steinthal getan hat, der hierbei zu dem Schlusse kommt, daß die Volksdichtung nicht dem Einzelnen gehöre, sondern dem Gesamtgeiste, in welchem jeder Einzelne lebt." Fr. M. Böhme (Altdeutsches Liederbuch, Leipzig 1877, Einleitg.) definiert den Begriff des Volksliedes folgendermaßen: „Was ist Volkslied? Wir verstehen darunter nur ein solches Lied, das im Volke selbst entstand, von ihm viel und gern gesungen und durch Volksmund verbreitet und forterhalten wurde, weil seine Form einfach, sein Inhalt allgemeinschaftlich und leicht verständlich ist, sei er aus weltlichem oder heiligem Gebiete. — Es ist der zum Gesang bestimmte und wirklich gesungene Teil der Volkspoesie." — Josef Pommer (Das deutsche Volkslied VIII, 54) sagt: „Im strengsten Sinne des Wortes bezeichnet man mit diesem Worte Lieder, die aus dem Volke selbst hervorgegangen, aus dem Nationalgemüt herausgesungen sind und diesen Ursprung durch Inhalt und Form beurkunden." Pommer schreibt dann weiter:

„Oft nennt man auch einfache Lieder, welche volksmäßig, d. h. schlicht und leichtfaßlich in Melodie und Harmonie komponiert sind, Volkslieder. Die meisten Kompositionen von Silcher gehören hierher, manche von ihnen sind zu volkstümlichen Liedern geworden, wie z. B. Ännchen von Tharau, die Lorelei u. a. Auch von ihnen ist hier nicht die Rede.

Das deutsche Volkslied ist ferner, wie schon erwähnt, „nicht der Gassenhauer, den der Pöbel in den Straßen johlt, es ist auch nicht das Volkssängerlied, das im Tingeltangel von den Brettern, welche die Welt — nicht bedeuten, aus heisern Kehlen erklingt, es ist aber auch nicht das glatte, geist- und gemütlose, mit falscher Sentimentalität oder seichten Witzen herausgeputzte Surrogat, das sogenannte ‚Lied im Volkston'."

II. Ursprung und Entwicklung des Volksliedes.

Die Bezeichnung „Volkslied“ ist nicht alt; Herder gab sie dem deutschen Volke, als man anfing, das alte Volksgut zu schätzen und zu sammeln. Vordem hatte unser Lied gar viele Namen; wir werden gelegentlich solche anführen. Heute ist es Brauch geworden, den Ausdruck „Volkslied“ erst „für gewisse Dichtungen etwa seit dem Ende des 12. Jahrhunderts“ anzuwenden. Doch gab es schon vor dieser Zeit Volkslieder, z. B. das Hildebrandslied (8. Jahrh.), das Ludwigslied (9. Jahrh.) usw. Aber auch noch weit vor diese Zeit dürfen wir die ersten Lieder und Gesänge unseres Volkes ansetzen, nicht nur auf Grund einer bequemen Annahme, sondern auf Grund beglaubigter Quellen. Tacitus ist es zunächst, der hier wie so oft die Urzeit unseres Volkes erhellt, wenn er von den deutschen Kriegern meldet, daß sie, den Schild auf dem Rücken, den Leib ungeschützt, mit wildem, herausforderndem Gesang gegen die Scharen Otho's vorrückten (Historien II, 22). Wir haben in dieser Angabe bereits ein wichtiges Merkmal des Volksliedes: Das gemeinsame Singen und zwar im Schlachtgetümmel. Im Kriege gegen die Bataver erscholl aus den Reihen der deutschen Krieger der Gesang der Männer und das Jammern der Weiber (Tacitus, Historien IV, 18). Ähnliches meldet Ammianus Marcellinus von den Westgoten im Jahre 378. Hier erfahren wir zugleich etwas über den Inhalt der Lieder: sie besangen den Ruhm der Vorfahren, um die Kämpfer anzufeuern.

Nicht nur volkstümliche Kampflieder sangen die alten Deutschen, sondern auch bei den Gottesdiensten und Festen erscholl ihr Lied, oft von Tanz begleitet, wie es heute unsere Jugend noch liebt. W. Bruinier (Das deutsche Volkslied) gibt darum der Vermutung Ausdruck, daß die berühmte Springprozession von Echternach ein von der römischen Kirche übernommener und im christlichen Sinne umgedeuteter, also deutscher Brauch sei. Diese Ansicht wird durch den Umstand unterstützt, daß nach der Bekehrung des deutschen Volkes noch mehrere Jahrhunderte hindurch an den christlichen Feiertagen, welche vielfach an die Stelle der altheidnischen getreten waren, das Volk seine althergebrachten

Festweisen unentwegt beibehielt. So hören wir von dem Merowingerkönig Childebert I. (511—548), daß er vernommen habe, das Volk habe an den heiligen Festtagen (Ostern, Weihnachten usw.) in der Nacht auf den Sonntag mit Tanz und Gesang die Dörfer durchzogen. Ähnliche Klagen und entsprechende Verbote lassen sich (m. vergl. den Abschnitt: alte Feinde des Volksgesanges einst und jetzt) vielfach in der Folgezeit nachweisen. Die „heidnische" Weise wurde oft genug dabei betont.

Hier muß auch eines bekannten Gebrauchs vom Niederrhein Erwähnung geschehen. Grimm (D. Mythologie[3], S. 237) schildert denselben folgendermaßen: „Ich will einen seltsamen Gebrauch — — — aus viel späterer Zeit nachweisen. Etwa um das Jahr 1133 wurde in einem Wald bei Inda (in Ripuarien) ein Schiff gezimmert, unten mit Rädern versehen und durch vorgespannte Menschen zuerst nach Aachen, dann nach Mastricht (wo Mastbaum und Segel hinzukam), hinauf nach Tungern, Looz und so weiter im Land herumgezogen, überall unter großem Zulauf und Geleite des Volks. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelsang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Tore öffneten und ihm entgegengingen (eine genauere Nachricht über dieses Schiff usw. befindet sich in Rodulfi chronicon abbatiae s. Trudonis lib. XI). Sichtbar ist in der ganzen Erzählung alles in gehässigem Licht aufgefaßt; es verleiht aber dem Hergang gerade erst volle Bedeutung, daß er den Geistlichen entschieden zuwider war, und sie ihn auf alle Weise als ein sündhaftes heidnisches Werk zu hintertreiben dachten. Allein die weltliche Obrigkeit hatte den Umzug gestattet und schützte ihn."

Auch Grimm ist der Meinung, der Umzug dieses Schiffes sei eine Erinnerung an einen uralten heidnischen Kultus, der Jahrhunderte lang gehindert und eingeschränkt, aber nicht hatte ausgerottet werden können. Sebastian Brand war dieser Schiffswagen kaum fremd, als er sein „Narrenschiff" schrieb. Zur Abholung der englischen Braut Kaiser Friedrichs II. erscheint ein ähnliches Schiff, welches den letzten Nachklang in dem Schiffswagen des Kölner Rosenmontagszuges haben dürfte, welcher seine Volkstümlichkeit bis zur Gegenwart rettete. Weitere Spuren solcher Wagen-

schiffe weist Grimm (D. Myth.[3], S. 242) nach. Er bringt dieses Schiff auch bereits mit der Fastnacht in Verbindung, wie auch Simrock u. a. Bruinier (Das deutsche Volkslied, S. 30) geht noch weiter, wenn er ausführt: „Ich glaube auch, daß die höchst ausgelassene und mit den oberdeutschen Kirchweihen nur weitläufig verwandte niederländische kermis auf derselben Wurzel fußt. An noch jetzt vielfach übliche Gebräuche im Frühjahr und Herbst erinnert eine dunkle Stelle, das 24. Hauptstück des „Verzeichnisses abergläubischer Gebräuche" (Indiculus superstitionum) aus der Zeit der Sachsenbekehrung: „Über den heidnischen Umzug, den man yriae nennt, mit zerrissenen Kleidern und Schuhen. Diese yriae waren auch wohl von Gesängen begleitet, wie heute das ‚Todaustragen':

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mittfasten."

Wir sind mit der Erwähnung des Wagenschiffes aus dem nur spärlich erleuchteten Dunkel altgermanischer Feste zu Ehren der Götter heraus und in den breiten Ring der volkskundlichen Feste der Deutschen hineingetreten. Hier bietet sich noch eine reiche Ausbeute. Beispielsweise berichtet Sebastian Franck aus dem 16. Jahrhundert, um gleich bei dem vorhin erwähnten Mittfasten zu bleiben: „Zu Mittfasten flechten sie ein alt Wagenrad voll Stroh, tragens auf einen hohen jähen Berg, haben darauf den ganzen Tag ein guten Mut, mit vielerlei Kurzweil, singen, springen, tanzen und andere Abenteuer, um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassens mit vollem Lauf ins Tal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief." Über dieses Scheibenwerfen oder Scheibenschlagen vergl. m. u. a. E. H. Meyer (D. Mythologie, S. 198, 216; K. Simrock, D. Myth. 6, S. 560). Folgender Reim war dabei üblich:

„Diese Scheiben will ich treiben
Ihr zu Ehren, wer will's wehren?"

Das mag der letzte Rest gemeinsam gesungener Volkslieder dieser Art sein.

Direkte äußere und innere Verwandtschaft mit dem Scheibenschlagen am sogenannten Funkensonntag haben die am Johannisfeuer noch vielfach geübten Bräuche. Singend wird dieses umtanzt und durchsprungen. In England rollt man noch zu Johanni ein Rad (E. H. Meyer, D. Myth., S. 99), andernorts als Hagelrad (Pfannenschmidt, Germ. Erntef., 67 usw.). Hierher zu zählen sind die Maifeste (Mailehn mit seinen alten Liedern usw.) und Pfingstfeste mit ihren Gesängen. Auch die Maigräfin wird mit Blumen geschmückt, von den Gefährtinnen singend durchs Dorf getragen oder umhergeführt und vor jedem Hause unter dem Absingen von Volksliedern umtanzt (Bruinier, D. Volkslied, S. 31).

Der Kreislauf des Jahres gewährt eine Fülle bezüglicher Gebräuche, welche meistens von Gesang begleitet sind. Schon gleich der Eröffnungstag desselben, der Neujahrstag, bietet Material nach dieser Seite. Bonifazius schrieb im Jahre 742 an Papst Zacharias, er sei gezwungen, den Deutschen den heidnischen Brauch zu untersagen, am Tage vor Neujahr Umzüge in Verbindung mit Gesang abzuhalten. Burchard von Worms belegte im Anfang des 11. Jahrhunderts denselben Brauch mit einer Buße — und doch ist er bis heute nicht ausgerottet worden. Ein kaum bisher veröffentlichtes *Neujahrslied* mit Melodie zeichnete ich aus Möllenkotten bei Schwelm vor mehreren Jahren auf:

1. Guten Morgen, guten Morgen in diesem Haus!
   Wir wünschen Euch,
   Euch wünschen wir
   Ein glückseliges, neues Jahr,
   Ein glückseliges, neues Jahr.
2. Herren und Damen, Herren und Damen in diesem Haus!
   Wir wünschen Euch usw.
3. Söhn' und Töchter usw.
4. Knecht' und Mägde usw.

Ein anderes bringt Bruinier (S. 32).

Dann folgt am 6. Januar der Dreikönigstag mit einer Fülle von Liedern, die Fastnacht mit ihren zahlreichen *Heischeliedern* (m. vergl. u. a. C. Rademacher in der Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde I, 120 ff., 189 ff).

Eine eigene Abhandlung wäre den *Hochzeits*-

liedern zu widmen, wie es O. Böckel (Psychologie der Volksdichtg., S. 389 ff.) getan hat. Schon die klassischen Völker widmeten diesem Festtage ihre Lieder, welche auch heute noch kaum bei einem Volke, so weit sich seine Stämme und Glieder Volkstümliches in Brauch und Sitte gewahrt haben, verstummt sind. Hochzeitslieder ertönen um so schöner und gehaltreicher, je weniger das Volk zur Höhe der Kultur emporgeschritten ist. Die Esten stehen hier vielleicht allen Völkern und Volksstämmen Europas voran (m. vergl. Leop. v. Schroeder. Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Berlin 1888). Aber auch in den Zentren unserer Kulturländer hat sich dieses oder jenes Hochzeitslied erhalten (m. vergl. des Verf. Abhandlung: Bergische Hochzeitsgebräuche in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde X, 37 ff., 162 ff., 428 ff.).

Bei den Hochzeitsliedern darf man Einzelgesänge und Chorlieder, ernste und heitere, unterscheiden (m. vergl. u. a. H. Grabow, Die Lieder aller Völker und Zeiten, S. 394 bis 427). Der Trennungsschmerz vom Elternhause klingt stark durch viele dieser Lieder, ja er wird vielfach zur schwermütigen, ahnungsvollen Klage. Aber der Humor, der Scherz, oft derb und ausgelassen, kommt bei der Hochzeit auch zu seinem Recht, nicht zuletzt im Lied. Ferner gedenkt das Hochzeitslied des öfteren der Pflichten der zukünftigen Frau.

Ein so reich entwickelter Liederkranz, wie er sich bei der Hochzeitsfeier uns zeigt, hat eine lange Entwicklung hinter sich, eine Geschichte, der wir noch mit einigen Worten gedenken wollen.

Der Römer Sidonius gedenkt der Hochzeitsgesänge und Tänze bei den Franken bereits im 5. Jahrhundert. In einem Marienliede Wernhers aus dem Jahre 1172 heißt es:

„Es hatte der Alte
Einen Mahlschatz noch behalten,
Ein gold'nes Ringelein.
Das erhielt von ihm das Mägdelein,
Wie sie stand im Ringe.
Das Volk hub an zu singen
Allmächtigen Gottes Größe."

In dem aus dem 13. Jahrhundert stammenden Dorfroman „Meier Helmbrecht" heißt es (S. 57 in Reclam):

„Jetzt woll'n wir Gotelind fürs Leben
Dem Lämmerschling zum Weibe geben
Und wollen Lämmerschling fürs Leben
Der Gotelind zum Manne geben. —
Ein Greis erhob sich aus der Mitte,
Der war bekannt mit Brauch und Sitte
Und war im Reden klug und weise.
Er hieß sie stehn in einem Kreise" usw.

Von einem bestimmten, also allgemein bekannten Hochzeitsgruß ist bei dieser interessanten Eheschließung von einem „Zivilpastor" am Schluß die Rede:

„Sie sangen noch den Hochzeitsgruß
Und er trat ihr auf den Fuß."

Die mittelalterlichen deutschen Dichter gedenken oft der Hochzeitslieder. Doch bieten für die Folgezeit unsere Volksliedersammlungen hinreichende Belege.

Das Hochzeitsfest stellt den Höhepunkt des Lebens dar. In einen schroffen Gegensatz dazu tritt das Sterben. Aber auch um seine toten Lieben klagt das Volk in seinen Liedern. Ihren Ausgangspunkt scheinen die Sterbelieder und Totenklagen in einem kurzen Rufe zu nehmen, auf den wir schon anderwärts eingingen. Lange Klagen, künstlich in Reim und Strophe gefaßt, sind dem Menschen beim Hinscheiden seiner Lieben ganz unmöglich. Ein einzelner Schrei, ein Ruf muß seinen ersten, herbsten Schmerz auslösen. Die Totenklage auf Korsika führt darum den bezeichnenden Namen vocero (Geschrei). Schon Simonides (übersetzt von Ebers) singt darum:

„O würden wir nur etwas klüger sein,
So stellten wir die langen Klagen ein —
Und weinten an der Toten Sarkophag
Nur einen Tag!"

Allerdings treibt den klugen Griechen nicht das natürliche Volksempfinden, sondern die philosophische Abgeklärtheit seiner Lebensanschauung zu diesem Schluß.

Schmerzdurchhaucht ist hingegen das von Sandoval

mitgeteilte Klagelied Alfonsos VI. im 11. Jahrhundert am Sarge seines einzigen Sohnes:

„Weh! mein Sohn! Weh! mein Sohn!
Du Freude meines Herzens!
Licht meiner Augen!
Trost meines Alters!

Ach! mein Spiegel
In dem ich mich sah,
An dem ich hatte
Viel große Freude!

Ach! Du mein Erbe!
Ritter! Wo ließet Ihr ihn?
Gebt mir meinen Sohn wieder, Fürsten!"

(Am Ur-Quell, N. F. II, 169).

Kurz und abgerissen, dem Geschrei noch verwandt, ist die serbische Klage um den Sohn. (Fr. Rückert, Hamasa I, 324), beginnend mit den Worten:

„Gestürzt ist mein Sohn von glänzenden Höh'n,
Vor denen dem eignen Adler bangt."

In einer tschirokesischen Leichenklage (Talvj, Volkslieder) ist in der dritten Strophe von einem Klaggeschrei die Rede (m. vergl. auch K. Reuschel, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, XVII, 119).

Ist der erste Schmerzensschrei verklungen, dann tritt mit ihren Lockungen die Möglichkeit vor den trauernden Hinterbliebenen, durch Zauberspruch des Todes Allgewalt zu brechen oder dem Hingeschiedenen im Jenseits ein besseres Los zu verschaffen. Uranfänglich scheinen diese Zaubersprüche kurze Chorlieder gewesen zu sein. Nach Burchard von Worms (11. Jahrh.) hatte der Beichtvater an die betreffenden Personen folgende Fragen zu stellen: „Du hast eine „Leiche" mitgefeiert, das heißt, du hast der Totenwache beigewohnt, wo die Leichen von Christen nach heidnischer Sitte bewacht werden, hast dort teuflische Lieder gesungen und Tänze aufgeführt usw." Leider fehlen die genügenden Unterlagen, uns über das Wesen und den Zweck dieser Zaubersprüche und Totenlieder zu informieren. Schrei

oder Ruf, Totenspruch und Totenklage sind die Entwicklungsstufen der allgemein als Sterbelieder oder Totenklagen zu benennenden Volksgesänge. Auch hier scheint, wie so oft beim Volksgesang, der Tanz in inniger Verbindung mit dem Liede gestanden zu haben. Frauen und Männer (wenn auch die Frau hier wie überhaupt mehr singt als der Mann; m. vergl. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XIII, 463) der Verwandtschaft sind es, die den Totenruf und die daraus sich entwickelnde Totenklage erheben. Das Gefühl ist hier ausschließlich maßgebend. Darum eine große Frische, erquickende Ursprünglichkeit. Bei berufsmäßigen Klagefrauen erlischt die poetische Kraft. „Daß aber die rein handwerksmäßige Ausübung eines Amtes stets verflachend wirkt, zeigt auch das allmähliche Erstarren der Klagedichtung in den Händen der Mietsweiber und das langsame Hinsiechen und Absterben der Totenklage, die sich zuletzt in allgemeine Formeln oder religiöse Gesänge auflöst" (Böckel, Psych. usw., S. 101).

Die weite Verbreitung der Totenklage haben Böckel (S. 102 ff.) und Bücher (a. versch. O.) nachgewiesen; doch könnte dieses Kapitel noch eine bedeutende Bereicherung erfahren.

Des Volkes Feste und Bräuche im Kreislauf des Jahres, im Laufe des Lebens haben wir an einigen Stichproben der Volksliederliteratur kennen gelernt, um Materialien für den Ursprung und die Entwicklung des Volksliedes beizubringen. Der Ton, auf welchen diese Lieder gestimmt sind, ist ungeheuer verschieden. Dazu hat jede Zeit einen andern Volkston, ein eigenes Empfinden, einen anders gearteten Geschmack.

Ein weiteres Gebiet berühren die eigenartig anmutenden Wettgesänge und Rätsellieder, auf den ersten Blick kaum den Volksliedern zugehörig, und doch einen wichtigen Bestandteil derselben bildend, namentlich bedeutsam für den wechselnden Geschmack desselben. Bruinier führt den Ursprung des Rätselgedichtes auf die Zeit zurück, als sich eine Scheidung zwischen Priester und Gemeinde vollzog. Damit war eine Umwälzung von einschneidender Bedeutung auch für die Dichtung geboten. „Zum erstenmal weist die Geschichte der Dichtung Einzelsang eigener Kunstlieder auf; ihr Gegenstand ist der

Mythus. Die älteste Gestalt mythischer Lieder scheint das Rätselgedicht zu sein, das in der Edda und bei den Indern begegnet und wahrscheinlich von arischem Alter ist.“ In einem Liede der Edda fährt Odhin, in der Gestalt eines Wanderers, zum Riesen Wafthrudnir. Unter dem Namen Gangradr tritt er auf die Schwelle vor des Riesen Behausung. Dieser empfängt ihn mit der Frage:

„Sage denn, so du von der Schwelle versuchen willst,
Gangradr, dein Glück!
Wie heißt der Hengst, der herzieht den Tag
Über der Menschen Menge?“

Gangradr bleibt auf diese und andere Rätselfragen die Antwort nicht schuldig. Dann darf er an den Herd treten und seinerseits Rätselfragen stellen. Mythische Personen und mythische Dinge sind es, die uns hier begegnen. Weniger der sprühende Witz als gediegenes Wissen offenbart sich in den Rätsel-Wettspielen.

Ganz ähnlich wird in der Edda eine Begegnung zwischen Thor und Alwis dargestellt, ferner zwischen Har und Ganglari. Ein schwedisches Rätsellied ähnelt diesen Beispielen sehr; es spielt sich ab zwischen dem blinden Gester und König Heidrik (Linnig, Vorschule usw., S. 64 f.). Etwas dunkel bleibt der Ursprung unserer Liedergattung immerhin. Das bekannteste dieser Rätsellieder, das bis zum Ausgang des Mittelalters erhalten blieb, ist das Tragemundes- oder Traugemundeslied (J. Grimm, altd. Wälder, Frkf. 1815, II, S. 27). Es bringt ein Wett-Rätsellied zwischen einem Wirt und Gast. Ob wir in letzterm einen Priester (Bruinier) vor uns haben, bleibe dahingestellt. Linnig (Vorschule usw., S. 65 ff.) erläutert das Lied näher. Uhland (ges. Schriften, III, 194) kennzeichnet es mit folgenden Worten: „Welche Veränderungen und Verluste das Tragemundeslied erfahren hat, — die erhaltenen Züge bekunden noch immer ein Gesamtbild. Mitten inne die beiden Felder des Hauptgemäldes, auf dem einen der tiefe Rhein und die minnigliche Frau, auf dem andern der reif-weiße Wald und der greise Wolf, der bleiche Schild und der verratene Heergesell; am Rande, rechts und links symbolische Gestalten, hier der lichthelle Tag und der schneeweiße Schwan, dort die finstere Nacht und der schwarze Rabe;

obenüber gaukelt die Elster, hell und dunkel zugleich; unten am Rosenhage gelagert der Pilgrim, wie er den Rätseln des Lebens nachsinnt. Indem der fahrende Mann auf alle die Fragen Bescheid weiß, welche dieses Gesamtbild heraufführen, bewährt er, daß er das Leben von der Lichtseite und der Schattenseite erkannt und empfunden habe."

Das Tragemundeslied ist ein Beweis dafür, daß diese Rätselspiele aus dem Verhältnis zwischen Gast und Wirt entstanden sind, was bei der einst herrschenden Gastfreiheit notwendig geboten erschien.

Prüfende Wechselrede, ursprünglich zwischen Priester und Gemeinde, zwischen Wirt und Gast üblich, nahm die spätere Zeit in die Handwerksgrüße und Gesellenlosungen hinüber und rettete so eine uralte Liedform bis zur Gegenwart, wenn auch stark abgeblaßt. Als Probe sei eine solche Wechselrede aus dem Waidmannsstande beigegeben (Linnig, Vorschule, S. 69 ff.).

„Höre, Waidmann, kannst du mir sagen:
Was hat den edlen Hirsch vor Sonne und Mond über den Weg getragen?
Wie kann er über den Weg sein kommen,
Hat ihn weder Sonne noch Mond vernommen?"

„„Das will ich dir wohl sagen schone: die liebste Mutter sein
Trug den edlen Hirsch über den Weg hinein.""

„Jo, ho ho, mein lieber Waidmann,
Wo hat der edle Hirsch seinen ersten Sprung getan?"

„„Jo, ho ho, mein lieber Waidmann,
Das will ich dir wohl sagen an:
Aus Mutterleib ins grüne Gras,
Das dem edlen Hirsch sein erster Sprung was.""

Usw.

Hier darf auch des Sängerkriegs auf der Wartburg gedacht werden. In seinem zweiten Teil gibt der Zauberer Klingsor dem Sänger Wolfram von Eschenbach Rätsel zur Lösung auf. Als das schönste und vielleicht tiefsinnigste der Rätsel dürfte das vom Kreuzesbaum gelten:

Gewachsen ist ein edler Baum
Gar wunderbar in eines Gartens Raum;
Die Wurzel hat der Hölle Grund durchgangen,
Sein Wipfel rühret an den Thron,
Da der süße Gott verteilt der Freuden Lohn;
Von den Ästen ist der Garten ganz umfangen,
In voller Zierde prangt der Baum, in reicher Schöne.
Dazwischen sitzen Vögelein,
Die singen süßen Sang in Stimmen klar und fein.
Vielfach ist ihrer Kunst Getöne.
Unter dem Baume liegt ein Tier,
Das heißt mit Recht Alistenier (Schlange).
Es achtet nicht das Obst, das niedersinkt,
Ob Sonn' es löst, ob Windeswehen.
Nur weise Gotteskinder es zu lesen gehn,
Wie ihnen dort ihr hoher Meister winket,
Der oben auf dem Baume steht und Früchte bricht vom Zweige.
Wer mir nun raten kann den Stamm,
Vor seinem Löwenmunde will ich sein ein Lamm,
Da ich, wo er will reden, billig schweige.

Wolfram antwortete mit den Worten:

Der Garten ist die Christenheit,
Der edle Baum das heil'ge Kreuz usw.

Nebenbei sei bemerkt, daß die „Adam- und Kreuzholzlegende" in unzähligen deutschen Sagen wiederkehrt, und zwar in denen, welche die Erlösung einer verzauberten Jungfrau durch einen Knaben vermelden, welcher in einer Wiege liegen wird, die aus dem Holz eines jetzt noch als Gerte stehenden Baumes gezimmert werden soll (Weinhold, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, I, 2).

Eine besondere Form nahm das Wettrātsel im sogenannten Kranzsingen an. Es ist als eine Übertragung des Wettsingens aus den Schulen der Meistersinger auf die Gasse, mit andern Worten von den Meistern auf die Gesellen bezeichnet worden. „Es bestand darin, daß bei den Reigentänzen der städtischen Jugend sanggeübte Gesellen miteinander in Rätseln wettsangen, so oft eine der anwesenden Schönen ihren Kranz — einen solchen trugen

alle Tänzerinnen — als Preis für den Sieger aussetzte" (m. vergl. ferner J. Sahr, Das deutsche Volkslied, S. 66).

Die veränderte Situation nötigte auch zur Wahl anderer Stoffe. Keine mythischen, biblisch-dogmatischen Stoffe konnten hier behandelt werden, sondern nur weltliche Stoffe, vielfach noch dem Schatz der alten Volksrätsel entnommen. Dafür mag folgendes Beispiel als Beweis dienen:

Erster Sänger.

Sänger, wohlan und merk mich eben!
Ich will dir eine Frage aufgeben:
Was ist höher wohl als Gott?
Und was ist größer als der Spott?
Und was ist weißer als der Schnee?
Und was ist grüner als der Klee?
Kannst du das singen oder sagen,
Das Kränzlein sollst du gewonnen haben.

Zweiter Sänger.

Sänger, du hast mir eine Frage aufgegeben,
Die gefällt mir wohl und ist mir eben:
Die Kron' ist höher wohl als Gott,
Die Schand' ist größer als der Spott,
Der Tag ist weißer als der Schnee,
Das Märzenlaub grüner als der Klee.
Sänger, die Frage konnt' ich dir sagen,
Das Kränzlein mußt du verloren haben.

(Nach K. Simrock, Rätselbuch, S. 216).

Namentlich am St. Johannistag fand das Kranzsingen statt; oft war es mit einem Reigentanz verbunden. Deutschland und die Schweiz waren die hervorragendsten Schauplätze desselben. Es konnte nicht ausbleiben, daß gerade das Kranzsingen oft verboten wurde (Meyers Zeitschr. f. deutsche Kulturgesch. N. F. I, 104). Am Ende des 16. Jahrhunderts scheint der schöne Brauch in Deutschland zu Grabe getragen worden zu sein. In der Schweiz waltete ein glücklicherer Stern über ihm, erhielten sich doch dort die „Chorze-Liedli" (Wettkämpfe im Dichten und Singen von Vierzeilern) bis ins 19. Jahrhundert hinein, und es dürften die letzten Nachklänge des Kranzsingens in gewissen schweizerischen Kinderspielen noch heute nachweisbar sein. In den

deutschen Alpen sind die Wettgesänge, Spott- und Trotzlieder noch vor kurzem im Schwange gewesen (O. Böckel, Psychologie usw., S. 186 f.).

In Skandinavien blühte der Wettgesang vor allen Dingen in dem stew (Vierzeiler) der norwegischen Bauernhochzeiten, aber auch sonst als allgemein verbreitetes Volksvergnügen.

In Frankreich, wo im Jahre 1401 zu St. Quentin ein Blumenkranz als Preis für den besten Sänger ausgesetzt wurde, bot die Spinnstube noch vor kurzem den geeignetsten Ort, in poetischen Wettspielen den Witz und Spott zu üben. „Der Herausforderer klopfte ans Fenster der Spinnstube mit den Worten: Wollt ihr wettsingen (dailler)? Hierauf erfolgte von drinnen die Frage in Versen, auf welche von draußen ebenfalls in Versen Antwort gegeben werden mußte. So spann sich das poetische Zwiegespräch fort. Diese Sitte war bereits im 15. Jahrhundert in Metz üblich, sie ist jedoch sicher noch älter" (O. Böckel, Psych. usw., S. 187). Ähnlich war es in der Normandie und in der Bretagne.

Besonders ist Italien die Heimat und Pflegestätte des Volksgesangs vom Altertum bis zur Gegenwart. Theokrit und Virgil berichten schon davon. Einst waren es die Hirten, heute Bauern und Bäuerinnen, die in stornelli und in Stanzen den Wohllaut ihrer Heimatsprache, die südliche Sangeslust bannen. Diese Sitte herrschte durch ganz Italien. Vor allen Dingen waren es die bekannten Gondelführer der Lagunenstadt, welche ihre Dichtkunst im Wettkampfe erprobten, namentlich in den violette (wie man in Venedig die stornelli nennt). „Einer von ihnen stand auf dem einen Ufer des großen Kanals, der andere auf dem gegenüberliegenden Ufer, und sie reizten sich und antworteten einander in Vierzeilern. Diese Gondoliere singen um die Wette, bis einer verstummt, der Sieger verspottet ihn dann noch in Versen" (Böckel, S. 189). Heute ist auch der Gesang der Gondoliere ganz verstummt. In der Umgegend von Rom, im Albanergebirge, in der Romagna ist dieses Wettsingen noch heute üblich. Am Posilipp bei Neapel fand ehemals das Piedigrottafest statt (7./8. Septbr.), das seine Höhe in einem Wettsingen fand, dessen beste Proben zu Volksliedern wurden. Der Stegreifdichtung, denn mit dieser haben wir es beim Wettsingen fast ausschließlich zu

tun, huldigte kein Volk mit solcher Wärme, wie die Sizilianer, nicht nur in schalkhaften, mehr oder weniger derben Neckereien, sondern auch in ernstem, kirchlichem Rahmen.

Es ließe sich noch manches über ähnliche Sitten in Sardinien, Korsika, Portugal, Spanien berichten. Aber auch im Norden, bei den Letten, Finnen usw., war der Wettgesang bekannt.

Die alten Rätsel- und Kranzlieder, Wettgesänge usw. leben heute in verkümmerter Form im Kinderspiel und in der Rätselfrage fort. Darauf einzugehen verbietet sich von selbst.

Unsere Ausführungen haben bisher ergeben, daß die Rätsel- und Wettstreitlieder, welche nicht zu trennen sind, mythischen Ursprungs zu sein scheinen und somit als besondere Art des Ausdrucks des Volkstons betrachtet werden müssen. Wenn auch später diese Schöpfungen eine wesentlich andere Färbung annahmen, so wurde der ursprüngliche Untergrund nicht ganz verleugnet.

Greifen wir wiederum auf die Urzeit unseres deutschen Volkes (und gelegentlich auch der Nachbarvölker) zurück, um einen weitern Grundfaden in dem vielmaschigen Netz der Volkspoesie aufzusuchen und tunlichst bis zur Gegenwart fortzuführen.

Wir gedachten oben der Totenklage. Aus ihr scheint ganz naturgemäß der Heldengesang, das Preislied auf einen ruhmwürdigen Toten, hervorgegangen zu sein. Für die Goten und Angelsachsen sind Lieder dieser Art, wenn auch für verhältnismäßig späte Zeit, bezeugt. Daß sie aber unter den deutschen Stämmen allgemein verbreitet waren, ist psychologisch naheliegend. Das beweist ferner ihr Vorkommen bei den Völkern aller Erdteile. Man vergleiche beispielsweise nur H. Grabow (Die Lieder aller Völker und Zeiten, S. 458 ff.). Der einzelne Held spielte vordem aber in der Geschichte eines Volkes eine ganz andere Rolle als heute, insofern, als die Geschichte sich dem Volk zunächst in die Gestalten einzelner Helden auflöst, mögen diese nun mehr mythischen oder realen Untergrund haben. Die älteste Form der Geschichtsüberlieferung aber sind die Lieder. So bezeugt es schon Tacitus (Germania 2). Er erwähnt Lieder zum Preise des Retters der deutschen Freiheit, Ar-

minius, die also noch hundert Jahre nach dessen Tod im Volksmunde so innig fortlebten, daß sie dem Römer kund wurden. A. Schmeller bemerkt zu den Heldenliedern (Vorwort zu Körner, Histor. Volkslieder, S. VII): „Muß das geschichtliche Volkslied, was Tatsachen betrifft, ohne Zweifel hinter der Urkunde zurückstehen, so gibt es doch, was diese weniger tut, das Licht oder den Schatten an, in welchem sich Personen und Handlungen in der Meinung der Mitlebenden abgespielt haben. Und welch eine Macht die Meinung, und wie sie öfter die Mutter als die Tochter der Tat ist, lehrt fort und fort die Geschichte. Regelrechtes poetisches Verdienst wird darüber solchen Hervorbringungen gern erlassen." Ganz anders äußert sich O. Böckel (Psychologie, S. 345 f.). Manche Behauptung Böckels ist zutreffend, aber kurzweg zu behaupten: „Dem Volke mangelt der geschichtliche Sinn" geht entschieden zu weit. Ebenso darf der Satz: „Aber bewußte geschichtliche Erinnerungen gibt es nicht im Seelenleben der Völker, auch nicht in der Volksdichtung, die ein Teil desselben ist", doch ganz entschieden beanstandet werden. Daß andererseits das geschichtliche Volkslied keine fortlaufende, die Geschichte des betreffenden Volkes getreu wiederspiegelnde Darstellung ist, muß man zugeben. Wir müssen hier der Heldenlieder und der historischen Volkslieder gedenken, ohne ein geschichtliches Studium im engen Sinne des Wortes darauf zu basieren.

Streng an die historischen Vorgänge hält sich das historische Volkslied nicht. Es entsteht meist direkt unter dem zwingenden Banne der Verhältnisse und ist deshalb parteiisch, oder es findet sein Genüge darin, den Helden oder die Heldentat in volksmäßiger Kunst nach Kräften zu verherrlichen. In letzterm Falle wiegt das poetische Interesse vor. Parteiisch ist es auch in letzterm Falle, aber ohne Stimmung machen zu wollen für oder wider den Helden; es greift nur das allgemein Menschliche heraus, schmückt es volksmäßig lyrisch oder episch aus und gewinnt mehr und mehr den ausgesprochenen Charakter der Lyrik oder der Epik (Ballade).

Eine Vermischung früherer und späterer Ereignisse greift im historischen Volksliede häufig Platz. Züge früherer Helden werden auf spätere übertragen: vom alten Dessauer

auf Zieten, von diesem kühnen Reitergeneral auf Blücher, den sich das Volk kaum anders als auf fliegendem Rosse vorstellt. Diese Übertragungen gehen bis zur jüngsten Vergangenheit fort. Sie beziehen sich nicht nur auf einzelne Helden, sondern auch auf Heldentaten. Umdichtungen, Namensänderungen bewirken hier oft den ganzen Wechsel. Das bekannte Lied auf die Schlacht von Prag im 7jährigen Kriege wurde 1870/71 auf Paris übertragen und man sang:

Als die Preußen marschierten vor Paris,
Paris die wunderschöne Stadt.

Doch geht das Volk noch weiter. Es greift auf mehr oder weniger alte Sagenstoffe zurück, um seine Helden zu verherrlichen. Beispielsweise erzählen die Wenden im Spreewalde (Schulenburg, Wendische Volkssagen und Gebräuche), Friedrich der Große sei mit dem alten Dessauer auf einem Tuche durch die Luft geflogen, anknüpfend an die tiefsinnige Mantelfahrtsage, worüber man u. a. Laistner (Nebelsagen, S. 302) vergleichen möge.

Es sind nicht immer edle Helden, die das Volkslied preist. Ihm erscheinen Seeräuber und andere Räuber gar oft im romantischen Nimbus des Liedes.

Rénan sagt darum treffend: „Die Berühmtheiten des Volkes sind selten zugleich die der Geschichte. Und wenn die Taten verflossener Jahrhunderte uns mittelst zweier Kanäle, eines volksmäßigen und eines historischen, überliefert worden sind, so stimmen selten beide miteinander völlig überein.“ Im historischen Volkslied taucht Störtebecker neben dem im Jahre 1490 hingerichteten Lindenschmid als Held auf. In Holland besingt das Volk die drei Gesellen aus Rosental, Freibeuter schlimmster Art. Am Rhein lebte der „Schinderhannes“ noch lange nach seinem Tode fort, in Bayern der bekannte Hiesel, Gailer von Epplingen usw. In England ist Robin Hood bekannt und er war nichts weiter als der Anführer der Räuber. Auch bei den Balkanvölkern ist der Räuber der bevorzugte Held des Volksliedes. Aber dieser Räuber kämpft gegen die Türken und zieht sich damit die Gloriole des Glaubenshelden um das geächtete Haupt. Besondere Beachtung verdienen die moslimisch-slavischen Guslarenlieder, über welche sich Fr. S. Krauß im „Ur-Quell“ (I, 2 f.) folgendermaßen äußert: „Unter den von uns (Krauß

und Th. Dragicevic; Anmerkg. des Verf.) bisher aufgezeichneten 190000 Versen serbischer Volkslieder, die von Guslaren vorgetragen werden, ist die Zahl derjenigen Lieder, die einen mythischen Hintergrund haben, oder in welchen Gestalten und Gebilde des Volksglaubens hineinragen, eine verhältnismäßig sehr bescheidene, wenn man vom Standpunkte nüchterner Volkserforschung die Erzählungen so nimmt, wie sie vom Volke selber verstanden und aufgefaßt werden, und sich scheut, mythologischen Krimskrams der durchsichtig einfachen Volksanschauung künstlich zu unterschieben" usw. Nehring (Zeitschrift für Volkskunde I, 263) wertet diese Epik mit folgenden Worten: „Bekanntlich besitzen die Serbokroaten neben zahlreichen lyrischen auch epische Heldenlieder, welche unter Begleitung eines einfachen Musikinstrumentes, der einsaitigen Gusle, noch heutzutage gesungen werden; bekannt ist auch, daß die Serben diesen Vorzug der Volksepik nur mit den Russen und Bulgaren teilen, ein Vorzug, der dadurch noch sich steigert, daß diese Heldenlieder (pjesme junačke) ihrem Ursprunge nach bis ins 14. Jahrhundert sich verfolgen lassen." Ein anderer Forscher schreibt: „Alle die verschiedenen, auf der Balkanhalbinsel neben- und untereinander wohnenden Stämme, die Serben, Bulgaren, Albanesen und Griechen (Macedonier und Südrumänen fehlen in der Aufzählung) erfreuen sich einer sehr reichen Volkspoesie, in welcher im Gegensatz zu andern Völkern das epische Volkslied ganz besonders kultiviert erscheint."

Der Räuber steht ferner im Vordergrund der Volksepik bei den Italienern (namentlich den Einwohnern von Sardinien und Korsika), Spanien usw. In den deutschen Alpen tritt an die Stelle des Räubers der volkstümliche Wildschütze, der tollkühn dem Wild, das ihm nicht zusteht, folgt und mit dem Jäger die gefährlichsten Kämpfe besteht. Er ist der Volksheld der Alpen, der im Liede gepriesen wird.

Bei den obigen Bemerkungen über die Guslarenlieder findet sich schon eine Andeutung über die ungeheure Zahl derselben. Mit den historischen Volksliedern der Deutschen und anderer Völker steht es ähnlich. Schon die Sammlung Liliencrons, welche nur bis zum Jahre 1554 reicht, enthält 600 Nummern. Eine ziemlich ununterbrochene Reihe der historischen Volkslieder unseres Volkes beginnt um die Mitte des 13. Jahrhunderts und reicht bis zur Gegen-

wart. Jul. Sahr (Das deutsche Volkslied, S. 20 ff.) hat eine kleine Auswahl derselben, beginnend mit Sempach, (1386) behandelt.

Zum Schluß fassen wir unsere Ausführungen über das historische Volkslied dahin zusammen, daß es keineswegs zum Studium der Geschichte geeignet ist, wohl aber zur Belebung und Illustrierung derselben beiträgt. Sein Wert darf darum für die Geschichte nicht zu hoch angeschlagen werden. Es zeigt uns aber das Volkslied auf einem andern Gebiete, als auf dem des ausschließlichen Gefühls, und ist darum zu seiner völligen und allseitigen Würdigung von hohem Wert.

Zum historischen Volkslied kann auch das Kriegslied gerechnet werden. Doch war dasselbe oft, den Verhältnissen entsprechend, nur ein kurzer Ruf, der bei den verschiedenen Völkern und Volksstämmen gar verschieden klang. Er wurde ausgestoßen, um den Mut der Kämpfer aufs höchste zu steigern. Die Stärke und Volltönigkeit des Kriegsrufs war darum von einschneidender Bedeutung. Deswegen sangen die Germanen in den hohlen Schild, welchen sie zur Verstärkung des Rufs vor den Mund hielten. Plutarch (Marius 19) meldet, daß die Kimbern und Teutonen im Kampfe gegen Marius zum Schlachtruf taktmäßig an ihre Waffen schlugen. Der Inhalt und die Form des altgermanischen Schlachtrufes sind uns leider unbekannt. Aber die oben angeführte Mitteilung Plutarchs läßt unzweifelhaft den Schluß zu, daß es liederartige Rufe waren, da sonst ein taktmäßiges Anschlagen der Waffen unmöglich gewesen wäre. Auch Tacitus (Germania 3) berichtet ausdrücklich von Schlachtgesang: „Auch Herkules, erzählen ihre Sagen, sei bei ihnen gewesen, und beim Auszug zum Kampf wird im Schlachtgesang allen Heldennamen voran der seine genannt. Sie haben außerdem noch eine andere Art Kriegslieder, durch deren Absingung, Barditus genannt, sie sich zum Kampf begeistern und aus deren bloßem Schall sie schon den Ausgang der nahen Schlacht vorherahnen; ein Schrecken dem Feind oder ihnen, je nachdem der Schlachtgesang durch die Reihen dröhnt. Es ist, als ob nicht Menschenkehlen, sondern der Kriegsgeist selbst also sänge. Sie suchen hauptsächlich wilde Töne und dumpf dröhnendes Getöse zu erzielen, indem sie die Schilde vor den Mund halten, so daß der Laut, in der

Wölbung sich brechend, um so voller und kräftiger anschwillt." Die Taten und Namen der Helden waren es also, die ihre Kampflust aufs höchste anstachelten. In der Zeit der Kreuzzüge erscholl der Ruf: „des helf uns daz heilige grap" oder ähnliche. Sehr verbreitet war durchs ganze Mittelalter der Schlachtruf: Kyrie eleison, welcher auch aus der frommen Waller Mund erscholl und bei andern feierlichen Anlässen ausgestoßen wurde. Aber nicht nur kirchlicher Tendenz war der Schlachtruf, sondern auch weltlicher. Der Schlachtruf der Bergischen in der berühmten Schlacht bei Worringen (1288) lautete: Hya Berge romerike (nach den Aufzeichnungen des Jan van Heelu). Nach dem Nederlandschen herauld von de Rouck hatten viele brabantische Edelleute, welche an dieser Schlacht teilnahmen, ihre eigenen Schlachtrufe. Kirchliche und weltliche Kriegsrufe scheinen dann, je nach der Gesinnung des betreffenden Feldherrn, üblich gewesen zu sein. Als im Jahre 1792 die Hessen die Wälle Frankfurts angriffen, riefen sie: „Zum Donner, zum Donner, zum Donner halloh!" Vielfach mag auch die Parole als Schlachtruf gedient haben. Übrigens kennen auch die Neger, Tonga-Insulaner und viele andere Völker einen Schlachtruf.

Den Schlachtruf (in alter Zeit auch wohl den Schlachtgesang) stimmte das ganze Kriegsvolk an. Die Schlachtgesänge wurden oft von einzelnen Sängern und bestimmten Sängergruppen ausgeführt. So war es beispielsweise bei den Indern und Tscherkessen (Böckel, S. 362).

Wegen der unmittelbar nach der Schlacht gesungenen Siegeslieder gehören die Kriegslieder zu den historischen Liedern. Einer durch Jehovas Hilfe gewonnenen Schlacht gleich zu achten war der Untergang der Egypter im roten Meere. Und da sangen Moses und die Kinder Israel dies Lied: „Ich will dem Herrn singen" (2. Mose 15, 1 ff.). Der Name Tyrtäos genügt für Griechenland. Auch bei den Römern scheint das Schlachtlied in der Form des Siegesliedes bekannt gewesen zu sein. Vielfach trat an die Stelle eines neu gedichteten Liedes ein altes Lied, ein frommer Kirchengesang, in welchem die Krieger ihr Gefühl des Dankes ausklingen ließen, wie es von der Schlacht bei Leuthen (1757) berichtet wird. So ist es auch schon viel früher bezeugt, z. B. nach der bedeutsamen Schlacht von Tannenberg

(1410), als das deutsche Ordensheer den Sang anstimmte: „Christ ist erstanden!“

Gerade in den Kriegsliedern klingt oft der Grundzug des Volkscharakters deutlich durch. So sangen die stolzen Bauern aus Dithmarschen:

Wir willen darumme wagen Goet und Bloet,
Und willen dar alle umme sterven,
Eer dat der Holsten er Avermoet
So scholde unser schone Land verderven.

(Erk-Böhme, Liederhort II, 22).

Die Franzosen sangen in den Kämpfen mit den Engländern, recht angemessen ihrem Nationalcharakter:

Fürchtet nichts, schlagt feste drauf
Auf die goddams, die Landverwüster,
Denn einer von uns wiegt ihrer vier,
Zum mindesten schlägt er ihrer drei!

Die Frömmigkeit der Schweizer spiegelt sich in folgendem Liede wieder:

Käß ond ziger was ir spyß,
Sie zugen här in heldens wyß
Ein säcklin vff dem rucken,
Frysch wasser war in edel tranck
Und detten dapffer in her trucken.
Sie ritten nit vyl hoher roß
Vnd fürten nit vil groß geschoß,
Got was ir hoffnung alleine
Dar durch sie hatten heldes mût.

Gerade in der Schweiz klingt die Gottesfurcht in den Kriegsliedern immer wieder durch.

Der düstere Ernst Schottlands kommt in einem altschottischen, von Ferd. Freiligrath übersetzten Schlachtliede zum Ausdruck; Strophe 3 lautet:

Lasset die Braut, das Weib!
Lasset die Herde!
Lasset des Toten Leib
Über der Erde!
Lasset die Jagd, den Teich,
Barken und Schlingen!
Bringt euer Kriegeszeug,
Tartschen und Klingen!

Gustav Adolfs berühmtes Kriegslied beginnt bekanntlich mit den Worten:

Verzage nicht, o Häuflein klein!

An den deutschen Kriegsliedern läßt sich fast jeder Zeitabschnitt und jede Standesgruppe des Mittelalters charakterisieren. Da sang z. B. der Stegreifritter:

Der Wald hat sich belaubet,
Deß freuet sich mein Mut,
Jetzt hüte sich mancher Bauer,
Der sich bereits in Sicherheit wiegt!"

Und dieses Lied ist noch von sehr zahmer Art. Den Kaufleuten will ein anderer Raubritter ans Leder, wenn er sich vernehmen läßt:

man soll sie außer klauben
auß iren füchsinen schauben
mit prennen und mit rauben
die selbige Kaufleut gut
das schafft ihr übermut.

(Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied, S. 365.)

Der deutsche Landsknecht hingegen sang:

Es geht ein Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum, Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlägt die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Mit Säbeln und mit Spießen!
Didum, Didum, Didum!

Dies Liedlein ist in Eil gemacht
Einem jungen Landsknecht wohlgeacht
Zu freundlichem Gefallen
Von einem, der wünscht Glück und Heil
Den frommen Landsknechten allen.
Als ging der Butzemann im Reich herum,
Didum, Didum, Bidi, Bidi, Bum!
Der Kaiser schlug die Trumm
Mit Händen und mit Füßen,
Die Kirchen uns wollt schließen,
Didum, Didum, Didum!

(Wunderhorn.)

Der Landsknechtslieder waren gar viele. Alles setzte der fromme Landsknecht in Lieder um: Des Lebens Lust, des Lebens Weh. Vor allen Dingen gab es bei ihm Trinklieder, Marschlieder usw. Doch haben wir es hier ausschließlich mit Kriegsliedern zu tun. Des Schlusses wegen können wir zu diesen wohl das Lied vom „Schwartenhals" (gedruckt 1549; der Name „Schwartenhals" wurde im 16. Jahrhundert auf einen herumziehenden Landsknecht übertragen; m. vergl. J. Sahr, Das deutsche Volkslied, S. 172 f.) rechnen.

1. Ich kam für einer fraw wirtin haus,
Man fragt mich: wer ich wäre?
„Ich bin ein armer schwartenhals,
Ich eß und trink so gerne."

2. Man fürt mich in die stuben ein,
Da bot man mir zu trinken,
Mein augen ließ ich umbher gan,
Den becher ließ ich sinken.

3. Man setzt mich oben an den tisch,
Als ich ein kaufherr wäre,
Und da es an ein zalen gieng,
Mein seckel stund mir läre.

4. Do ich zu nachts wolt schlafen gan,
Man wis mich in die scheure,
Do wart mir armen schwartenhals
Mein lachen vil zu teure.

5. Und do ich in die scheure kam,
Da hub ich an zu nisten,
Do stachen mich die hagendorn
Darzu die rauhen distel.

6. Do ich zu morgens frü auf stund,
Der reif lag auf dem dache,
Do must ich armer schwartenhals
Meins unglücks selber lachen.

7. Ich nam mein schwert wol in die hand
Und gürt es an die seiten,
Ich armer must zu füßen gan,
Das macht, ich het nicht zreiten.

8. Ich hub mich auf und gieng darvon
Und macht mich auf die straßen,
Mir kam eins reichen kaufmans son,
Sein tesch must er mir laßen.

Der reitenden Landsknechte, im Grunde gewöhnliche Schnapphähne, müssen wir besonders gedenken, da von ihnen ungemein viele Lieder vorhanden sind, sie in manchen außerdem vermutet werden können. Ihre Devise enthält ein niederländisches Lied aus dem Jahre 1537:

Ruiten ende roven is gheen schande
dat doen die heren al
die besten von dem lande
daer om so waghen si haer lijf ende goet.

Da klingt der grimme, reckenhafte Humor der alten Germanen wieder durch in dem von J. Sahr (S. 168) erläuterten Landsknechtslied:

1. Der in krieg wil ziehen,
Der sol gerüstet sein,
Was sol er mit im füren, ja füren,
Ein schönes frewelein,
Ein langen spieß, ein kurzen tegen;
Ein herren wöl wir süchen, ja süchen,
Der uns gelt und bscheid sol geben.

2. Und geit er uns dann kein gelt nit,
Leit uns nit vil daran,
So laufen wir durch die welde, ja welde,
Kein hunger stoßt uns nit an:
Der hüner, der gens hab wir so vil,
Das waßer auß dem prunnen, ja prunnen
Trinkt der landsknecht, wenn er wil.

3. Und wirt mir dann geschossen
Ein flügel von meinem leib,
So darf ichs niemand klagen, ja klagen;
Es schadt mir nit ein meit
Und nit ein creuz an meinem leib!
Das gelt wöl wir vertemmen, ja vertemmen,
Das der Schweizer umb hendschüch geit.

4. Und wirt mir dann geschoßen
Ein schenkel von meinem leib,
So tů ichs nacher kriechen, ja kriechen,
Es schadt mir nit ein meit:
Ein hülzene stelzen ist mir gerecht,
Ja e das jar herumbe kumt, ja kumt,
Gib ichs ein spitelknecht.

5. Ei wird ichs dann erschoßen,
Erschoßen auf preiter heid,
So tregt man mich auf langen spießen, ja spießen,
Ein grab ist mir bereit;
So schlecht man mir den pummerlein pum,
Der ist mir neun mal lieber, ja lieber,
Denn aller pfaffen geprum.

6. Der uns das liedlein news gesang,
Von newem gesungen hat,
Das hat getan ein landsknecht, ja landsknecht,
Got geb im ein fein gůt jar!
Er singt uns das, er singt uns mer;
Er můß mir noch wol werden, ja werden,
Der mirs gleich bezolen můß.

Ein Reiterlied von 1582, eine Reihe abgerissener Bilder bietend, ist folgendes:

1. Der reif und auch der kalte schne
Der tut uns armen reutern we,
Was sollen wir nun beginnen?
Was haben wir denn zu verzern,
Wenn wir die straßen nicht reiten können, ja können!

2. So treiben wir auß die lemmer und schaf,
So folgen uns die wackern megdlein nach,
Mein grawes roß tut mich zwingen:
So reiten wir den grünen wald auf und ab,
Da hört man die waldvögelein singen, ja singen.

3. Wir kamen für eines wirtes haus,
Da sah das megdlein zum fenster auß,
Das megdlein auf hoher zinnen:
„So hab ich alle die räuber lieb
Umb meines buben willen, ja willen.“

4. Man helt den reuber für ein held,
Er fürt das wacker megdlein auß der welt
Und denkt darbei zu bleiben;
Wer uns den winter auß nöten hilft!
Den sommer scheint uns die sonne, ja sonne.

5. Der uns das liedlein new gesang
Ein freier reuter ist ers genannt,
Er hats gar wol gesungen;
Er hat ein megdlein im herzen lieb,
Zur liebsten kan er noch wol kommen, ja kommen.

In den Stürmen des 30jährigen Krieges ging auch das Landsknechtstum und seine reiche Poesie, namentlich reich an Kriegsliedern, zugrunde. Doch lebte mancher ihrer Gesänge noch geraume Zeit im Volke fort.

Neben dem deutschen Landsknecht erscheint auf der Bildfläche der blutigen Walstatt des 15.—17. Jahrhunderts der französische Söldner (Avanturier), der mit einer besonderen Literatur des Kriegsliedes aufwartet. Roh und verkommen waren diese Menschen; ihre Lieder reichen nicht an die der deutschen Landsknechte heran.

Auf die Landsknechte folgten die Werbetruppen des 17. und 18. Jahrhunderts, von ganz anderem Geiste beseelt als die Landsknechte. Die Arbeitslosigkeit, oft auch Schlimmeres) trieb diese Truppen zusammen. Doch nicht alle Krieger dieser Zeit waren so. Es gab auch edlere Naturen in den Söldnerheeren, Menschen voll Schwermut. Und schwermütig wird nun das Kriegslied, trübe und in gewissem Sinne weichlich. Beutelust und Geldgier drücken andern ihr Gepräge auf und stoßen noch mehr ab als jene. Den wehmütigen Ton dieser Lieder repräsentiert wohl am besten das allbekannte:

O Straßburg, o Straßburg.

(Man vergl. dazu J. Sahr, S. 174 ff.) Die älteste Aufzeichnung dieses Liedes bietet das Sesenheimer Liederbuch (um 1772). Gewöhnlich wird es nach der von Achim und Arnim gegebenen Form gesungen. Hierher zählt auch das ungemein beliebte Soldatenlied:

Zu Straßburg auf der Schanz.

(Sahr, S. 176 f.) Es schildert das Schicksal eines Deserteurs zu Straßburg, der ergriffen und erschossen wird.

Auf einen heiteren, aber recht volkstümlichen Ton ist das Lied gestimmt, welches die hessischen Truppen, die nach Amerika verkauft wurden, sangen:

Ein Schifflein sah ich fahren,
Kapitän und Leutenant,
Darinnen waren geladen
Drei brave Kompagnien Soldaten.

Viel politischen Einschlag bei mancher Schönheit in Form und Inhalt und volkstümlichem Wesen haben die Geusenlieder der Niederländer und die volkstümlichen Gesänge der französischen Revolution (1. Ça ira; 2. Carmagnole; 3. Die Marseillaise).

Aus der Friderizianischen Zeit ist allbekannt das Lied vom alten Dessauer:

So leben wir, so leben wir,
So leben wir alle Tage
In unserer Kompagnie,
Des Morgens bei dem Branntewein,
Des Mittags bei dem Bier,
Des Abends bei der Liebsten
Im Nachtquartier.

Weniger bekannt ist heute noch das preußische Grenadierlied jener Zeit:

Maria Theresia, zeuch nicht in den Krieg!
Du wirst nicht erfechten den herrlichen Sieg.
Was helfen dir alle die Reiter und Husaren und alle Kroaten dazu?

(S. Grabow, S. 220 f.)

Daß die Schwermut vieler dieser Soldatenlieder vom Übel sei, erkannte u. a. Blücher, als er in den Befreiungskriegen den schlesischen Truppen verbot, das Lied zu singen:

Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket
Mein Gesicht vielleicht zum letztenmal.

(Becker, Rheinischer Volksliederborn, S. 90 f.)

Die Napoleonische Zeit brachte wieder, namentlich am Ausgang, manchen frischen, humorvollen Zug ins allgemein schwermütige Bild des derzeitigen Soldatenliedes. Als

Probe gebe ich ein bis jetzt wohl nur von mir veröffentlichtes Lied auf Napoleon (aufgezeichnet vor etwa 20 Jahren aus dem Munde eines alten Elberfelders):

1. Es fuhr einmal der Heldensohn,
Der zweite Admiral;
Der Menschenfeind Napoleon
War neulich wieder da.
Auf der Elba war es ihm zu warm,
Er nahm sein Schwert wohl in den Arm,
Stahl heimlich sich nach Frankreich ein
Und wollte wieder Kaiser sein.

2. „Folgt mir geschwind," sprach Bonaparte
Zu seinem Räuberkorps;
„In Deutschland soll der Lohn uns werden,
Denn das glaubt mir aufs Wort.
Seid mir getreu mit eurem Blut;
Ich geb euch alles edle Gut.
Und zittern soll Berlin und Wien,
Wenn wir als Sieger da einziehn."

3. Drei Höhen baut Napoleon
Wohl auf sein Schlachtfeld hin,
Drauf stellte sich Napoleon,
Die Schlacht zu übersehn.
Da stürmte seine Kavallerie
Über seine eigne Infant'rie.
Sein' alt' und junge Garde rief:
„Wir sind verlor'n!" und alles lief.

4. Und aber schrie Napoleon:
„O weh, was muß ich sehn!
Kann das verfluchte Nation
Dem Feind nicht widerstehn?
Da ist der verfluchte General,*)
Der mir bei Leipzig das vor'ge Mal,
Mein Spiel vertan, muß wieder sein;
Da schlägt ein Donnerwetter drein!"

---

*) Blücher.

5. „Macht was ihr wollt und euch gefällt,
Es ist mir einerlei!
Ich gehe jetzt zur neuen Welt,
Mein Spiel ist hier vorbei.
Und wenn ich da als Kaiser bin,
Und alles geht nach meinem Sinn,
Komm' ich mit großer Macht zurück
Und brech euch Preußen das Genick!"

5. — — — — — — — — — — —
„O weh! das sind die Preußen schon
Mit ihrer prop'ren Nation,
Samt ihrer großen Herrlichkeit,
Die bringt uns aber wenig Freud'!"*)

Die Volkslieder der Freiheitskriege bringen auffallend viel Rede und Gegenrede.

Den widerwärtigen Drill der folgenden Friedenszeit schildert mit Humor das folgende Lied, am Rhein noch vor kurzem bekannt, welches wohl aus den 20er oder 30er Jahren des 19. Jahrhunderts stammt:

1. Ach Saarlouis (oder: Mainz, ach Mainz), in deiner Gegend,
Wo's nichts als lauter Unglück regnet,
:,: Ist manchem Bursch' sein Untergang. :,:

2. Und ist man da erst angekommen,
Zu einem Soldaten aufgenommen,
:,: Dann heißt es: „Du mußt exerzieren!" :,:

3. Des Mittags gehts dann auf Parade;
So muß man stehen steif und grade.
:,: Darf sich kein Aug' im Kopf mehr drehn :,:

4. Am Löhnungstag komm'n alle Leute,
Die warten schon auf ihre Beute,
:,: Auf die paar Groschen Traktement :,:

5. Kaum hat man gar das Geld empfangen,
So kommt die Waschfrau angegangen:
:,: Musketier, ich muß bezahlet sein!" :,:

*) In Ditfurth, Histor. Volkslieder der Freiheitskriege, finde ich das Lied nicht.

6. Nehmt die Kreid' und schreibt es an die Türe!
Ich nahm das Geld und ging zu Biere,
:,: Um zu traktieren meinen Leib.*) :,:

Noch in der jüngsten Zeit wurde folgendes schwermütige Lied gesungen:

Es war einmal ein treuer Husar,
Der liebt' sein Mädchen ein ganzes Jahr;
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr;
Die Liebe nahm kein Ende mehr.
Und als man ihm die Botschaft bracht',
Daß sein Feinsliebchen im Sterben lag,
Verließ er all sein Hab' und Gut
Und eilte seinem Liebchen zu.
Ach Liebchen du, ach Liebchen mein,
Wie sitz'st du hier so ganz allein,
So ganz allein bis in den Tod.
Drei Tag', drei Nächt' sprach sie kein Wort.
Ach Mutter, bringe schnell ein Licht,
Mein Liebchen stirbt, ich seh' es nicht.
Du bist fürwahr ein treuer Husar,
Sollst mit mir gehn ins kühle Grab.
Wo kriegen wir zwölf Träger her?
Zwölf Bauernknecht', die sind zu schlecht.
Zwölf preuß'sche Husaren hübsch und fein,
Die sollen mein Liebchen tragen ein.
Ich hab' getragen den roten Rock,
Jetzt muß ich tragen den schwarzen Rock,
Den schwarzen Rock sechs, sieben Jahr,
Bis daß der Rock zerrissen war.

Der große Krieg von 1870/71 bot nicht nur der Kunstpoesie reichlichen Stoff, sondern auch der Volksdichtung. F. Wilh. Freiherr von Ditfurth (Historische Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—1871) läßt sich darüber folgendermaßen aus: „Nicht historischer Wert in bezug auf Tatsachen, noch poetische Hervorragung, gibt den — — mitgeteilten einzelnen Liedern ihre Bedeutung, sondern vorzugsweise die im Ganzen niedergelegte Gesinnung und Anschauung der breiten Volksmasse, die freilich als Gradmesser

*) Aus des Verf. handschriftl. Sammlung.

der allgemeinen Bildung für den Kulturhistoriker doppelten Wert erhält. Diese Darlegung der Zeitstimmung tritt nirgend so unmittelbar, frisch und lebendig hervor, als in den Liedern des Volkes, sei es im Ernst, Scherz, Spott oder sonstiger Stimmung des Gemütes. — — — An echt kernhafter, vaterländischer Gesinnung stehen sie der Kunstlyrik dieser Tage nicht nach; an lieblicher Flüssigkeit, an kernigem, schlagfertigem Witz und Humor in gedrängtester Form und Kürze, ohne jegliche Prätension, sind sie nicht selten voraus."

Ganz dürfte dieses Urteil heute nicht mehr zutreffend sein.

Trotz der veränderten Welt- und Sachlage, letztere namentlich durch den Umstand geschaffen, daß das zweifarbige Tuch heute ein gepriesenes Ehrenkleid ist, ist der schwermütige Ton unserer Soldatenlieder vielfach bis in die letzten Kriege zu verfolgen. Das dürfte in erster Linie in der starken Anlehnung an ältere Lieder, in der Annahme ihrer wehmutsvollen, oft ergreifenden Melodien begründet sein. Ob der unserm Volksheer wohl anstehende frohe Kriegsgesang früherer Zeiten wieder Einkehr hält? Es ist kaum zu erwarten. Andere Mächte machen sich geltend und morden die Volksseele mit ihrem tiefen Gemüte, die das frohe Kriegslied gebar von der Urzeit unsers Volkes bis zur Gegenwart herab.

Fassen wir nach diesen verschiedenen, immer die Jahrhunderte durcheilenden Untersuchungen und Andeutungen die geschichtliche Entwicklung des Volksliedes insgesamt ins Auge, indem wir namentlich der T r ä g e r und V e r m i t t l e r desselben gedenken.

Wahrscheinlich — wir streiften diese Frage schon — war der Priester der ursprüngliche Sänger in unserm deutschen Volke. Diese Doppelstellung — Priester und Sänger — war auf die Dauer unhaltbar. Neben den Priesterstand tritt ein besonderer Sängerstand. Bruinier (Das deutsche Volkslied, S. 57 ff.) ist der Ansicht, bei den Goten habe sich dieser Wandel zunächst vollzogen, weil hier die großen Stoffe vorhanden waren, die eine Weiter- und Höherentwicklung der Dichtkunst überhaupt erst ermöglichten. Dazu kommen die großen Geistesgaben der Goten. Jordanes sagt darum: „An Weisheit übertreffen die Goten

alle Barbaren, sie sind fast den Griechen zu vergleichen." Hinter diese Ansicht darf man wohl doch ein Fragezeichen setzen. Nächst den Goten hatten auch die Angelsachsen erwiesenermaßen Berufssänger (Skop nach Bruinier genannt) unter ihren Volksgenossen. Der gotische Sänger scheint vorbildlich für die Berufssänger der andern deutschen Volksstämme geworden zu sein. Zur Begleitung dürfte man schon früh die Harfe gespielt haben. Die Geschichte meldet, daß der Vandalenkönig Gelimer, als er von Pharas in Pappua eingeschlossen war, diesen um ein Brot, einen Schwamm und eine Harfe bitten ließ, letztere aber, um bei ihrem Klange sein Unglück zu besingen.

Eine besondere Gelegenheit zum Gesang bot das heitere Mahl, bei dem auch „szenische Aufführungen mythischen Inhaltes" erwiesen sind. Am ausführlichsten sind die Nachrichten, welche Priskus vom Hunnenkönig Etzel gibt, welcher ganz nach gotischer Art und Sitte lebte. „Als der Abend hereingebrochen war, wurden die Fackeln angezündet. Zwei Deutsche — traten vor König Etzel hin und sagten und sangen von seinen Siegen und Kriegstugenden. Auf sie schauten die Gäste. Der eine ergötzte sich an dem Liede, der andere gedachte der Kämpfe und geriet in Begeisterung; wieder andere aber, denen das Alter den Leib geschwächt und den Mut zur Ruhe gezwungen hatte, brachen aus in Tränen" (Bruinier). Die letzten Mitteilungen geben uns einen Maßstab für die Wertschätzung, welcher sich die Liedkunst unter den Goten und anderen germanischen Stämmen damals zu erfreuen hatte: Könige übten und pflegten sie.

Der Stabreim beherrscht die Dichtkunst dieser Zeit. „Aber in einem sehr wesentlichen Punkte war der Skop über den Priestersänger hinausgegangen. Dessen Lied war in Gesetze abgeteilt gewesen und trug damit eine lästige, die Entfaltung höherer epischer Kunst hemmende Fessel. — Das Gedicht der Skope aber floß in ununterbrochenem Strome dahin, so zur gebotenen Zeit Kürze und Weile des Ausdrucks ermöglichend" (Bruinier, S. 63).

Von den Goten kam der S k o p g e s a n g zu den Franken. Der Frankenkönig Chlodwig erbat sich ums Jahr 500 von dem Ostgotenkönig Theoderich gegen reiche Entschädigung einen Harfenspieler. Der sagenverherrlichte Dietrich von Bern entsprach diesem Wunsche. Auch zu den

Angelsachsen drang der Goten Brauch und Sitte. Es heißt z. B. im Beowulf (Übersetzung von Hans von Wolzogen in Reclam, S. 13):

— — — Nicht viel aber später
Entstund ein Streit den erstaunten Männern
Aus wenig erwarteter wilder Feindschaft,
Da mit Gram und mit Groll gar ein grausiger Riese,
Der im Finstern zu Hause, nun hören mußte
An jeglichem Tage das Jubelgetös
In der herrlichen Halle, das Harfenschlagen,
Des Sängers Gesang. (Der sagte, er könne
Vom Ursprung der Menschen das Älteste melden:
Wie der ewige Gott die Erde geschaffen,
Das funkelnde Feld, wo die Fluten wogen,
Wie der Sieggewaltige Sonne und Mond
Zu Leuchten verliehen den Landbewohnern
Und schmückte die Tiefen, den Schoß der Erde
Mit Blättern und Blüten und blies das Leben
In alle Geschlechter, die atmend wandeln.)"

Zu beachten ist der biblische Stoff des angelsächsischen Sängers.

Dann taucht der Harfner in Skandinavien und bei den Friesen auf. In ihrem Gesetz heißt es: „Wer einem Harfner, der mit dem Ringe zu harfen versteht, die Hand verletzt, soll dafür eine viermal höhere Buße zahlen als für einen andern Mann desselben Standes." Diese Festsetzung zeigt uns zugleich die hohe Wertschätzung unserer Sänger bei den Friesen an.

Schon früh waren diese Sänger von rastloser Wanderlust erfüllt. Darüber belehrt uns der Name eines angelsächsischen Sängers: Widsith = der Weitfahrer genannt. Begünstigt wurde das Wandern durch die große Übereinstimmung der germanischen Sprachen, welche bis zum Jahre 500 ganz und gar zugegeben werden muß. Aber noch viel später (z. B. zur Zeit des Vertrags von Verdun, 843) war eine große Verwandtschaft wahrzunehmen, und die germanischen Mundarten wiesen noch eine große Ähnlichkeit auf. Diese Gemeinsamkeit der Sprache verlieh eine Gemeinsamkeit des Volksgefühls unter allen Germanen. Dann ging es aber nach beiden Richtungen schnell

bergab. „Die märchenhaften Taten, mit denen die Ostgermanen die Welt zertrümmerten, erweckten den selbstbewußten Stolz darauf, daß man desselben edlen Blutes war, allerorten, so weit die Sprache tönte, die trauliche, die fromme, hehre. Auch auf die entlegenste nordische Föhrde schien dieselbe Sonne, die den Goten aufgegangen war, und ebenso wie den Niederfranken durchrieselte es mit dem Schauer völkischer Begeisterung den skandinavischen Recken, wenn er Siegfrieds Preis hörte" (Bruinier, S. 67).

Ein Priestersänger ist der Dichter des in altsächsischer Sprache verfaßten Heliand. Gerade die Sachsen scheinen viele Sänger aufgewiesen zu haben. Nach Saxo Grammatikus singt auch ein sächsischer Sänger bei dem Dänenkönig Swen. Ein „kunstfertiger sächsischer Sänger", Siward mit Namen, wird vom Dänenkönig Magnus im Jahre 1131 beauftragt, den Herzog von Schleswig, Knud Laward, über das Meer zu locken, damit der König ihn ermorden könne. Der Sänger gelobt zwar Verschwiegenheit, aber er warnt den Arglosen durch den dreimaligen Gesang des Liedes von Kriemhilds Untreue gegen ihren Bruder.

Der Stoff für unsere Sänger war in erster Linie die Sage, wie sie durch die Wanderzüge der Germanen vom 4.—6. Jahrhundert (gewöhnlich Völkerwanderung genannt) ausgebildet wurde, die deutsche Heldensage. Um die einzelnen Helden oder Gruppen von solchen legen sich Sagenkreise, in denen sich die Geschichte mit der Mythe, zeitlich und räumlich Getrenntes miteinander verband. Der ostgotische Sagenkreis beschäftigt sich mit Hermanrich und Theodorich dem Großen (= Dietrich von Bern). Der fränkisch-niederrheinische Sagenkreis lehnt sich an Siegfried an; er ist besonders stark mit mythischen Elementen durchsetzt. Die Helden des burgundischen Sagenkreises sind Günther und seine Brüder, ihre Schwester Kriemhild und ferner ihre Mannen Hagen und Volker. Volker ist selbst ein Sänger. Der hunnische Sagenkreis schließt sich um Etzel oder Attila, während der longobardische Rother, Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich preist. „Von allen diesen Helden gingen Jahrhunderte hindurch zahlreiche Lieder von Mund zu Mund, aber dieselben sind gleichfalls wie die von Tacitus erwähnten verloren gegangen. So sind uns also

aus den ersten 7 Jahrhunderten nach Christus mancherlei Sagenstoffe bekannt, aber es ist uns aus dieser Zeit kein vollständiges Denkmal deutscher Volkspoesie erhalten worden" (Kluge, Geschichte der deutschen Natinoal-Literatur[7], S. 12).

Aber diese Sagenstoffe waren vereinzelt. Ebenso bestanden die einzelnen Lieder für sich. Nur die handelnde Person bildete einen gewissen Zusammenschluß. Die meisten Lieder dieser Periode scheinen ohne Zusammenhang nebeneinander in ihrer ganzen Vereinzelung und Besonderheit bestanden zu haben. Erst später verschmolzen die Einzelsagen der verschiedenen Kreise zur Heldensage. Doch bleibt die Sage dabei in fortwährendem Fluß. Die Skopenlieder drangen ins Volk und wurden zu Volksliedern. Als einziges Skoplied erkennt Bruinier das Hildebrandslied an, ein Bruchstück. W. Wackernagel (Altdeutsches Lesebuch I, S. 68) gibt den Urtext desselben. Simrock hat eine Übersetzung geliefert, welche u. a. Lüben und Stacke (Deutsche Literatur 7 I, S. 5 ff) abgedruckt haben. Man hat mit Recht die scharfe Charakteristik der handelnden Helden dieses Liedes gelobt (m. vergl. Bruinier, S. 82 ff).

Ums Jahr 800 sank der Skop von seiner einstigen Höhe herab und geriet in die Gesellschaft der Fahrenden, des welschen joculator usw. Das waren Volkssänger, Gaukler, Seiltänzer, Puppenspieler usw. Von dem frühern Ansehen blieb kaum eine Spur. In der Klassifikation Bertholds von Regensburg nehmen sie bereits die unterste Stufe ein. Wer von den Spielleuten fortab zu Ansehen gelangte, dankte solches ausschließlich seinem Können, nicht mehr dem Ruhm seines Standes. Aber zahlreicher wird nun der Stand der Spielleute, bei denen wir das „Spiel" zu unterstreichen haben. Ihre Sangeskunst überwog die Dichtkunst. Der Spielmann wird die durch die Tradition übermittelten Lieder des Skop in erster Linie weiter gesungen haben. Er war in erster Linie „wiederholender Sänger, nicht selbstschaffender Dichter". Von Wichtigkeit ist für diese Zeit das Gedicht von Walter Starkhand, in der Nachdichtung des Ekkehard (Bruinier, S. 86 f.). Anfangs blieb der alte Heldensang auch in den immer mehr aufblühenden Städten Deutschlands noch geachtet; aber immer mehr kehrte sich der Städter davon ab und der alte Sang fand seine Ver-

ehrer nur noch bei den verachteten Bauern. Dort erhielt er sich bis zum Reformationszeitalter und in die Zeit des 30jährigen Krieges hinein. Eine Reihe von Quellen bezeugt diese Tatsache.

Nicht immer und nicht überall waren die Spielleute, die wandernden Sänger und ihre Genossen verachtet. An den kleinen Herrenhöfen wurde ihnen oft ein freundliches Willkomm entboten. Doch ein Stand, und zwar ein sehr einflußreicher, brachte ihnen diese Schätzung meist nicht entgegen: das war die Geistlichkeit. Und was trieb diese zu ihrem auffälligen Verhalten? Nichts weiter als der Umstand, daß die Volkspoesie, welche in der Regel von den Fahrenden gepflegt oder gar in eine höhere Sphäre der Entwicklung gerückt wurde, mit dem Heidentum eng zusammenhing. Wir deuteten den mythischen Hintergrund schon wiederholt an. Das Bestreben der Geistlichkeit war mit Nachdruck darauf gerichtet, Fürsten und Adlige mit Feindseligkeit gegen jene Leute zu erfüllen (m. vergl. dazu nur Diez, Poesie der Troub., S. 55—57, wo genaueres Quellenmaterial verzeichnet ist). Doch gab es auch hochgestellte Geistliche, welche anders dachten, wie wir weiter unten sehen werden. Noch weniger verfing dieser Haß immer beim Adel; nach wie vor nahm er die Poeten und Erzpoeten (Archipoeta) vielfach mit Freuden in seinen Burgen und auf seinen Höfen auf und belohnte sie freigebig.

Ehe wir die Geschichte der fahrenden Sänger weiter verfolgen, möchten wir auf einen Mann eingehen, welcher für den Niederrhein von besonderer Bedeutung ist. Er wird kurzweg der Erzpoet genannt. Sein eigentlicher Name ist Nikolaus Primas. Geboren wurde er um die Mitte des 12. Jahrhunderts in den Rheinlanden; später war er kölnischer Kanonikus. Cäsarius, der kundige Mönch von Heisterbach, erzählt in seinen Wundergesprächen folgendes von ihm: „Im vergangenen Jahre lag in Bonn, einer Stadt der Diözese Köln, ein fahrender Kleriker mit Namen Nikolaus, den man den Erzpoeten nennt, schwer krank, und da er zu sterben fürchtete, erlangte er von unserem Abt auf seine Bitten, als auch durch die Vermittlung der Kanoniker daselbst, daß er in den Orden aufgenommen würde. Und was geschah? Mit großer Reue zog er, wie

uns schien, das Ordenskleid an, das er, nachdem die Krisis vorüber war, so schnell als möglich auszog, mit einem gewissen Hohn von sich warf und wegging."

Diese kurze Mitteilung genügt zur Charakterisierung unsers Erzpoeten vollkommen. Seine Zeit wird aber gekennzeichnet, wenn wir erfahren, daß der große Erzbischof von Köln, Reinald von Dassel, sein Gönner war, und daß jener sich viel in der unmittelbaren Umgebung des Erzbischofs aufhielt. Daß unser fahrender Sänger infolgedessen auch an manchem andern Fürstenhof und Adelssitz willkommen geheißen wurde, ist selbstverständlich. Das verschlägt aber nicht, daß ihn ein anderer seiner Zeitgenossen mit folgenden Worten charakterisiert: „Zu unserer Zeit lebte Primas, ein kölnischer Kanonikus, ein großer Herumtreiber und ein großer Spaßmacher, der größte und schnellste, ein sehr großer und gewandter Versdichter."

Wir erfahren aus diesen verschiedenen Mitteilungen, wie unsere Sänger immer mehr Züge der Jongleure annahmen; wie ihr Ansehen mehr und mehr sank, und doch mancher ein gewisses Ansehen zu behaupten vermochte. Unser Erzpoet darf aber als Typus einer großen Klasse gelten; ein längeres Verweilen bei ihm ist darum gerechtfertigt.

Um über seine poetische Begabung ein Urteil zu gewinnen, lassen wir sein bekanntestes Lied, das älteste und berühmteste Trinklied des Mittelalters, in deutscher Übersetzung (von Leinburg) folgen:

Mihi est propositum.

1. Wenn ich einmal sterben soll, nun, so sei's beim Becher.
 In der Hand noch den Pokal mit dem Sorgenbrecher.
 Engel hör' ich dann im Chor, holde Seligsprecher:
 „Gott der Herr wird gnädig sein diesem frohen Zecher."
2. Lustig an dem Kelchglas glüht meines Geist's Laterne;
 Trunken von der Rebe Blut fliegt er an die Sterne.
 Dich und deinen Firnewein grüß' ich, o Taverne!
 Fischblut, kaltes Mischgetränk, bleib' mir ewig ferne!
3. Jeglichem hat Gott verlieh'n gnädig eine Gabe:
 Mir gelingt kein fröhlich Lied, wenn ich Durst noch habe.
 Ist die Kehle trocken mir, trumpft mich jeder Knabe;
 Durstigkeit und Nüchternheit haß' ich gleich dem Grabe.

4. Wie der Wein ist, den man schenkt, werden meine Lieder.
   Erst nach einem flotten Mahl wächst mir das Gefieder.
   Was ich unter'm Fasten dicht', ist mir selbst zuwider:
   Kneipend aber dichte ich den Ovidius nieder.

5. Nichts von Prophezeiungen! Geht mir mit dem Plunder!
   Wirtshausqualm und Flasche sind meiner Dichtung Zunder.
   Brausen im Gehirn mir Rheinwein und Burgunder,
   Kehrt Apollo bei mir ein und mein Geist tut Wunder.

In der Achtung der Großen dieser Welt sanken unsere Poeten und Erzpoeten vollends, als sich aus der Volkspoesie eine höfische Poesie aussonderte. Auch hier tritt der Niederrhein bedeutsam hervor durch den aus den Niederlanden stammenden Heinrich von Veldeke (m. vergl. K. Bartsch, Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrh., S. VII, 12 ff.), der am Hofe zu Cleve einen Teil seines Hauptwerks, der Eneit (Aeneide), verfaßte. Immer mehr sanken nun die Spielleute; sie wurden bald den „onechten luden unde spelluden" beigesellt und damit für rechtlos erklärt (Sächs. Ld. I, 38). Recht bezeichnend sind einige Namen dieser Fahrenden in den verschiedenen Landrechten. Im sächsischn Landrecht heißt es von ihnen: „Kempen vnde ir kindern, spelude, vnde alle die vnecht geboren sin — die sint alle rechtlos." Das schwäbische Landrecht sagt: „Spilliuten unde allen den, die guot vür ere nement. Loter pfaffen mit langem har und spiellöute sind ouz dem fride."

Mit dieser rechtlosen Stellung wurden sie schwer geschädigt, denn ungestraft durften sie beleidigt werden. Aber man ging noch weiter und schritt namens der Obrigkeit gegen sie ein. Der Stadtrat von Worms traf schon im Jahre 1220 harte Verfügungen gegen sie. Niemand war dies Vorgehen angenehmer als der Geistlichkeit. Die unausbleibliche Folge war, daß sie auch an den Herrenhöfen keinen Zutritt mehr hatten und darum schnell zu Bänkelsängern auf Jahrmärkten und in Dorfschänken herabsanken, gemeinhin aber zur wahren Landplage wurden.

Die Sänger und Spielleute wahrten einen gewissen Zusammenschluß. An ihrer Spitze stand ein Spielgraf, ein Spielleute-König, ein Musikgraf usw. Im Elsaß kannte man einen Pfeiferkönig. Jeder Herr von Rappoltstein war

König über die fahrenden Leute, die Pfeifer, jenes kunstbeflissene fahrende Volk. Wilhelm von Rappoltstein setzte es in zwanzigjährigem Bemühen durch, daß sie 1480 durch den Bischof von Basel vom Kirchenbann gelöst und als Bruderschaft anerkannt wurden. Ihr Gebiet war im Elsaß geographisch genau begrenzt. Der Pfeifertag zu Rappoltsweiler wurde alljährlich am 8. September abgehalten.

Nach dieser Abschweifung kehren wir noch einmal zu den Sängern der Heldensage zurück. Neben die immer mehr herabsinkenden Sänger derselben tritt seit dem 12. Jahrhundert eine sozial höher stehende Sängerschaft, welche vielfach an Höfen Anstellung fand. Mit letzteren befassen wir uns hier nicht, da ihre Schöpfungen nicht ins Volk eindrangen. Im Volke lebte allein das kurze Lied, ganz und gar verschieden von dem großen Epos. Aber das „niedere Spielmannsgedicht“ war der Entwicklung fähig und wurde gepflegt, namentlich in den aufblühenden Städten. Die höfische Poesie hatte eine hohe Vollendung in der Form erreicht. Von ihr ging eine Veredelung der Volksdichtung aus. Die höfische Lyrik namentlich hatte das sangbare Volkslied zurückgedrängt. Als nun die höfische Kunst verfiel, erblühte der Volksgesang zu neuem Leben. Die gebildeten Stämme zogen sich immer mehr von der Pflege der Poesie zurück; diese ging fast ausschließlich auf die niederen Stände über oder wurde dem Volk im engern Sinne überlassen. Die Blütezeit des Volksliedes reicht bis zum 16. Jahrhundert und beherrscht das lyrische Gebiet fast ausschließlich. Während einerseits der Minnegesang zum formgerechten, genau der Tabulatur gerecht werdenden Meistergesang wurde, der sich in seiner zünftigen Art peinlich gegen das Volk verschloß, blühte das echte Volkslied immer frischer und schöner empor, wenn auch Derbheiten mit unterliefen. Wer letzteres verkennen wollte, würde in der Beurteilung unseres Volkes und des Volksliedes geradezu ein Unrecht begehen. Aber diese Derbheiten wiegen nicht über. Während sich der Meistergesang in die zunftgemäß eingerichteten Singschulen mit ihrem großen Apparat an starrem Regelwerk zurückzog, wurde das an der offenen Heerstraße gelegene Wirtshaus die wichtigste Pflege- und Ausgangsstätte des echten deutschen Volksliedes. Und was die Heerstraße in damaliger Zeit bedeutete, ahnen wir

Kinder der Neuzeit kaum noch. Da wogte das Leben, wie es vielleicht niemand treffender geschildert hat als Geoffroy Chaucer in seinen berühmten Canterbury-Erzählungen. Und vielleicht ist das „Wirtshaus an der Lahn" gerade darum zum Mittelpunkt der schmutzigsten Volkslyrik geworden. Das Wirtshaus spielt aber jedenfalls im Volkslied eine große Rolle. Bunt und fesselnd ist die Gesellschaft, welche sich im Wirtshaus an der Landstraße versammelt. Breit und behäbig, dem Wirt in manchem ähnlich, sitzt der Fuhrmann am Tisch, die Peitsche im Arm und das volle Glas vor sich. Neben ihm sitzt der Kaufmann, der schlicht und einfach zur fernen Messe zieht, noch nicht gespreizt und hohl wie der Commis voyageur unserer Tage. Die Bildung der Zeit sucht der fahrende Schüler und Student zu vertreten mit einer oft unangenehmen Beimischung von Unlauterkeit und Egoismus. Der Jäger und der Landsknecht gehören hochgepriesenen, vielfach im Liede besungenen Berufsarten an. Während die Landsknechte etwas begehrlich ihre Blicke auf die gespickte Geldkatze des Kaufmanns richten, rücken drei muntere Gesellen, Arm in Arm, ins Wirtshaus ein. Es sind Handwerksgesellen, die sich draußen auf der sonnigen Landstraße getroffen und sich Freundschaft fürs Leben geschworen haben. Sie setzen sich zu den Zechenden und bald erschallt aus ihrer Runde ein fröhliches Lied: „Der liebste Buhle, den ich han" und andere. Gespannt lauschen die andern. Den Sängern wird ein frischer Trunk, eine gute Mahlzeit geboten, und wieder lassen sie ihre frohen oder ernsten Weisen erschallen, die begierig von den übrigen Gästen aufgenommen werden und schon in den nächsten Tagen weit und breit in der ganzen Umgegend widerhallen. Weltliche und geistliche Lieder sind es, welche so ihre unaufhaltsame Verbreitung durch die deutschen Gaue finden, zuerst auf unzähligen Flugblättern gedruckt, dann in Liederbüchern gesammelt, deren erstes im Jahre 1539 in Nürnberg erschien.

Aber auch dem Blühen des Volksliedes war ein Verwelken und Verschwinden bestimmt. Sein Verfall begann im 16. Jahrhundert, erreichte aber seinen Tiefstand im 17. Jahrhundert. Der 30jährige Krieg ließ auch dieses Blütenmeer scheinbar ersterben im Tosen der Waffen. Nicht nur das Schlachtengetümmel nahm ihm die Lebenskraft,

sondern mehr noch die immer mehr um sich greifende Rohheit und die immer mehr zunehmende innere Verderbnis unseres Volkes, welche der entsetzliche Krieg heraufbeschwor.

Aber völlig erloschen war die Lebenskraft des Volksliedes keineswegs. Wieder grünte sein Baum, genährt von den besten Gefühlen des Volkes, im 18. Jahrhundert; namentlich im letzten Drittel desselben gelang es dem Volkslied, seinen richtigen Einfluß, allerdings in anderer Gestalt, wieder zu gewinnen. Die Sachlage war gänzlich verschieden von der früheren. Neue Volkslieder erstanden kaum in erheblichem Maße, aber man schätzte die alten Lieder um so höher ein. Zu der Zeit, als unser Volk sich auf sich selbst besann, als Goethe, Schiller und andere Dichter die Neuzeit einleiteten.

Die verschiedenartigsten Zeit- und Geistesströmungen machten sich in jenen Zeiten geltend. Die Erkenntnis, daß das Vorhandene nicht genüge, daß kein Standesunterschied mehr Geltung beanspruchen dürfe, daß das Dogma und seine engherzige Verteidigung das religiöse Bedürfnis des Menschen nicht zu stillen vermöge, ließ auf dem weiten Gebiete des Geistes ein neues Leben erstehen. Ein Stürmen und Drängen, ein Wogen und Weben gibt sich überall kund, anfänglich vielfach noch von Unklarheit erfüllt, Gegensätze zu vereinigen suchend, die nicht zu überbrücken waren. Goethe mit seinen Reisegenossen Basedow und Lavater am Rhein im Jahre 1774 ist ein Typus dieser Erscheinung, welche sowohl den Dogmatismus als die Mystik und den Pietismus hervorbrachte. „Das Dunkel der Gedanken und Gefühle bot keine dauernde Erlösung. Man suchte sie, unfähig Hand anzulegen an die drückenden sozialen Lebensverhältnisse, immer mehr auf dem Gebiet des Erkennens und Wissens. Daher das Tasten und Anklopfen bei allen geheimen Gesellschaften, als ob da die Wahrheit verschlossen läge; daher die ungewöhnliche Begeisterung für eine Literatur, welche fern vom tendenzlosen Spiel der Unterhaltung die Fahne der Befreiung, der Aufklärung emporhielt. „Aufklärung" ist fortan die Parole der Zeit, Lessing, Schiller, Goethe sind ihre Männer. Der Kampf für die Sprache als das Symbolum des Volkstums erfüllte nicht mehr allein die Gemüter, der Kampf entbrannte nach vielen Seiten hin. Der Dichter, der ihn am vielseitigsten führt, der dieser Kampf-

tendenz die zündendsten Worte leiht, der ist der Mann des Volkes."

Herder war es, der in diese gärende Zeit gleichsam ein neues Schlagwort warf, als er für die „Dichtung der Naturvölker" das Wort „Volkslied" prägte. Ob dieser Ausdruck gerade glücklich gewählt war, soll hier nicht untersucht werden; aber er hat bis heute sein volles Bürgerrecht gewahrt (Herder u. seine Zeit: E. Kircher, Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit; Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Band IV; O. Böckel, S. 14 f.). In seinen „Fragmenten zur deutschen Literatur" (1767) hatte Herder schon die Forderung nach Deutschheit, Volkstümlichkeit und Originalität der Schreibart aufgestellt. Gleichsam als Muster gab er dann 1778 seine „Stimmen der Völker in Liedern" heraus, eine Sammlung der besten und vorzüglichsten Volkslieder, welche in unserer Literaturgeschichte epochemachend wurde. Sie hatte schon in der 1765 in London erschienenen Sammlung von Percy's Volksliedern eine Vorläuferin. Diese letzte Sammlung rief in Deutschland einen Sturm der Begeisterung hervor, dem Herder nicht zuletzt seinen Erfolg auf dem Gebiete des Volksliedes zu danken hatte. Rud. von Gottschall (Die deutsche Nationalliteratur usw.⁴, S. 18) wertet Herders Verdienste um das Volkslied mit folgenden Worten: „Dagegen traf seine Begeisterung für die Volkspoesie, die sowohl aus seinem überall einheimischen Weltbürgertum, als aus seinen Sympathien mit dem frischen Quell der Naturempfindung hervorging, eine nachhaltig ergiebige Ader der Literatur und gab zugleich eine Mustersammlung des musikalischen Liedes, das sich an die einfachen Weisen der Volkspoesie anschließen und an ihnen heranbilden konnte. So wurden „die Stimmen der Völker" ein tonangebendes Werk, und indem sie den Gesichtskreis der Nation erweiterten und sie auf die Universalität der Poesie hinwiesen, machten sie gleichzeitig auf die Reichtümer aufmerksam, welche die eigene Volkspoesie barg, ein Wink, dem zuerst die Romantiker Folge leisteten."

Und welch eine Liebe zu dem neu entdeckten Schatze unseres Volkes ergriff nun die Herzen! Der Göttinger Dichterbund war es vor allen Dingen, der Herder auf der kühn betretenen Bahn folgte. Die breitesten Volksschichten wurden

ergriffen. Der Spott der Aufklärer gegen diese Bewegung zeigte sich völlig ohnmächtig. Nikolai, der in dem zu neuem, mächtigen Leben entstehenden Volksliede Unheil für den guten Geschmack witterte und zwei gesammelte Bände derselben erscheinen ließ, um das Volkslied in seiner Blöße zu zeigen, erreichte das Gegenteil dessen, was er erstrebte: er goß nur Öl ins Feuer der allgemeinen Begeisterung und wandte die allgemeine Aufmerksamkeit und Liebe gerade dem Volksliede zu.

Mächtig strömte das neuerwachte nationale Leben durch unsern Volkskörper, gerade zu jener Zeit, als seine Nationalität immer tiefer sank, als sein politisches Dasein am stärksten bedroht war. Für die Entwicklung unseres Volkes und für seine Anschauungen über fremde Völker wurde das Volkslied von gewaltiger Bedeutung durch die von Herder herausgegebene Liedersammlung aller Nationen. Und als Preußen, die werdende und später führende Großmacht Deutschlands, die größten politischen Niederlagen erlitt, als das nationale Bewußtsein im tiefsten Schlummer erstorben schien, da wandte man sich immer mehr der deutschen Vergangenheit zu, um aus ihr Trost und Kraft zu schöpfen: 1806 und 1808 erschien die bis dahin umfassendste Sammlung deutscher Volkslieder von Arnim und Brentano unter dem romantischen Namen: „Des Knaben Wunderhorn". Vielleicht hätte man sie treffender des Volkes Wunderhorn getauft. Auch Goethe fand warme Worte der Anerkennung für diese Sammlung. Sie war es, die unserm Volksliede in unserer Literatur die herrschende Stellung erwarb, welche es für alle Zeiten behaupten dürfte.

Ludwig Uhland folgte 1844/45 mit seiner zweibändigen Sammlung „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder," noch immer eine der besten, wenn auch nicht umfangreichsten. Die weiteren Sammlungen führen wir im Anhang auf.

Ein Rückblick auf die Entwicklung des deutschen Volksliedes im Wandel der Zeiten zeigt uns, daß sich dasselbe schon früh entfaltete, daß es schon zu den Zeiten des römischen Schriftstellers Tacitus unsere Vorfahren zu Kampf und Heldentat anfeuerte. Den Stoff zu ihren Liedern entnahmen die Germanen der Götter-, Helden- und Tier-

sage; hinzu traten noch Rätsel- und im Redton gehaltene Wechsellieder. In der Völkerwanderung ging der große Schatz dieser Lieder zugrunde; aber diese Zeit war es auch, die den gewaltigen neuen Sagenstoff lieferte, der die Überreste der älteren Götter- und Heldensage in sich aufnahm und mit sich verschmolz. So taucht in der Zeit vom 6. bis 8. Jahrhundert wieder eine bedeutende Anzahl zur Harfe gesungener epischer Volkslieder aus der deutschen Heldensage auf, deren vorzüglichstes Merkmal die Alliteration ist. Aber auch Spott- und andere Lieder gab es. Ferner tritt nun die Zeitgeschichte mehr und mehr in den Kreis der Volkspoesie. Hierher darf das in Westfalen und am Niederrhein bekannte Liedchen gerechnet werden:

Hermen
Schlo Lärmen,
Schlo mit Pipen und Trummen!
De Kaiser will kummen
Mit Hamer (Schwertern) und Stangen,
Will Hermen uphangen!

Wahrscheinlich muß diese Strophe nicht auf Hermann den Cherusker, sondern auf Karl den Großen bezogen werden. Vielleicht liegt aber auch eine Umdichtung vor.

Das Gebiet der Volkspoesie fand dann im 9. Jahrhundert eine Beschränkung, diese selbst eine bedeutsame Änderung in der Form: Der Stabreim wurde durch den Endreim ersetzt.

Das Volkslied blieb fortan immer mehr den Volksschichten überlassen, welche einer gelehrten Bildung entbehrten. Darum ist es später eine treibende Kraft und eine beachtenswerte Macht in den Reihen der unterdrückten Bürger und Bauern gegen die Raubritter und ihre wüsten Stegreifgesellen, wenn diese auch selbst Volkslieder singen. Das Volkslied führt dann die deutschen Landsknechte zum Siege gegen die Welschen. Es war aber auch der innigste Freund und tapferste Mitstreiter Luthers, „der eindringlichste Prediger seiner Lehre, es ermutigte die erschöpften Protestanten in dem großen Kriege in ihrem Bekenntnis, es begeisterte die Armeen des großen Friedrich, es führte die Sieger der Freiheitskämpfe nach Paris, es bewährte

auch in dem letzten Kampfe Deutschlands gegen den Erbfeind seine zauberhafte Gewalt" (Petzold-Kroder, Handwörterbuch usw.).

III. Dichtet das Volk seine Lieder?

Diese Frage hat Uhland, fußend auf Grimm, mit folgender Auslassung bejaht: „Es ist nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Der Drang, der dem einzelnen Menschen inne wohnt, ein geistiges Bild seines Wesens und Lebens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern schöpferisch wirksam."

Diese Auffassung ist lange maßgebend gewesen, heute jedoch ganz erheblich ins Schwanken geraten. Das Volk oder der einzelne Volksstamm als Ganzes vermag nicht zu dichten wie der Einzelne. Das ist natürlich ausgeschlossen. Aber einzelne Glieder des Volkes, die ganz und gar von den das Volk beherrschenden und beseelenden Gefühlen durchdrungen sind, die gleichsam als schwingende Fasern der Volksresonnanz betrachtet werden können, solche Einzelnen, geistig Bevorzugten dichten gleichsam für das Volk. Ihre Lieder werden Gemeingut, weil sie das allen Volksgenossen Gemeinsame der Gefühlswelt zum Ausdruck bringen. Das so entstandene Lied ist darum das Geistesprodukt einzelner Personen, die dazu die Befähigung in sich tragen, welche dem Volke als solchem und auch der Mehrzahl seiner Glieder im besondern abgeht. Und andererseits ist das entstandene Lied doch nicht das Eigentum des Einzelnen; es ist Allgemeingut des Volkes, dessen Gefühlswelt es treu wiederspiegelt: es ist eben ein Volkslied.

Was der Einzelne dichtete, wird nicht immer mit sklavischer Treue von den Volksgenossen angenommen und damit unmittelbar zum Volkslied gestempelt. Kleine Veränderungen werden an diesem und jenem Liede, an einer Strophe vorgenommen und von der Menge für angemessener gehalten. In der umgemodelten Form pflanzt sich das Lied

fort, um immer wieder Abkürzungen, Abänderungen oder Zusätze usw. zu erfahren. So ist das Volkslied in stetem Fluß begriffen, namentlich so lange es nur mündlich fortgepflanzt wird.

Der Name des Dichters geht gar leicht verloren. Der Zufall mag hier oft genug im Spiel gewesen sein, das singende Volk aber auch auf diese Kenntnis nicht das mindeste Gewicht gelegt haben. „Meist sind allerdings die ersten Sänger eines Volksliedes unbekannt, weil im Zustande naiver Volkskunst eine dichterische Individualität überhaupt nicht besteht“ (Böckel, S. 18).

Die mündliche Fortpflanzung ist dem Volksliede eigentlich einzig und allein angemessen.

Zum Beweise unserer obigen Behauptung, daß das Volkslied in stetem Fluß begriffen sei, sei nur an das volkstümliche Lied (Hoffmann von Fallersleben, Volkstümliche Lieder, S. 84): „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“ erinnert. Statt „Ein Märchen aus alten Zeiten“ zu singen macht sich fort und fort das Bestreben geltend, allerdings durch die Melodie veranlaßt, für „alten“ das Wort „uralten“ einzusetzen. Aber durch diese mehr oder weniger bedeutenden Abänderungen, Kürzungen usw. wird das Volkslied mehr und mehr auch Eigentum des Volkes, das ihm immer mehr sein Gepräge gibt, es ganz nach seinem Geschmack modelt und so das anfänglich mehr subjektiv Empfundene zum objektiven Volksgute macht.

Vor einigen Jahrzehnten fiel mir das Tagebuch eines Mitkämpfers des Krieges von 1864 in die Hände. Es enthielt eine große Anzahl von Liedern, welche damals entstanden. Auf meine Nachforschungen hin erfuhr ich den Ursprung der meisten dieser Lieder. Wenn die Krieger in Quartier lagen, versammelten sie sich oft und suchten sich die Langeweile zu vertreiben. Die Begebenheiten des Krieges bildeten natürlich in erster Linie den Gesprächsstoff. Der eine und andere begann, die allgemein interessierenden Ereignisse nach einer bekannten Weise in dichterische Form zu bringen. Die Kameraden besserten und fügten neue Strophen hinzu, bis ein Lied entstanden war, das den Ansprüchen der Anwesenden genügte. Es wurde nach einer bekannten Melodie gesungen und pflanzte sich mit dieser oft durch einzelne oder mehrere Truppenteile fort. So ent-

standen damals noch Volkslieder. So werden auch früher manche Volkslieder entstanden sein, namentlich zu der Zeit, als das Wandern die Glieder mancher Stände durchs Land führte. In den Herbergen und auf der Landstraße, im Feldlager und beim frohen Volksfest werden sie entstanden sein, die gefühlstiefen Volkslieder, welche noch jetzt ihre Zauberkraft über die Herzen ausüben. Zu diesen Schlüssen berechtigen uns die vielfach am Schluß der Lieder vorkommenden Andeutungen.

Der uns das liedlein neus gesang,
Ain landsknecht ist ers ja genant,
Er hat es wol gesungen:
Die sach ist im gar wol bekant,
Von Landstal ist er kommen, ja kommen.

Oder:

Wer ist der uns diß liedlein sang?
So frei ist es gesungen;
Das haben getan drei jungfreuwlein
Zu Wien in Österreiche.

Ferner:

Und der uns disen reien sang,
So wol gesungen hat,
Das haben getan zwen hawer
Zu Freiberg in der stat;
Sie haben so wol gesungen
Bei met und külem wein,
Darbei da ist gesesßen
Der wirtin töchterlein.

Fügen wir noch hinzu, was J. Sahr (Das deutsche Volkslied, S. 9) über die Frage, wer das Volkslied dichtete, bemerkt: „Natürlich nicht das Volk in seiner Gesamtheit, sondern ein einzelner Begabter, jedenfalls einer, dem die altererbte Technik der Volksdichtung, ihr Schatz an dichterischen Formeln und Wendungen vertraut, dem ihr Rhythmus, ihre Melodien in Fleisch und Blut übergegangen waren..... Offenbar knüpfte, wer ein Volkslied dichtete, an schon Vorhandenes an, das auch da bestand, wo wir es nicht nachweisen können. Die fortlaufende Überlieferung der dichterischen Technik kann nie ganz abgerissen gewesen sein, aber es werden sich in ihr auch besonders Begabte von den

übrigen unterschieden haben. Warmes, tiefes Empfinden, reger Geist, scharfe Beobachtungsgabe, verbunden mit jener technischen Fertigkeit, waren die Voraussetzungen für das Entstehen eines Volksliedes."

Eins steht vor allen Dingen fest: wir können aus unserer Kultur heraus kaum noch beurteilen, welche unerschöpfliche Sangeslust und Sangesfreude die von der Kultur wenig oder gar nicht berührten Völker beseelt. Zum Beweise dessen sei auf Friaul mit seiner ungemein großen Sangeslust verwiesen (E. Schatzmayr in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 329). Beobachten wir nur, um einen naheliegenden Vergleich zu finden, ein kleines Kind aus dem Volk, oder noch besser, mehrere derselben, welche spielend auf dem Anger, auf der Straße oder an einem anderen Orte weilen. Eine Zeile wiederholen sie immer und immer wieder, singend und melodisch, z. B.

O, de aule Opapa!

So wie das Kind im Zustande der Natur, ist auch der Naturmensch unermüdlich, wenn ihn die Sangeslust erfaßt. Es treibt ihn mit natürlicher Allgewalt. Er kann dem innern Drang nicht widerstehen. Nur die Kultur bändigt diesen Trieb.

Diese Sangeslust läßt sich mit der Wiederholung bekannter Lieder nicht genügen. Sie sucht ständig nach neuen Liedern, nach Wechsel in der Melodie. Ein estnischer Volkssänger (Neus, Estnische Volkslieder, 190) kleidet dieses Bestreben in folgende Worte:

Auf von neuem, art'ge Schwestern,
Auf von neuem, nur zurück
Neu gesungen neue Worte,
Würd'gere Gesangesweisen!
So sind neugesungne Worte
Wie die neugewachsnen Bohnen,
Wie die weichgesottnen Erbsen,
Ausgesiebten Johannisbeeren,
Ausgerollten Ahornkerne,
Ausgehülsten Haselnüsse.

Wie oft heißt es in den Liedern unseres Volkes: ein neues Liedlein usw.

Die Limburger Chronik (Ausgabe von Vogel, S. 23) meldet: „In derselbigen Zeit sung man ein neu Lied in Teutschen Landen, das war gemein zu Pfeifen und zu Trommeten und zu allen Freuden."

Und S. 25: „Darnach nicht lang sung man aber ein gut Lied von Weiß und von Worten durch gantz Teutschland also."

Nebenbei sei auch auf die innige Verbindung des Liedes mit der Melodie, welche in diesen Mitteilungen hervortritt, verwiesen, aber auch auf die ungemeine (und allem Anschein nach schnelle) Verbreitung.

Auch in den fremden Volksliedern wird das „Neue" des Liedes oft hervorgehoben.

Sind die Naturvölker befähigt, dieser Lust zum Gesang und zur Dichtkunst Folge zu geben? Mit einem kräftigen „Ja" läßt sich diese Frage beantworten. Die freie Erfindung von Text und Melodie kann ihnen nicht abgesprochen werden. Sie besitzen dieses Vermögen noch, was den Kulturvölkern abhanden gekommen ist. Und die Güte ihrer Leistungen vermögen wir in den ungeheuren Schätzen der Volksliedersammlungen zu beurteilen, wenn diese auch nur einen geringen Bruchteil der entstandenen Volksgesänge enthalten. Das Gefühl des Könnens und Vermögens verlockt sie gar zu dichterischen Wettkämpfen wie auf Korsika. Stundenlang tragen die Wettenden ihre Stegreiflieder vor, bis einer unterliegt. „Mit welcher Leidenschaft diese dichterischen Zweikämpfe ausgefochten werden, davon zeugt das traurige Schicksal Giovanni Matteos, des ausgezeichneten korsischen Sängers, den ein besiegter poetischer Nebenbuhler aus Eifersucht erstach" (O. Böckel, Psychologie der Volksdichtung, S. 27; J. B. Marcaggi, les chants de la mort, S. 52, 255).

Diese den Naturvölkern angeborene Fähigkeit, zu singen und zu dichten, erfährt bei gewissen Anlässen eine erhebliche Steigerung. Namentlich wenn der Tanz zum gesungenen Lied hinzutritt, werden alle Sinne aufs schärfste angespannt, und die dichterische Fähigkeit wird auf den Gipfel ihrer Leistungsfähigkeit erhoben. Darum ist der Tanzplatz, wie ein Forscher behauptet hat, die Geburtsstätte zahlloser Lieder. Gundlach (Schnadahüpfln 12) schreibt: „Der Tanzboden, der Mittelpunkt der Belustigungen für

jung und alt, ist denn auch der geeignete Ort, wo aus dem Munde der besten Sänger eine bunte Menge neuer und alter Schnadahüpfln hervorsprudelt. Oft stimmen die Musikanten unaufgefordert „a neue Weis'" an, wodurch das junge Völkchen aufs freudigste überrascht und angeregt wird, auch sogleich neue Schnadahüpfln anzubringen. Da wird dann von den gewandtesten und gewecktesten Burschen aus dem Stegreif gedichtet und gesungen: Der Augenblick erhält hierbei seine größte Bedeutung; er wird von allen frisch erfaßt und mehr oder weniger treffend und witzig besungen."

Text und Melodie sind hier, wie beim echten Volksliede, innig verbunden. Eine Trennung ist nicht denkbar. Diese Verbindung ist so eng, daß ein Volkssänger selten den Text ohne Gesang wiederzugeben vermag. Diese Erscheinung wird jeder beobachtet haben, der einmal Volkslieder aus dem Munde des Volkes aufzeichnete.

Die oben geschilderte Entstehung des Volksliedes auf dem Tanzplatz enthält zugleich einen wichtigen Grund für das Vergessen des Dichters. Der Schöpfer des neuen Liedes wird vergessen in der jauchzenden Lust, welche alle durchzittert. „Das Lied ist alles, sein Schöpfer nichts." Das erscheint fast als Undankbarkeit des Volkes und ist es doch nicht, um so weniger, als dem Verfasser durchweg wenig oder gar nichts daran gelegen ist, als Schöpfer des Liedes bekannt zu werden. „Wie erklärt sich dieses Fehlen jeder Dichter- und Sängereitelkeit?" fragt Böckel (Psychologie usw., S. 34). „Nun, die Sache ist ganz einfach psychologisch zu erklären aus dem Fehlen eigenen Schaffensbewußtseins bei den Volkssängern. Sie erfinden nicht, um etwas Neues zu bieten, wie es der Kunstdichter beabsichtigt, sondern sie setzen nur fort, was vor ihnen da war, singen neue Weisen zum Ersatz für vergessene alte: sie sind also nicht Neuschöpfer, sondern nur Fortsetzer."

Wir möchten noch hinzufügen, daß schon der Begriff „Volk" und das Volksbewußtsein zur Zeit, wenn das Volkslied noch in erheblichem Maße geboren wird, so stark und vorherrschend sind, daß ein Hervortreten des Einzelindividuums nicht möglich ist. Das „Volk" ist eine homogene Masse, bei der das Einzelwesen fast völlig ausgeschaltet ist.

Sehr oft ist auch nicht ein einzelner Volkssänger als

Urheber eines Liedes anzunehmen, sondern ein Zusammenwirken mehrerer. Wir deuteten oben schon aus dem Feldzug von 1864 einen solchen Fall an. Weitere Belege bringt Böckel (Psychologie usw., S. 34 ff.) aus Finnland, Island, Dithmarschen usw. Sehr interessant ist die Mitteilung aus Finnland. „Wie ein Volkslied durch das Zusammenwirken mehrerer Sangeskundiger sich bildet, davon wird uns Kunde aus Suomi-Land (Finnland), einem der wenigen Gebiete Europas, wo sich noch nach dem Erwachen der volkskundlichen Forschung eine lebensfähige, triebkräftige Volksdichtung vorfand. Beim Schaffen der finnischen Volkslieder (Runen) sind fast durchweg zwei Sänger tätig. Diese sitzen einander gegenüber, reichen sich die Hände, und unter stetem Vor- und Rückwärtsbeugen des Oberkörpers beginnt der Gesang so, daß der Hauptsänger, der begabtere, nach einer einfachen, herkömmlichen Weise den ersten Vers improvisierend singt, der vom zweiten Sänger, seinem Gehilfen, abgeschlossen und wiederholt wird. Ein finnisches Volkslied bezeugt diese eigentümliche Art des Dichtens:

Komm zu einer heitern Arbeit,
Bruder, laß uns Runen dichten,
Frohe Lieder laß uns singen,
Laß die Kantele*) erklingen;
Lege deine Hand in meine,
Ich lege meine Hand in deine.

Dadurch, daß der Gehilfe den ersten Vers vollendet und wiederholt, gewinnt der Hauptsänger Zeit, um sich auf den folgenden Vers vorzubereiten. So machen sie's von Vers zu Vers, in ernster, feierlicher Haltung das neue Lied weiterspinnend, indes die Zuhörer sich schweigend um sie drängen und mit gespannter Aufmerksamkeit ihnen lauschen. So hat sich die Sangesart in Finnland bis auf unsere Tage herab fortgepflanzt; im russischen Karelien sollen heute noch die finnischen Volkssänger zu zweien singend Lieder schaffen."

Dafür, daß diese Art des Entstehens eines Volksliedes auch vordem in Deutschland bekannt war, füge ich nur eine

---

*) Die Kantele ist ein finnisches Begleitinstrument, das beim Gesang auf den Knieen des Sängers lag.

Nachricht aus der Limburger Chronik (Ausgabe von Vogel, S. 431) an: „Da sung man diß Widersang."

Ebenda (S. 50) lautet es: „In diesen Zeiten pfiffe und sung man diß Lied und Widersang:

Ich will in Hoffnung leben fort,
Ob mir ichts Heil möcht geschehen
Von der liebsten Frauen mein.
Spräch sie zu mir ein freundlich Wort,
So möcht' Trauren von mir fliehen.
Ich hoffe ihr Gunst mich ja mit Heil
Bekehre. Ach Gott daß ich sie solte sehen,
Ich wollte in Hoffnung leben.

Oben wurde des Tanzplatzes und seines Einflusses auf die Volkssänger gedacht. Er gibt in hervorragendem Maße Anregung zur Hervorbringung neuer Volkslieder. Das tut aber auch die Natur (m. vergl. den betr. Abschnitt). Darum geht das Volkslied so unendlich oft von der Natur aus, z. B. in dem allbekannten:

Es stehen drei Sterne am Himmel,
Die geben der Lieb' einen Schein.

Historische Ereignisse (m. vergl. den vorigen Abschnitt), selbst erlebt oder mehr oder weniger unmittelbar empfunden, regen ferner zum Dichten an. Darum so viele Volkslieder, die am Schluß verkünden, daß ein Reiter, ein Landsknecht usw. es „gemacht" oder „gesungen" habe. Unter diesen Liedern ist eine verhältnismäßig große Anzahl, von denen der Dichter bekannt ist; und das erklärt sich leicht. So heißt es in der Limburger Chronik (S. 8 f.): „Anno 1347 da wurden die von Coblentz jämmerlich erschlagen und nieder geworffen bey Grensau, und blieben ihrer todt 172 Mann, und wurden ihrer dazu sieben gefangen. Das thäte Reinhard Herr zu Westerburg. Derselbige war gar ein edler Ritter von Sinn, Leib und Gestalt, und ritt dem Kayser Ludwig nach, und machte diß Lied:

Ich dörffte den Hals zubrechen,
Wer rächet mir den Schaden dann?
So hätt ich niemand der mich räche,
Ich bin ein ungefreundter Mann.
Auff ihre Gnad acht' ich kleine Sach,
Das lasse ich sie verstahn, usw.

Da der vorgenannte Kayser Ludwig das Lied hörte, straffte er den Herrn von Westerburg, und sagte: er solte es der Frauen gebessert haben. Da nahme der von Westerburg eine kurtze Zeit und sagte, er wollte es der Frauen bessern, und sung diß Lied:

> In Jammersnöthen ich gar verbrinn,
> Durch ein Weib so minnigliche usw.

Da sprach Kayser Ludwig: Westerburg hat es uns nun wohl gebessert."

Das Volkslied entsteht im Volk, nicht in der Einsamkeit und Verborgenheit. Es wendet sich sofort an das Volk und verlangt „Mitsänger und Zuhörer". Hildebrand (Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes I, 214) sagt darum ganz zutreffend: „Der Volkssänger, das Volkslied rechnet auf Hörer, die in gleicher Richtung mitarbeiten, dem Liede in die Hand arbeiten, offen entgegenkommend."

Zum Schluß möchten wir noch die Frage aufwerfen: „Dichtet das Volk heute noch Lieder", in dem Sinne, wie wir es vorhin ausführten.

Das, was das Volk in seiner vielhundertjährigen Entwicklung an Liedern gedichtet und gesungen, gleicht einem Kapital, das sich stetig gemehrt hat von den ältesten Zeiten an, aus denen wir bereits Volkslieder nachweisen können. Die zahllosen Varianten gleichen den Zinsen, welche zum Stammkapital geschlagen werden. Dieser ungeheure Schatz von Volksliedern ist es, von dem unser Volk heute zehrt. Zuwachs erfährt derselbe kaum mehr. Doch hat noch der deutsch-französische Krieg in den Jahren 1870/71 (F. W. von Ditfurth, Historische Volks- und volkstümliche Lieder des Krieges von 1870—1871. Berlin 1871) manches beachtenswerte Produkt auf unserm Gebiete hervorgebracht. Das lyrische Volkslied mag noch ab und zu einige Blüten treiben, aber ihre Zahl ist sehr gering. Man darf daher wohl behaupten, daß das Dichten neuer Volkslieder in unserer Zeit beim deutschen Volke kaum noch angenommen werden darf. Einzelne Striche unseres Vaterlandes, namentlich die Alpenländer, machen jedoch eine Ausnahme von dieser Regel. Die Lust am Gesang hat durch die zahllosen Gesangvereine andere Bahnen eingeschlagen. Zwar pflegt die Mehrzahl derselben auch den Gesang der Volkslieder;

aber die rührend naive Art des eigentlichen Volksgesanges ist das nicht mehr. Sangeslust und Sangeskunst waren vordem offenbar allgemeiner verbreitet als heute (J. Sahr, Das deutsche Volkslied, S. 9).

Manches Volkslied hat den Weg zur Kinderwelt angetreten; die Kinder singen die alten Weisen zum Reigen und Spiel. Und hier zeigt sich eine schöpferische Kraft im Verändern der alten Lieder, welche einerseits mit Freuden zu begrüßen ist, andrerseits aber die alten Stoffe bedenklich verflacht und ihnen ihren edlen Gehalt vielfach nimmt. Eine Weiterbildung des Volksliedes ist das allerdings nicht, sondern nur eine immer wertloser werdende Umbildung.

Das deutsche Volk dichtet heute kaum noch neue Lieder. Warum denn eigentlich?

Der Gründe dafür lassen sich viele anführen. Die gesamte Kulturentwicklung unserer Zeit, so können wir es kurz sagen, tritt der Weiterentwicklung des echten Volksliedes hemmend entgegen. Die Gefühlswelt kann nicht mehr wie in der Väter Tagen gepflegt werden. Das Eindringen der politischen Tagesfragen in die letzte Hütte der entlegensten Berglandschaft nimmt die Gefühlsseligkeit unseres Volkes fort und damit die Fähigkeit, seinen Gefühlen im Liede einen angemessenen Ausdruck zu schaffen. Aber die alten Volkslieder singt man noch ab und zu selbst in den Großstädten unserer Industriegegenden, wenn etwa eine Hochzeitsfeier an die alten Zeiten mahnt, die frohe Kindtaufe und andere Feste die Vorzeit erstehen lassen in der Erinnerung der Alten. Dann klingen sie wieder, die alten Lieder von des Volkes Lust und Leid, von seiner Sorge und Freud'. Auch im Mietshause der Großstadt, bei unserer Fabrikbevölkerung, lebt das Volkslied weiter. Die kleinen Kinder, namentlich die Mädchen, erlernen es von der Mutter, von der größern Schwester. In den Fabriken und auf dem Heimweg aus denselben singen die Mädchen noch die Volkslieder. Nicht nur unter der Dorflinde (m. vergl. Bruinier, Das deutsche Volkslied, S. 1 ff.) singt man. Allerdings scheint es in der Großstadt mehr und mehr der Pflege der Frau überantwortet zu werden, vielleicht nicht zum Schaden der deutschen Familie. Ausgestorben ist das Volkslied in deutschen Gauen also noch nicht völlig. Die-

selbe Ansicht vertritt A. Hauffen in seinem beachtenswerten Aufsatz über das deutsche Volkslied in Österreich-Ungarn (Zeitschr. d. V. f. Volkskunde, IV, S. 5 ff.). Unsere obigen Ausführungen, auf genaue Kenntnis der Dinge gestützt, widersprechen aber den folgenden Mitteilungen Hauffens: „Von einem Aussterben des Volksliedes kann heute nur in jenen Landschaften und bei jenen Gattungen die Rede sein, bei denen der schriftdeutsche Gesang herrscht. In industrie- und verkehrsreichen Strichen vergißt das Volk die alten Balladen. Vor dem Qualm der Fabriken verschwinden die Volkslieder, wie einst die Elfen vor dem Schalle der Glocken.“

Allerdings haben fremde Einflüsse, welche wir oben kurz andeuteten, großen Schaden angerichtet. Aber diese machen sich auch mehr und mehr auf dem Lande geltend. Dazu nimmt die Kraft des Gedächtnisses in dem Maße ab, als die Tagespresse mehr und mehr Eingang gewinnt. Vielfach werden ganze Strophen weggelassen, weil die Kraft des Gedächtnisses abnimmt. Gassenhauer und parteipolitische Machwerke dämmen den Strom des Volksliedes mehr und mehr ein. Aber das Gefühlsleben unseres Volkes ist noch stark und lebendig genug, um wieder nach den alten Liedern Verlangen zu tragen, und sein Sehnen zu stillen am Born des Volksgesanges.

IV. Die Volksstämme und das Volkslied.

Der Norden und Süden Deutschlands unterscheiden sich kaum auf einem Gebiete so sehr von einander, als auf dem des Volksliedes, des Volksgesangs. „Niederdeutschland hat viel weniger Volkslieder aufzuweisen als das oberdeutsche Gebiet“ (O. Weise, Die deutschen Volksstämme und Landschaften, 3. Aufl., S. 23; R. Reuschel, Volkskundliche Streifzüge, S. 159 f.). Darum gilt „Friesland singt nicht“ (Frisia non cantat) für ganz Niederdeutschland, wenn auch manche Ausnahmen vorkommen.

Diese Tatsache findet ihre teilweise Erklärung in dem Umstande, daß der Anteil der Mundart am Volksliederschatze in Deutschland sehr gering ist. Hier muß nun der Frage näher getreten werden, ob die Gefühle unseres Volkes in der Mundart nicht ebenso treffend zum Ausdruck gebracht werden können als in der hochdeutschen Schriftsprache. Für die Kunstdichtung mit stark volkstümlichem Gepräge in vielen Fällen dürften Klaus Groth und Fritz Reuter diesen Beweis wohl erbracht haben. Daß aber auch das Volk seine Gefühle wohl in der Mundart zu formen vermag, beweist der große Schatz dänischer Volkslieder, denn die dänische Sprache ist doch nichts weiter als eine mundartliche Schriftsprache. Daß der Volksgesang, in stimmungsvollen Augenblicken entstanden, mit Vorliebe sich solcher Worte und Wendungen bediene, welche sich von der Alltagssprache, der Mundart, durch edleren Klang auszeichnen, hat einige Berechtigung. Aber durchschlagend scheint dieser Grund nicht zu sein. Böckel (S. 62), der dieses geltend macht, gibt dann in unmittelbarem Anschluß eine Reihe von Landstrichen in Deutschland und außerhalb desselben an (z. B. Alpen, Siebenbürgen), wo noch heute die Mundart beim Volksliede vorherrscht.

Die Gründe für diese Erscheinung liegen, wenigstens zum Teil, auf geschichtlichem Gebiete. So sang man z. B. im alten Dithmarschen ehemals die Lieder in der niederdeutschen Sprache. Erst das Eindringen des Hochdeutschen im 16. Jahrhundert schuf hier Wandel. Wir können ferner bei manchem Liede nachweisen, daß dasselbe einst in niederdeutscher Sprache gesungen wurde, dann ins Hochdeutsche übersetzt wurde und in ersterer Fassung ganz verloren gegangen ist.

Zu weiterem Eingehen auf diese Frage fehlt hier leider der Raum.

Heute müssen wir Em. Geibel Recht geben, wenn er behauptet, daß der verständige Norden kein Boden sei für das gefühlsinnige deutsche Volkslied. Aber sobald Höhenzüge und Gebirge einsetzen, entquillt dem Volksgemüt der Schatz lebendiger Volkspoesie. So führt beispielsweise seit alten Tagen das Bergische, die Gegend zwischen Sieg und Ruhr, den Namen der singenden und klingenden Berge. Diesen führte auch das in dieser Gegend bis zur Franzosen-

zeit herrschende evangelische Gesangbuch als Titel. Der Rauch der zahllosen Fabrikschlote hat hier dem Gesang der Volkslieder kaum in dem Maße Abbruch getan, als man gewöhnlich annimmt. Am Rhein entlang, bis ins Flachland hinein, hat sich namentlich zu allen Zeiten das Volkslied hoher Gunst und eifriger Pflege zu erfreuen gehabt. Wer die treuherzigen Mitteilungen der Limburger Chronik durchblättert, der findet die immer wiederkehrende Anmerkung: „Um diese Zeit pfiff und sung man diß Lied." Der Rhein mit all seiner Lebenslust und Eigenart und deren Äußerungen im Volksliede verdiente dank dieser Sonderstellung ein tieferes Eingehen. Doch dazu mangelt der Raum.

Werfen wir nur einen Blick auf die großen Volksstämme Deutschlands. Fassen wir zunächst die Franken ins Auge. Das von ihnen bewohnte gebirgige Terrain, oft in welliges Hügelland übergehend, die Wälder und Wiesen, die anmutigen Flußufer und nicht zuletzt die sonnigen Rebenhänge haben die Franken für das Schöne empfänglich gemacht. Dazu kam bei ihnen eine starke Einbildungskraft, großes Gestaltungsvermögen: alles in allem eine zu sonniger Lebensfreude und „poetischem Schaffen" geeignete Volksnatur. Darum gedieh das Volkslied zu allen Zeiten ganz besonders an den Ufern des Mittel- und Niederrheins, des Mains. Anders ist es zwar in den rauhen Bergländern, welche an diese von fröhlichem Leben wiederhallenden Tälern grenzen.

Ganz anders ist das alte Sachsenland geartet. Der gebirgige Teil des Westfalenlandes, der Süden der Provinz, wird größtenteils vom waldreichen Sauerland mit seiner armen, zäh arbeitenden Bevölkerung eingenommen. Aber Eigenart ist hier gewahrt worden wie im flachen Münsterland, dem nördlichen Teile des Landes. Der Dichtkunst bot Westfalen keine günstigen Vorbedingungen. Eine nicht zu leugnende Schwerfälligkeit der Bevölkerung und das Vorherrschen des derben, aber kernigen Dialektes dürfen nicht außer Acht gelassen werden. Anders sieht es im flachen Niedersachsen aus, dort, wo weit die Heide sich dehnt mit ihrem rötlichen Schimmer, mit der ganzen Melancholie der Vergangenheit und Gegenwart. Sie gibt einen starken Einschlag in die Dichtkunst der Kunstdichter wie des Volkes,

wenn auch das Volkslied die Bezeichnung „Heide“ in wesentlich anderem Sinne verstanden wissen will, als die Neuzeit. Aber auch die schwermütige Heide weckt im erwachenden Lenze des Frühlings Lust.

Wieder andere Seiten bemerken wir am bayrischen Volksstamm. Seine Vorliebe für Musik und Tanz hatte die rege Ausgestaltung der Volkspoesie zur natürlichen Vorbedingung. Von dort her hat sich das echte Volkslied: „Wenn's Mailüfterl weht“ nicht nur über ganz Deutschland verbreitet, sondern auch selbst in Skandinavien Heimatsrechte erworben. Dem bayrischen Volksstamm besonders eigen ist das Schnadahüpfl (O. Weise; L. Steub, Drei Sommer in Tirol I, 236 usw.), das schon ins 11. Jahrhundert zurückreicht:

Du bist mein,
Ich bin dein,
Des sollst du gewiß sein.
Denn du bist beschlossen in meinem Herzen,
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer darinnen sein.
(Wernher von Tegernsee.)

Die ganze Sangeslust des Alpenbewohners entladet sich gleichsam wie eine Petarde im Jodler, dem man erst neuerdings ein eingehendes Studium zugewendet hat. In den Alpen hat der Jodler seine Heimat; hier hat er auch seine Ausbildung erfahren; nur hier ist er überhaupt denkbar. Er ist ein bodenständiges Produkt, eine markante Ausgestaltung des Volksliedes. O. Böckel charakterisiert auf Grund einer Abhandlung in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ (IV, 146) den Jodler mit folgenden Worten: „Die Jodler werden meist „überschlagen“, die Hauptmelodie liegt in der zuerst eintretenden Unterstimme, die sukzessive eintretenden Nebenstimmen (der Überschlag) liegen über ihr. In der Art der Stimmführung beim Jodler herrscht größte Mannigfaltigkeit. Die Stimmen laufen vielfach parallel, oft kreuzen sie sich, dann gibt's ein „Füreinand“ oder „Durcheinand“, einen Wechseljodler. Die Sangeskunst des Jodlers ist eine beträchtliche, dabei wechseln beim Vortrage vielfach die Sänger, deren Kehlfertigkeit bewundernswert ist, die Sangesart. So bilden sich im Laufe der Zeit immer

neue Jodler heraus, ihre Zahl ist schier unergründlich. — — Ohne die reine Höhenluft des Gebirges, die den Klang der Rufe weithin trägt, ohne den lustigen Widerhall der Felswände wäre dieses Jauchzen niemals in solchem Maße zum Lieblingsgesang der Bevölkerung geworden, daß jeder sangfrohe Bursche seinen Leibjuchzer besitzt, den er mit Vorliebe in die Weite jauchzt, wenn ihm das Herz überquillt. Ein Juchzer im Flachland ist undenkbar."

Die im Oberlaufgebiet von Rhein, Donau und Neckar wohnenden Alemannen haben für die Dichtkunst von jeher eine besonders günstig veranlagte Natur aufgewiesen. Die Lyrik liegt dem Alemannen besonders, dank seiner Gemütstiefe und Gefühlswärme und der Unmittelbarkeit der Empfindung. „So ist es denn auch vor allen Dingen die schwäbische Lyrik gewesen, die der Auffassung von dem äußerlich engbegrenzten und weltabgewandten, aber innerlich weltreichen und gemütreichen deutschen Familienleben Bahn brach" (O. Weise usw., S. 63).

Der Thüringer wird in seinem ganzen Empfinden am besten durch das weltbekannte Volkslied: „Ach, wie ist's möglich dann" charakterisiert. Reiche Phantasie, träumerischer Sinn und Lebensfreude sind sein Erbgut.

Und nun ein Blick auf die Nachbarländer. Das germanische Skandinavien läßt sich von der gewaltigen Natur seiner Heimat, die den Glauben an Naturgeister aller Art ganz besonders erzeugte, bei seiner Volksdichtung stark beeinflussen. Im Märchen und in der Geisterwelt schwingen die Elfen ihre Reigen — aber wehe dem neugierigen Menschen, der ihnen naht. Die Ballade von Herrn Oluf mag als Norm gelten. Ernst und schwermütig macht der Nebel Skandinaviens; er legt sich auch über die Volksdichtung, am wenigsten erstarren machend bei den heitern, lebensfrohen Dänen.

Heiter und überschäumend ist hingegen der französische Volksgesang, noch heiterer aber der Volksgesang unter Italiens sonnigem, lebenswarmen Himmel und an seinen glänzenden Meeren.

Dem nordischen Volksgesang ist in mancher Hinsicht die finnische Volkspoesie verwandt, welche Lönnrot (Retzius, Finnland 117) mit folgenden Worten kennzeichnet: „Der finnische Volksgesang fließt aus zwei Quellen: der Einsam-

keit und der Trauer; man lauschte auf die umgebende Natur, man hörte ihre Töne und antwortete ihr mit Gesang, wie wenn alles in der Natur Leben, Gefühl und Sprache hätte. Der Berg, die Bäume, die Tiere sprechen ihre Gedanken vor einander und vor den Menschen aus. Die Natur war Lehrerin des Volkes in der Poesie."

So ist es allerorten und überall. Die Natur ist und bleibt eine der wichtigsten Lehrerinnen des Volkes in der Poesie.

Hier sei noch mit einigen Worten der Nationalhymnen gedacht. Ein Blick auf die Nationalhymnen der verschiedenen Völker belehrt uns, daß die Dichter der meisten derselben bekannt sind, daß sie durchweg neueren Datums und ferner durchweg (von wenigen Ausnahmen abgesehen) nicht im Ton des Volksliedes gehalten sind. Man möchte fast der Vermutung Ausdruck geben, daß das Nationalgefühl, das unstreitig seit 1870 in Deutschland wenigstens eine gewaltige Steigerung erfahren hat, doch nicht so weit reiche, um eine Nationalhymne im vollen Geiste des Volkes und des Volksliedes hervorzubringen.

Eigenbrödelei haben wir ja in vielen Dingen, namentlich aber, wenn das Gefühl in Betracht kommt, noch übergenug in Deutschland. Soll man's hinsichtlich des Volksliedes eigentlich beklagen? Kaum. Hier sind andere Lebensfasern, die doch die Einigkeit aller Stämme bis zu einem gewissen Grade sichern. Jeder Stamm mag singen im deutschen Volksliederwalde, wie es ihn das Herz heißt. Aber wenn die Stunde es fordert, dann finden sich doch alle Stämme im engsten Bunde zu Trutz und Schutz zusammen und singen:

Lieb Vaterland, magst ruhig sein

und Hoffmann von Fallerslebens unvergeßliches, im besten Sinne volkstümliches Lied:

Deutschland, Deutschland über alles!

V. Wo und wann singt das Volk seine Lieder?

Böckel (Psychologie der Volksdichtung, S. 131 ff.) hat eingehend die Spinnstube als erste und wichtigste Pflegestätte des Volksliedes gepriesen und ist mit denen, die sie abgeschafft haben, scharf ins Gericht gegangen. Gewiß mit Recht und zwar um so mehr, als gerade B. die Verbreitung der Spinnstube in allen Gauen Deutschlands erwiesen hat. „Überall hatte sich diese gesellige und dabei praktische nützliche Sitte selbständig gebildet. Wo das Spinnrad schnurrte, da erscholl Gesang, denn es war gemütlich. — — — Durch den Untergang der Spinnstube ist der Volksgesang schwer geschädigt worden."

Neben die Spinnstube trat in manchen Gegenden, z. B. am Niederrhein, der Schwingtag, eine Art Wettkampf in friedlichem Sinne, welcher im Schwingfest der Alpen sein derberes Gegenstück besitzt. Mag E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 129) darüber das Wort nehmen.

„Noch fehlen die Kampfspiele, die übrigens durchweg von Erwachsenen betrieben werden, am eifrigsten in den Alpenländern, in der Schweiz und Tirol. Dort sind namentlich die Ring- und Schwingfeste bekannt in Appenzell und im Berner Oberland. Hier fahren z. B. die Burschen aus Wörgl, mit den weißen Birkhahnfedern auf dem breitschattigen Hut und dem silbernen Schlagring an der Faust, unter trutzigen Spottliedern auf einem Leiterwagen nach Zell zum Kirchtag. Denn da gibt's etwas zu raufen, wie auch auf dem Hainzenberg im Zillertal oder auf der Hohen Salve. Die verschiedenen Arten: das Hangkeln, das Rangkeln, das Stieren, das Hufen oder Huefen, die übrigens im Ringkampf ineinander übergehen, der Hosenlupf oder das Hosenrecken verschwinden. Aber zum Raufen wird noch der Stoß- oder Schlagring mit seinem Stahlknopf und eingeprägten Kreuz oder Bildnis des heiligen Anton und Benedikt, sogar mit eingefügten Sensensplittern gebraucht.

A Büchserl zum Schießen,
An Schlagring zum Schlagen,
A Dierndl zum Gernhaben
Muß a frischer Bua habn.

Oft dauert der Wechselgesang beißender vierzeiliger Spottlieder halbe Stunden lang, bis die beiden Gegner warm sind und einander anfliegen."

Kehren wir zum niederrheinischen Schwingtag zurück. Es ist ein Herbstfest, und zwar ein Erntefest. Das Wort „Herbst", mhd. herbest, ahd. herbist, angels. hëarfest, bedeutet ursprünglich so viel als Ernte. Von den herbstlichen Erntefesten trat am Niederrhein kaum eins so sehr hervor, wie das Flachs-Erntefest, welches im sogenannten Schwingtag gipfelt. Und das war natürlich, da der Ackerbau im Bergischen niemals bedeutend war und zur Ausgestaltung sinniger Erntefeste und Erntebräuche, wie in andern Gegenden, keinen Anlaß bot. Die Schwingtage haben sich in den bergigen Gegenden, wo man Flachs und Hanf länger anbaute, als in der benachbarten Rheinebene, länger erhalten, sind nun aber auch gänzlich abgekommen.

Der etwas befremdend klingende Name „Schwingtag" bedarf vorab der Erklärung. Er trägt seinen Namen von der „Schwinge" oder „Schwenge". Man bezeichnet damit ein langes, dünnes, biegsames Brettchen, welches durch einen langen, breiten Ausschnitt in zwei Teile getrennt, unten mit einer Handhabe versehen, etwa 60 cm lang ist und zum Schlagen des gebrochenen Flachses verwandt wird. Dazu gehört der sogenannte „Schwingstock".

Eine anziehende und wohl ziemlich zutreffende Beschreibung eines Schwingtages gibt Montanus (Volksfeste, S. 43 ff.), welcher wir mit einigen Kürzungen folgen.

Nachdem die Flachs- und Hanfstengel durch abwechselndes Wasserlegen (Deichen) und Auftrocknen mürbe gemacht worden, versammeln sich in den letzten Tagen des Oktobers oder im Anfang des November die Frauen und Mädchen der Nachbarschaft, um gemeinsam den Flachs zu schwingen. Zuerst werden die mürben Krautstengel auf einer sehr einfachen Maschine (Breche oder Flachsäuel), worin zwei ineinandergreifende gezahnte Holzscheren die Stengel mit Geklapper zerdrücken, gänzlich zerrieben, so daß nur der zähe Bast unverletzt bleibt. Hierauf wird dieser gelöste Bast bündelweise in den Einschnitt eines aufrecht stehenden Brettes (Schwingstock) vermittelst der Schwingen von den kleinen, noch anhaftenden Stengelteilchen — dem Schiff — gereinigt und durch anhaltendes Ausklopfen in die einzelnen

Fasern zerteilt. Zwanzig, ja doppelt so viele Frauen und Mädchen, je nachdem der Vorrat oder die Hofhaltung bedeutend ist, versammeln sich dazu unter freiem Himmel oder in der Scheune. Jede führt die Schwinge mit sich. Zu dem taktmäßigen Geklapper der Schwingen schallen Jauchzen und Gesänge (Rhythmus und Arbeit), alles nach einer gewissen Ordnung in der Tageszeit und nach der Arbeit vom Morgen an oft bis zur Mitternacht. Von Zeit zu Zeit werden Erfrischungen gereicht und nachher allerlei altertümliche Spiele aufgebracht, jedoch nicht nach dem Zufalle oder auf beliebige Anordnung, sondern in althergebrachter Folge und nach bestimmtem Ritus. Die Vorsängerin, gewöhnlich ein altes Mütterchen, beginnt mit einem Liede, das entweder vom ganzen Chor der Schwingerinnen aufgenommen oder als Rundgesang von Mund zu Mund getragen wird, bis alle in den Kehrreim einfallen. Zwischen den althergebrachten Liedern tauchen allmählich auch neuere auf, jedoch nur als Füllwerk. Jene eigentlichen Schwingtaglieder werden nur an Schwingtagen, nie bei andern Gelegenheiten gesungen. Die Tonart ist moll, die Weise feierlich, meistens in rascher Bewegung mit fernschallender Kraft vorgetragen. Der Inhalt bezieht sich auf den Bau des Flachses, auf die Spinnerinnen oder ist erotisch. Nachdem die Schwingerinnen sich in Reihen vor ihren Schwingstöcken geordnet und die klappernde Arbeit begonnen haben, die Zungen durch Anisbranntwein gelöst sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches anhebt:

Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau, blau Blümelein!
Oberm Lindenbaum da geht er auf.
Blumen im Tal, Mädchen im Saal!
O du tapfere Rose!

Diese Strophe wird so oft wiederholt, als Sängerinnen anwesend sind, und das Haus, der Wohnort einer jeden wird als Aufgangspunkt des Mondes bezeichnet.

Dann folgen weitere Volkslieder.

Mittags gegen 1 oder 2 Uhr verläßt die ganze Gesellschaft ihre Beschäftigung und eilt vor das Gehöft hinaus auf eine Anhöhe; alle wenden sich nach Osten, erheben die

Hände und jauchzen aus voller Brust dreimal. Einen Grund vermag niemand dafür anzugeben. Ist keine Anhöhe in der Nähe vorhanden, so erklettern die Weiber einen Korn- oder Heubarm oder eine andere künstliche Erhöhung. Dann kehren alle zur Arbeit und zum Gesang zurück. Oft wird noch ein großes, irdenes Gefäß mit einem dem Met ähnlichen Getränk (Wein, Honigwasser, Anisbranntwein mit zerbröckeltem Honigkuchen) herumgereicht. Das herkömmliche Gericht dazu ist Hirsebrei (oder Reisbrei) mit Mehlkuchen. Nach dem Gefäß, in welchem dieser Trank gereicht wird, heißt er auch Kümpchen, Minnekümpchen oder Minnetrunk. Die Mädchen bringen den Burschen den Trank zu. Das Wort Minnetrunk wird auch bei andern Gelegenheiten, z. B. beim Johannisfest, angewandt.

Die zum Schwingtag ziehenden Mädchen werden am Abend von ihren Liebhabern abgeholt und nach Hause begleitet.

Aus den Verfügungen der Obrigkeit und Geistlichkeit gegen die Schwingabende hebe ich nur eine als hier von Bedeutung hervor. In den Sendgerichts-Verhandlungen der Gemeinde Burscheid heißt es im Jahre 1675: „Da einige Hausväter die sogenannten ärgerlichen Schwingabende oder sonstigen ärgerliche Versammlungen mit Spiel und Tanzen anstellen, so ist diesem Ärgernis und Übel, wo dem Satan Tor und Tür eröffnet wird, vorzubeugen beschlossen worden, daß derjenige, der solche Versammlungen hält oder duldet usw.

Angeblich wurden folgende Lieder am Schwingtage gesungen:

1. Zu Engelheim ein Lindenbaum
   Der trug viel schöne Blumen usw.
2. Stolz Heinrich der wollt freien gehn
   Wohl in ein fremdes Land usw.
3. Es waren zwei Königskinder
   Die hatten einander so lieb usw.
4. Als Ottilia noch ein klein Kind war,
   Da starben ihr Vater und Mutter ab usw.
5. Ach Liebster, hätt' ich daraus einen Trunk,
   Mir würde mein trüb jung Herz gesund usw.

6. Es tat einmal ein Schelm am Rhein
Des Grafen Tochter rauben usw.

7. Es zog ein Knab' aus Niederland,
Er ward gewahr, sein Schatz sei krank usw.

8. Ich ging mit Lust durch grünen Wald,
Kleinvögelein hört' ich singen usw.

9. Es ist kein Äpfelchen so rot und so rund,
Es ist sich ein Kitschchen darin usw.

10. Hat sie keinen Mann und will keinen han,
Und will eine Jungfrau bleiben usw.

11. Es flog eine weiße Taube
Wohl aus dem Lindenbaum usw.
(Montanus, Volksfeste, S. 44 ff.).

12. Der Sperbel flog eröm on töm usw.

13. Schondilia usw.
(Jos. v. d. Höhe, Briefe usw., S. 54 ff.).

Es möge noch bemerkt werden, daß Montanus sein Buch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts schrieb.

Eine durchaus veränderte Lebensweise, nicht zuletzt die zunehmende Industrie, welche auch das platte Land beeinflußt, hat den Flachsbau im Bergischen und die damit in Verbindung stehenden Schwingtage beseitigt.

Einen Nachklang der Schwingabende bewahren noch die Abende, an welchen auf den Gehöften Birnen geschält werden, ferner die sogenannten Fietz- und Schneide-Abende bei der Zubereitung der Stangenbohnen und des Rübstiels. Letztere Abende nannte man an der unteren Wupper Strohfoavend, in Höhscheid-Solingen Söiltovend (Einsalzabend), bei Elberfeld Mußstreppen. Im unteren Kreise Solingen war auch der Name Mußrubbel dafür geläufig. Bei diesen Gelegenheiten versammeln sich die Mädchen und Frauen der Nachbarschaft und machen sich gemeinsam an die Arbeit, welche durch das Singen von Volksliedern gewürzt wird. Am Abend finden sich die jungen Burschen ein und nun wird der ganze Schatz an alten Liedern zum Vortrag gebracht, so daß diese Abende ganz den Spinnstubenabenden anderer Gegenden gleichen. Spiel und Tanz folgten oft zum Schluß.

Volkslieder erschallten ferner beim Bretzeltanz in Wipperfürth, beim Umzug der Schneider am Tage vor Bartholomäus ebenda.

Unsere Ausführlichkeit mit obigen Mitteilungen mag damit entschuldigt werden, daß wir eine Ergänzung bieten wollten zu den betreffenden Ausführungen von Böckel, Bruinier, Sahr usw.

Auch der Sommer bot vielfach Gelegenheit, die alten Volkslieder zu singen. An lauen Sommerabenden sang ehedem die junge Welt im nahen Hain, unter der Linde des Dorfes, im Garten usw. die alten Weisen. Die deutschen Volkslieder preisen in unzähligen Varianten die Sommerabendgesänge, das Leben unter der Dorflinde, aber auch die stille, heimliche Liebe. Erwiesenermaßen ist dieser Brauch noch in Übung im Vogtlande, in den Marschen, im Egerland, in der Rheinpfalz, in Westpreußen usw. Namentlich im skandinavischen Norden waren die Sommergesänge ehedem sehr verbreitet. Die herrlichen Buchenwälder Dänemarks, noch heute des Landes Stolz, wurden einst wie noch jetzt sehr stark besucht, und überall tönen die schwermütigen, von Heimatliebe und Heimatstolz durchwehten, mit getragenen Melodien gesungenen Volkslieder aus dem Grün der meist hainartigen Wälder hervor. Auch heute noch haben sich Reste dieser schönen Sitte bewahrt. Almindingen auf Bornholm, Kongelund auf Amager, der Tiergarten bei Kopenhagen und viele andere Wälder Dänemarks können noch von dieser Sitte erzählen. Ganz besondere Bedeutung besitzt der Johannistag. Es ist noch heute ein hervorragender Volksfesttag, wo an den seit alters verehrten Quellen die Jugend die Nacht mit Spiel und Gesang verbringt. So war es auch im Mittelalter in manchen Gegenden Englands.

An die Dorfbrunnen knüpft sich die alte Sitte der Brunnenfahrten (Alemannia von Birlinger VII, 46). Die Quelle erscheint ferner bedeutsam für das Volkslied in Frankreich (Bladé, Poes. pop. de la Gascogne III, 218), Bulgarien (Dozon, Chansons pop. bulgares XV), Albanien (Marcellus, Chants du peuple en Grèce I, 238). Auch in Deutschland gab es noch vor kurzem manche abgelegene Gegend mit Brunnenfesten und Volksliedern. Montanus (Volksfeste usw.) gibt davon folgende Schilderung aus dem

Oberbergischen: „Im Oberbergischen sind die Maibrunnenfeste in der Erinnerung des Volkes geblieben. Jedoch nur wenig kommt mehr davon zur Aufführung. Am Maiabend werden die Trinkquellen gereinigt und Lämpchen und Kerzen dabei angezündet, an die nahestehenden Bäume befestigt und unter Liedern bewacht. Am andern Morgen werden zum Schmucke der Brunnen Blumen gepflückt und Kränze gewunden. Auch die Eier fehlen nicht dabei. Man legte sie zwischen die Blumen an den Brunnenrand. Nachmittags beim Maireigen werden Kuchen daraus gebacken und gemeinschaftlich verzehrt. Das Schmücken der Brunnen geschah unter üblichen Liedern, woran noch die Strophe:

Der liebe Maie zieht ein
Mit Lied und Sonnenschein.
Er bringt Blümelein rot und weiß,
Wir fegen die Brunnen ihm rein
Im Maie, im Maie, Juchhei!
Der Maie bringt Vöglein jung und alt
Im grünen, grünen Wald.
Brunnen gefegt!
Dreizehn Eier so ist es recht!
Blumen im Tal, Mägdlein im Saal,
Fröhlich ist der Maie usw.

erinnert.

Auch heute noch mag die Quelle in manchen Gegenden eine besondere Rolle für das Volkslied spielen.

Als Stätten des Volksgesangs und Gelegenheiten, ihn zu üben, bezeichnet E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 331) folgende: „Aber noch immer regt wie in uralter Zeit die gemeinsame Arbeit zum Singen auf, und wo es nicht das Spinnen mehr tut, ist es z. B. in Nassau das Beerensammeln, Honigkochen, Bohnenschneiden, Flachsreffen, die Schafschur und das Wollwaschen, in Gottschee das Rübenstoßen, das Lesen von Erbsen und Linsen und das Auslösen der Maiskörner, im badischen Unterland das Hopfenzupfen und Tabakfassen. — — Zumal die Feste, wie das Hausfest der Metzelsuppe, der Hochzeit und der Kirmeß, die Oster-, Mai- und Pfingstfeier und der Sylvesterabend sind vielerorts ohne Sang nicht denkbar."

Zum Liede gesellt sich vielfach der Tanz. Das ist zunächst deutsche Sitte. Als wichtigster Tanzplatz gilt der

Platz unter der Dorflinde, vielfach noch in Deutschland vorhanden, aber auch in Dänemark und andern Ländern. Besonders reizvoll ist für den Forscher der Tanz der Bauern an der Schwalm in Hessen. Hierher gehört das Schnadahüpfl der Alpenländer, worauf wir an anderer Stelle eingehen. „Auf den Tanzböden der Alpenländer ist noch immer das Schnaderhüpfl zu Haus, ja es entstehen noch neue Vierzeiler, namentlich beim sogenannten „Tanzaufgeben". Der Bursch, der „den Tanz zahlen" will, tritt, mit seiner Tänzerin am Arm, vor die Spielleute, wirft ihnen großtuerisch die Miete auf den Teller, gibt sein Singsprüchlein zum besten und erwartet nun, daß man ihm es zum Tanze nachgeige oder -pfeife, was keine besonderen Schwierigkeiten hat, da die Weise sich meist im Gleise der gangbaren Melodien bewegt."

Der Tanz in Schweden und Norwegen wird vielfach fern von der Stadt mitten im Walde (vereinzelt auch in Deutschland) abgehalten. Des Volkes Weisen ertönen dabei oft. Mancher Tanz ist nur ein Reihentanz, bei dem das Lied vorwiegt. Doch darauf können wir an dieser Stelle nicht eingehen.

Tanz und erotisches Lied verbinden sich in vielleicht einzigartiger Weise bei den Kololiedern oder Kolotänzen der Südslaven, worüber man F. S. Krauß (in versch. s. Werke) vergleichen möge.

Heute singt man im Norden die alten Volksweisen mit Vorliebe daheim, im lauschigen Garten, in der anheimelnden Häuslichkeit. Aber das entzieht sich meist dem profanen Ohr. Der Nordländer ist kühl und reserviert gegen den Fremden. Gar manche Stunde habe ich dort den getragenen Weisen gelauscht und immer wieder den Wunsch gehegt, möchte es doch überall, auch in Deutschland, so sein. Dort ist Alt und Jung, namentlich in Dänemark, versammelt, und hier wird jeder Ausartung begegnet. Hier strömt das Volkslied seinen ethischen Gehalt, seine veredelnde Macht aus den Herzen der Alten in die Jugend über.

Zum Schluß möchte ich noch unseres niederrheinischen Industriegebietes mit einigen Worten gedenken, einer Gegend, der so wenig Interesse seitens der Volksforscher zugewandt worden ist, weil man einfach des Glaubens ist, dort sei kein wahres Volksleben mehr zu finden. Wer so

urteilt, irrt. Nicht umsonst hat man das ehemalige Herzogtum Berg das Land der „singenden und klingenden Berge" genannt. Hier hat der Volksgesang, nicht zuletzt das geistliche Lied, in sonderbaren Abschattierungen, immer geblüht. Hier singt auch heute noch das Volk beim ratternden Geräusch der Fabriken, beim schnurrenden Webstuhl und surrenden Spulrad seine Lieder. Eine Reihe der köstlichsten Lieder unseres Volkes ist hier noch heimisch und wird von Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen gesungen. Auffallend ist die Reinheit dieser Lieder; erotische Lieder sind sehr spärlich vorhanden, aber unterscheiden sich doch ungemein von den oft sehr obscönen Volksdichtungen anderer Landstriche. Wie die volkskundliche Welt über den Reichtum an Sagen in dieser meiner Heimat überrascht war, welche ich vor einigen Jahren in zwei Bänden erscheinen ließ, so würde man auch staunen, wenn man die hier noch im Volke lebenden Volkslieder sammelte. Allerdings singt sie nicht mehr das ganze Volk. Auch hier hat die Allgemeinheit durch die neuzeitlichen Strömungen gewaltige Einbuße erlitten. Statt den Volksgesang zu pflegen, das alte Volksgut zu veredeln, hat man in den unzähligen Gesangvereinen in Stadt und Land fremde Kunstlieder eingeübt und damit eine Versündigung am Geist unsers Volkes begangen, welche nicht mehr gut zu machen ist.

VI. Stil und Form des Volksliedes.

Der Ruf und seine Ausgestaltung zum Volksliede wurde an anderer Stelle behandelt. Wenden wir uns darum zunächst der Sprache des Volksliedes zu.

Durchweg tritt dasselbe in der schriftdeutschen Sprache auf. Es ist, als ob das Volk seine Gefühle, wenn sie im Liede zum Ausdruck kommen, durch eine verfeinerte, veredelte Sprache zu läutern und zu veredeln trachte. Damit soll der Mundart nicht zu nahe getreten werden; aber man wird kaum leugnen können, daß sie zu Derbheiten mehr hin-

neigt als die Schriftsprache, auch oft eine gewisse Ungelenkigkeit, namentlich nach der Gefühlsseite besitzt. Doch ist die Schriftsprache nicht ausschließlich zur Anwendung beim Volkslied gekommen. So stellt z. B. A. Hauffen (Zeitschr. d. V. f. Volksk. IV, 2) die Behauptung auf: „Das österreichische Volkslied hat in erster Linie ein ganz äußerliches Erkennungszeichen: die Sprache, d. h. die Mundart; denn es wird im ganzen Bereiche der Monarchie von allen Stämmen, mit geringen Ausnahmen, in der reinen Mundart gesungen." Vereinzelt erscheint das Volkslied auch z. B. am Rhein im Dialektgewande (Des Dülkener Fiedlers Liederbuch usw.). Rechnet man vollends Schnadahüpfl, erotische Lieder usw. zum Volksliede, so ist um so mehr die Ausschließlichkeit der Schriftsprache für das Volkslied zu bestreiten. Darum hat Hauffen diese Ansicht, welche unter andern Hoffmann von Fallersleben (Hoffmann und Richter, Schlesische Volkslieder, S. IV) vertrat, zurückgewiesen und bemerkt: „Wer die zahlreichen deutschen Volksliedersammlungen durchsieht, kann leicht die Beobachtung machen, daß die Lieder in ganz Mitteldeutschland und am Rhein, soweit er durch das Reich fließt, schriftdeutsch gesungen und aufgezeichnet werden, daß hingegen im Norden, auf plattdeutschem Gebiet und im Süden, in Schwaben und Bayern, in der Schweiz und in Österreich die Mundart in ihnen vorherrscht. — Auch die Volkslieder, die uns aus der Oberlausitz und Obersachsen, aus Thüringen und den Maingegenden, aus dem Odenwalde, dem Taunus usw. bekannt wurden, sind frei von der Mundart. Diese Erscheinung ist ja ganz begreiflich. Hier in Mitteldeutschland und am Rhein waren die alten Heeresstraßen, hier fand vom 15. Jahrhundert ab der stärkste Austausch des Volksliederschatzes statt, hier entfernen sich auch die heimischen Mundarten nicht so stark von der Schriftsprache, als daß das Volk nicht ohne zu große Schwierigkeit ein schriftdeutsches Lied sich merken könnte. Dem Norden zu beginnt an den Grenzen des Niederdeutschen auch das mundartliche Lied. Reifferscheids Sammlung westfälischer und Zurmühlens Sammlung niederrheinischer Volkslieder enthalten neben zahlreichen hochdeutschen bereits mehrere niederdeutsche Lieder. In Ostpreußen halten sich beide Gruppen die Wage. In Schleswig-Holstein, im Münsterland, in Lippe, in

Mecklenburg und Pommern ist das Plattdeutsche fast alleinherrschend, mit Ausnahme größerer Städte und ihrer Umgebung.

Wie im Norden der große Abstand der Mundart von der Schriftsprache die Hauptursache für das mundartliche Lied bildet, so im Süden die größere Abgeschiedenheit vom Verkehr, denn hier ertönt der Volksgesang vor allem im Gebirge. Auch hier gibt es, wie auf niedersächsischem Gebiet, allmähliche Übergänge. In Schwaben, in Österreichisch-Schlesien und in Böhmen sind die schriftdeutschen Volkslieder ebenso häufig wie die mundartlichen."

Weiter führt Hauffen überzeugend aus, daß diese nach der geographischen Verbreitung gewonnene Regel durch eine von den Stoffen ausgehende zweite Regel korrigiert wird. „Die vornehmste und älteste Gruppe der Volkslieder bilden die Balladen und die erzählenden Liebeslieder höheren Stils. Das sind die Lieder, auf die Hoffmann hinweist, mit Königen und Rittern, Gold und Perlen, eine durchwegs feiertägliche Poesie. Sie sind an keinen Ort gebunden, sie besingen außerordentliche Ereignisse, die überall Aufmerksamkeit, Mitleid, Bewunderung erweckten. Sie wurden früher von Soldaten, Handwerksburschen, Studenten, Kaufleuten von Ort zu Ort getragen und mußten so ihre landschaftliche und sprachliche Besonderheit abstreifen. Sie wurden schon im 15. und 16. Jahrhundert in Liederbüchern niedergeschrieben, auf Flugblättern gedruckt, von gebildeten Tonsetzern umgearbeitet und verloren auch auf diesem Wege die ursprünglichen Züge der Mundart."

Ferner sind Volkslieder mit ausschließlich lokaler Färbung (oft mit derbem Grundton) auch Dialektdichtungen.

Aber auch im Laufe der Zeit hat die Sprache des Volksliedes eine durchgreifende Änderung erfahren. Hassebrauk (Volkslieder des braunschweigischen Landes. Braunschweig. Magazin 1897, Nr. 9 ff.) sagt: „Im 15., auch noch im 16. Jahrhundert ist dieses Volkslied, besonders das historische, noch fast rein niederdeutsch, im 17. überwiegt schon das hochdeutsche, im 18. und 19. ist dies fast Alleinherrscher. Es ist natürlich, daß bei dieser Entwicklung die niederdeutschen Volkslieder leichter der Vergessenheit anheimfallen und Neubildungen immer spärlicher werden, ebenso, daß die letztern sich mehr und mehr dem Charakter

der dialektischen Kunstpoesie anpassen. Da nun diese von Laurenberg bis zu Klaus Groth vorwiegend humoristisch ist, so beschränken sich auch die betreffenden Volkslieder im wesentlichen auf das humoristische Genre."

Als besondere Gruppe der Dialektpoesie dürfen die Tanzlieder betrachtet werden, meist nur noch in dürftigen Resten vorhanden. Sie werden, wenigstens am Rhein, nur noch bei besondern Festgelegenheiten (Hochzeiten namentlich) getanzt (Siebensprung mit ganz verstümmeltem Text). Da diesen meist plattdeutschen Tanzliedern bisher kaum die gebührende Achtung geschenkt worden ist (m. vergl. Andree, Braunschw. Volkskunde², S. 478), so führe ich einige derselben aus dem Bergischen an.

1. Entken, min Männken, geh met mi en't Gras,
Do piepen de Vögel, do kloppet de Hâs;
Do bröllet de Osse, do schollet de Koh,
Schlét Entken, min Männken, de Trommel doto.
Barmen.

2. Juchhei, Drâme Gretschen,
Juchhei, Jan!
Magstu keine Buttermilch,
Wat magstu dann?
Dreimal Buttermilch und zweimal Wurst,
Und wer noch Bier im Keller hat,
Der leid't noch keinen Durst.
Bier im Keller,
Speck auf dem Teller,
Käs' und Brot im Sack;
Und wer das Mädel haben will,
Der bind' die Strümpfe schnack.
Elberfeld.

Nach der Melodie: Wir winden dir den Jungfernkranz.

3. Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächst in unserm Garten;
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann nicht lang' mehr warten.
Wipperfürth.

4. Am Kirchhof steht ein Fliederstrauch —
Der Dorfschulmeister orgelt auch —
Pflücket die Rosen,
Eh' sie verblühn.

Elberfeld.

5. Ich und mein altes Weib
Können schön tanzen;
Sie mit dem Dudelsack,
Ich mit dem Ranzen.

An versch. Orten.

6. Et geït nicks ůwer die Gemütlichkeit!
Oha, oha, oha!
Wenn de Vatter met der Mutter en der Heia leït!
Oha, oha, oha!

7. Danz, Mädelschen, danz,
De Schôkes sind noch ganz.
Lot't deck nit geröen,
De Schuster mackt noch nöen.

Elberfeld.

8. So gêt et en der Welt;

Wenn me Årpel schällt,
Dann schnitt me seck en den Důmen;
Dan kritt me leck're Prûmen.
Oder: Dann kritt me get op de Knûwen.
Oder: Dann kömmt de Muəder met dem Bessem-stell,
On häut em op de Knûwen.

9. O, du lieber Augustin,
Alles ist hin!
Geld ist weg, Geld ist weg,
August, der liegt im Dreck.
O, du lieber Augustin,
Alles ist hin!

10. Hopp, Marjännschen, Koffekännschen,
Lot de Pöppkes danzen.
Nen guəden Mann, nen ät'gen Mann,
Nen Mann van Komplesanzen.

11. Weißt du nicht, wo Krombach*) liegt?
Krombach liegt im Sümpfchen.
Alle Mädchen kriegen 'nen Mann,
Und ich, ich krieg ein Stümpchen.**)
Wipperfürth.

12. Kîpendreger, hedô!
Dinne Kîpe stêt dô!
Alle Eier sind verkofft,
On dat Geild, ess ganz versôpen;
Heideldildi, Heideldomdo.

13. Jud kaput, Jud kaput,
Ess alt wiar en Jud kaput.
Jud kaput, Jud kaput.

14. Siebensprung:
a. Uss Pitter on uss Oberam,
Die kuənen schön danzen;
Huge Sprönk die meiten se nitt,
So langsam öwer de Bön.
Remscheid.

b. Könnt ihr nicht die Siebensprüng,
Könnt ihr sie nicht tanzen?
Da ist mancher Edelmann,
Der die sieben Sprüng nicht kann:
Ich kann se, ich kann se.
Elberfeld.

Den Tanzliedern scheint ursprünglich fast ausschließlich der Vierzeiler zugrunde zu liegen. Die Musik wird vielfach gesungen. Der Bau der Verszeilen ergibt meist sofort die Taktart (3/4 Takt-Walzer; 2/4 Takt-Galopp usw.).

So weit über die Sprache des Volksliedes. Zur Form desselben sei im Anschluß an Vilmar bemerkt, daß im Volkslied die wirklich erlebten Zustände und Empfindungen rasch und bewegt, wie das Herz in diesem Momente selbst ist, rhapsodisch hingeworfen werden. „Nur die bewegtesten Momente werden festgehalten; auf die Ausfüllung der

*) Auch andere Orte werden genannt.
**) Kleines Kind.

Mittelglieder, auf die Darstellung der Gedanken, auf die Färbung der Begebenheiten, auf die Ausmalung und Schilderung legt das Volkslied nicht den geringsten Akzent, und dadurch unterscheidet es sich gerade von dem Kunstlied" (Vilmar, Literaturgeschichte 18, S. 223). Der kecke Sprung von Situation zu Situation ist charakteristisch für das Volkslied. In ihm ist die Willkür und Regellosigkeit begründet. Die äußere Form wird vielfach vernachlässigt; die Empfindung macht alles. Darin liegt das ihm eigene musikalische Wesen begründet, das, was unmittelbar zum Gesang reizt.

So sind wir schon unwillkürlich zum Rhythmus des Volksliedes gekommen. Mag auch dazu ein Berufenerer (Hildebrands Vorlesungen über Rhythmik und Metrik; m. vergl. auch s. Beiträge, 1897) das Wort nehmen.

„Dem Verse liegt der alte germanische und indogermanische 4hebige rhythmische Rahmen zugrunde, in dem die Zeile sich auf und ab bewegt; unter seinen 4 Hebungen zeichnen sich meist 2 als stärker betont aus, es sind die Haupthebungen. Nicht immer sind alle Hebungen ausgefüllt; an Stelle der letzten kann, wie in der Musik, eine Pause treten. Auf die Zahl der Senkungen kommt's nicht an; manchmal fallen sie zwischen den Hebungen ganz aus, dann füllt die Hebung allein den Takt; der ersten Hebung kann ein ein- oder mehrsilbiger Auftakt vorhergehen. So wenig indessen die Senkungen im Rahmen des Verses mitzählen, so verleihen doch sie der Bewegung des Verses seinen Charakter. Dieser ist gehend oder schreitend, wenn eine einsilbige Senkung zwischen den Hebungen steht, hüpfend, wenn die Senkung zwei Silben zählt. Sehr beliebt ist, wie bei modernen Dichtern, die darin dem Volkslied folgen, die Mischung beider Gangarten. Abgesehen von diesen Grundregeln gibt es noch eine Menge einzelner rhythmischer Kunstmittel, wie die Häufung der Hebungen oder Senkungen an bestimmten Stellen, das Umlegen des Rhythmus. Die Anwendung dieser Kunstmittel ist aufs regste dem Inhalt und der Stimmung angepaßt.

Für den Reim ist folgendes zu beachten: Nicht der gleiche Klang allein macht den rechten Reim, sondern Gleichheit und Ungleichheit zusammen, und zum Reim gehört nicht bloß das gleich Klingende vom Vokal an, sondern ebenso

das verschieden Klingende, das dem Tonvokal als Ansatz vorangeht. — — — Es stellt sich heraus, daß der Reim an Schönheit gewinnt in dem Maße, wie dem Gleichen darin ein Ungleiches, dem Einklang ein Zwieklang gegenübertritt. Daher die Freude des Volksliedes an dem sogenannten unreinen Reim und der Dissonanz. Ähnlich ist der Stabreim aufzufassen. Hier ist das Gleiche der Konsonant, das Ungleiche der darauf folgende Vokal, d. h. der Stammvokal, der Tonträger des Wortes. Und auch hier waltet in der Verschiedenheit des Vokales Gesetzmäßigkeit. „Zur Sache," fährt Hildebrand weiterhin fort, „ist noch zu erinnern, daß der Reim in beiden Formen mit seiner Art und Natur recht eigentlich ins Musikalische einschlägt, wie denn alles metrische und rhythmische Wesen zuletzt unter den Gesichtspunkt der Musik fällt. Es ist wie im Tonleben die Mischung oder der Wechsel vom Einklang und Zwieklang, von Konsonanz und Dissonanz, was dem Reime seine Schönheit gibt, wie dem Rhythmus überhaupt auch" (J. Sahr, D. deutsche Volkslied, S. 16).

Sprache, Rhythmik, Reim, Melodie erhalten ihre volle Ausgestaltung im Tanzlied. „Der Inhalt trägt jetzt erst den Sieg über das bloße Tempo davon, der freie Schwung des Tänzers über die gebundene Anstrengung des Arbeiters (im Rammlied, Flachsrefflied, Drescherlied usw.; Anmerkg. des Verf.). „Das Schnaderhüpfl ist da!" Im Anschluß an Schmeller (Bayerisches Wörterbuch II, Sp. 587) gibt K. Reiskel (Anthropophyteia II, 117) folgende Erläuterung dazu: „Schnadahüpfel ist nach Schmeller eine metonymische Bezeichnung für ein kurzes, aus einem oder zwei Reimpaaren, jedenfalls aus vier Abschnitten oder Zeilen bestehendes Liedchen, das nach gewissen landläufigen Tanzmelodien gesungen und häufig vom Sänger oder Tänzer aus dem Stegreif gedichtet wird. Schnadahüpfel bezieht sich nach Schmeller auf Schnitterhüpflein, auf die ehemals üblichen Schnittertänze, Schnitterhüpfe. Weil der Ausdruck selbst aus der Sache nicht mehr ganz klar ist, so ist er durch ein gewisses Spielen mit den Lauten, nach allen Vokalen variiert, z. B. Schnodahipfl" usw.

Die Heimat des Schnaderhüpfl ist Bayern und Österreich. Dort findet sich bereits im 12. Jahrhundert „das ganz schnaderhüpflartige, nur um zwei Zeilen er-

weiterte Liebesliedlein in einem Briefe Wernhers von Tegernsee:

Du bist mîn, ich bin dîn usw."

Es hat sich nach Westen bis tief in die Schweiz hinein fortgepflanzt; auch in Schwaben und Elsaß ist es bekannt, ferner in Thüringen, Schlesien. Von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen ist es in Norddeutschland und im westlichen Mitteldeutschland unbekannt. „Ein echtes Schnaderhüpfel besteht aus einem einzigen Vierzeiler von acht Hebungen, es stellt in einer einzigen Strophe ein Ganzes dar. Es wird in Dur gesungen und in Bayern gern von der Zither begleitet. Es wird noch immer in seiner Heimat, aber auch anderswo aus dem Stegreif gedichtet und zwar in der Mundart" (E. H. Meyer, deutsche Volkskunde, S. 316). An das Schnaderhüpfl schließt sich oft der Jodler.

Der Anschauung, das Schnadahüpfl sei aus dem Bereich der bayrisch-österreichischen Alpenländer nach Westen und Norden gewandert, tritt G. Dunger (Wuttke, Sächs. Volkskunde², S. 265) entgegen und spricht ihnen auch in den übrigen, oben genannten Ländern und Landstrichen Deutschlands Heimatsrechte zu, allerdings unter den verschiedenartigsten Benennungen (Schlumperlied, Rundâ usw.). Es dürfte jedoch noch eingehend zu prüfen sein, ob die Vierzeiler Norddeutschlands (m. vergl. u. a. Strack, Hessische Vierzeiler in den Hessischen Blättern für Volkskunde I) mit den Schnaderhüpfl völlig identisch sind. Strack hebt nur ihre Verwandtschaft mit den Schnaderhüpfl hervor. Eins geht aus der Prüfung der deutschen Volkslieder unstreitig hervor, nämlich, daß die große Mehrzahl derselben aus Vierzeilern besteht. Manche sechszeilige Strophe wird nur durch Wiederholungen aus einem Vierzeiler zum Sechszeiler. Daneben erscheint der Zweizeiler. Künstlicher Strophenbau ist dem Volksliede seiner ganzen Natur nach zuwider.

VII. Die Weise (Melodie) des Volksgesangs.

Im Grafen von Habsburg singt Schiller:

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen —
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Das ist die Macht des Gesanges, welche unser großer Dichter mit diesen unsterblichen Worten schildert, auch die Macht des Volksgesanges, der die schlummernden Gefühle in des Menschen Brust weckt und läutert, weil er selbst in Wort und Weise vom Gefühl des Volkes getragen und durchgeistigt wird.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Weise, dem musikalischen Gewande des Volksliedes, zu, unlösbar mit dem Wort verschmolzen zu einer harmonischen Einheit.

Der Dichter des Volksliedes ist in den meisten Fällen auch der Sänger desselben. Er gibt ihm die Weise mit auf seinen Weg, sei es in einer ganz neuen Form oder daß er seine Worte einer bereits vorhandenen, bekannten Melodie anpaßt. Wort und Weise sind mithin eng verbunden. Dieses Verhältnis muß uns noch einige Augenblicke beschäftigen, namentlich in seiner geschichtlichen Entwicklung. Innig und unlösbar war dieses Verhältnis bis auf Opitz. Bis zu dieser Zeit oder zum Anfang des 17. Jahrhunderts, sind „Wort und Weise nur zwei von einander untrennbare Seiten desselben Kunstwerkes, die erst gemeinsam mit einander ein Lied bilden." Lieder, die allein dem Bedürfnis der Lektüre zu genügen getrachtet hätten, gab es nicht. Der Dichter des Liedes gab ihm das musikalische Gewand unfehlbar mit. Die Melodie war entweder neu erfunden oder einem älteren Liede entlehnt. Wählte der Dichter für sein Lied eine alte Weise, so trieb ihn dazu die Beliebtheit derselben oder die Ähnlichkeit der zum Ausdruck gebrachten Gefühle. „Leider aber bleiben wir fast bei allen, dem 16. Jahrhundert vorausliegenden Liedern unserer Samm-

lung und auch bei gar vielen Liedern des 16. Jahrhunderts ohne Kunde von ihrer Melodie" (R. v. Liliencron, Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert; Nachtrag S. 2).

Die Melodie der Lieder kann entweder durch ihre Verbindung mit dem Text durch den lebendigen Gesang zu unserer Kenntnis gelangen, oder durch Aufzeichnung von Text und Melodie. Aber diese Mittel versagen für die Blütezeit unseres Volksgesanges fast gänzlich. Erst im 16. Jahrhundert beginnen die Aufzeichnungen unserer Melodien reicher zu werden.

Eine wichtige Quelle für die Melodien der Volkslieder sind die protestantischen Gesangbücher. Vielfach griffen die Reformatoren zu den beliebtesten Volksliedermelodien, um ihnen ihre Kirchenlieder anzupassen; die Volksmelodien wurden zu Choralmelodien. Ein ähnliches Vorgehen beobachtet die Heilsarmee bekanntlich noch heute. Die protestantische Kirche pfropfte damit auf die Melodien der Straße den geistlichen Gehalt der neuen Lehre, wie einst die Heidenbekehrer es mit den Volksfesten gemacht hatten. Aber neu geschaffene Kirchenliedermelodien wanderten dagegen auch auf die Straße hinaus, z. B.: Aus tiefer Not; Ein feste Burg (v. Liliencron, Nachtrag, S. 3).

Neben den protestantischen Gesangbüchern, zeitlich sogar vor denselben, tauchen seit 1512 gedruckte Stimmhefte auf, welche vielfach Melodien neben den Texten enthalten. Solche Sammlungen kommen ziemlich häufig durch das ganze 16. Jahrhundert vor.

Das sind die wesentlichsten Quellen unserer musikalischen Kenntnisse für das ältere Volkslied. Über den Wert dieser Melodien mag v. Liliencron (Nachtrag, S. 9 ff.) das Wort nehmen.

„Die Volksmelodien zeigen auch ihrerseits genau die gleiche Natur, ruhen, was Tonalität und Rhythmus betrifft, genau auf denselben Grundlagen, wie die Musik der Schule. Ein Kunstlied im heutigen Sinne gab es, gegenüber dem Volkslied, noch nicht; auch nicht, oder vielmehr am allerwenigsten, darf man etwa das meistersängerische Lied als einen Gegensatz dieser Art fassen. Die Kunst, welche in Kirche und Schule gelehrt und geübt ward, war dieselbe, bei der auch die fahrenden Sänger und Spieler,

die Minne- und Meistersänger in die Schule gingen; es war dieselbe Kunst, die sich auf hundert Wegen unter allem Volk verbreitete und die auch der rein volksmäßigen Musik ihre Regeln gab und ihre Bahnen vorzeichnete. Wie denn überhaupt aller Volksgesang bis zu gewissem Grade immer nur ein Reflex der Kunstmusik seiner oder einer früheren Zeit ist. Aus sich selbst heraus schafft sich „der Volksgeist" ebensowenig eine eigene Kunst der Musik, wie er sich seine eigene Kunst der Malerei oder Skulptur schafft. Wohl aber spricht er in den Formen der anderswo erwachsenen Kunst, indem er sie vor allem gern der schulmäßigen Künstlichkeit entkleidet, seine eigene Art zu denken und zu empfinden aus. So wenig aber nun im 16. Jahrhundert das Volksmäßige in diesem Sinn überhaupt schon auf eine einzelne Klasse, auf die niederen, die ländlichen Schichten des Volkes beschränkt war, sondern vielmehr ein und derselbe Zug, Ton und Klang volkstümlicher Empfindung noch durch alle Klassen des Volkes ging, wenn auch nicht mehr durch alle Persönlichkeiten, ebensowenig gab es damals ein Volkslied, dessen Schöpfung und Gesang den unteren Regionen des Volkslebens allein zugefallen wäre, sondern dasselbe Lied ward vor Kaiser und Königen wie beim ländlichen Tanz, dasselbe von und vor Fürst und Oberst wie von und vor dem letzten Landsknecht, dasselbe von den kunstreichsten Meistern des Satzes oder des Spieles wie vom Burschen in der Schenke, ja endlich dasselbe in den geweihten Räumen der Kirche wie auf dem Markt gesungen. Derselbe Stil, dieselbe Kunstregel beherrscht das Ganze. Sie stand ja in alter Übung und war längst aller Welt ins Blut gegangen. Ganz gewiß aber haben wir unter den Schöpfern solcher Melodien neben den eigentlichen Meistern, die, wie wir wissen, die Erfindung solcher Lieder keineswegs etwa unter ihrer Würde achteten, wenn sie auch nicht weiter große Ehre damit einzulegen dachten, zunächst und zuerst an die zahlreichen sonstigen gutgeschulten Sänger und Musiker zu denken, die aus allen Schulen hervorgingen, darunter gewiß viele Männer, die, wie mit der Praxis, so auch mit der Theorie recht wohl bekannt waren. Es braucht uns deswegen durchaus nicht so sehr zu wundern, wenn diese Lieder keineswegs jenen Grad von Einfachheit und Kunstlosigkeit zeigen, den wir mit der Vorstellung eines Volksliedes zu

verbinden gewohnt sind." Beachtet man ferner, daß es damals noch keine wirkliche Instrumentalmusik gab, so muß man unbedingt zugeben, daß gerade das Volkslied im Mittelpunkt des gesamten musikalischen Lebens jener Zeit stand, selbst für den Tanz. Allerdings taucht bereits im 16. Jahrhundert auch schon instrumentale Tanzmusik auf, welche sich aber in ihrem musikalischen Gehalte neben dem Volksliede nicht behaupten kann. Auf die weitere Entwicklung der Instrumentalmusik (Marsch usw.) kann hier nicht eingegangen werden.

„Auf diese Art sehen wir also das Lied ziemlich alle Seiten des Musiklebens jener Zeit durchdringen und erfüllen. Abgesehen von seinem eigensten Leben als Minnesang, Meistersängerton, weltliches und geistliches Volkslied, dient es dem Meister als Motiv für seine kirchlichen Kompositionen und als Tenor seiner kontrapunktischen weltlichen Sätze; es stattet den Tanz aus, es dient der Instrumentalmusik als Stoff, den Virtuosen als Unterlage ihrer Kunst und Kunststücke; es war aber auch hoch und edel genug, um die Kirche mit einem neuen und herrlichen Gemeindegesang auszustatten" (v. Liliencron).

Waren so beim Entstehen des Volksliedes Wort und Weise untrennbar verbunden, so war es auch in der Folgezeit beim Vortrag. Nur durch den Gesang wurde es den Zuhörern vermittelt und übte durch den Gesang auch seine Wirkung auf die Vortragenden und Sänger selbst aus. Wir können uns dies innige Verhältnis kaum ganz klar machen, wenn wir uns dem Studium des Volksliedes aus Büchern widmen oder auch vereinzelt durch ein altes Mütterchen, durch einen zitternden Greis klanglos dies und jenes Lied vortragen lassen. Und auch die indirekte Wirkung aus der musikalischen Übersetzung der gedruckten Volksweisen vermittelte nur in gänzlich abgeblaßter Form die ursprüngliche, frische Art des Volksgesanges.

Mit dem Gesang scheint man sich ausschließlich beim Vortrag kirchlicher Lieder, namentlich ernster Natur, begnügt zu haben. So meldet die Limburger Chronik bei dem eingehenden Bericht über die Fahrten der Geißler nur vom Singen der verschiedenen Lieder. Aber fast im unmittelbaren Anschluß daran heißt es: „In derselbigen Zeit sung man ein neu Lied in Teutschen Landen, das war

gemein zu Pfeifen und zu Trommeten und zu allen Freuden.“ Später heißt es: „In demselbigen Jar sung und pfiffe man in allen diesen Landen diß Lied“ usw. Man bediente sich also zur wirksameren musikalischen Einkleidung auch des Pfeifens und der verschiedenen Musikinstrumente.

Oft trat noch eine Art dramatischer Handlung hinzu, wobei der Zuhörerchor an gewissen Stellen mit lautem Schall einfiel. Aber auch schreitende und tanzartige Bewegungen verschmähte man nicht. Ganz ausgestorben sind dieselben auch heute noch nicht. Im Bergischen wird kaum eine Hochzeit in den unteren Volksschichten gefeiert, bei der nicht zum Schluß das Lied angestimmt wird: „O, du lieber Augustin“, oder „Wir winden dir den Jungfernkranz“ usw. Dabei bewegt sich alt und jung, Männlein und Weiblein, im Reigen, welcher durch Fußfall, Küssen usw. unterbrochen wird. Auch dieser Reigen, der einst mit dem Volksgesang sehr häufig verbunden war, hat sich in die Kinderwelt geflüchtet und ist heute noch namentlich bei den Mädchen anzutreffen, wenn sie alte Volkslieder, vorab Balladen, auf freiem Platze singen (z. B.: Christinchen saß im Garten usw.).

Überall konnten wir bisher beim Volkslied feststellen, daß es durchweg von mehreren in Gemeinschaft gesungen wurde. Darauf ist es berechnet, und darum verdient es auch schon den Namen „Volkslied, Volksgesang“. Daß daneben die Volkslieder in einsamer Klause, an dieser oder jener Arbeitsstätte oder von einem einzelnen Wanderer gesungen wurden, kann nicht geleugnet werden. „Aber meist war das Singen des Liedes eine Art schlichter Aufführung, eine Art „Gesamtkunstwerk“, an dem Dichtung, Gesang, Tanz und dramatische Handlung Anteil hatten. Voraussetzung dafür war durchaus der Grundsatz: „Keine Geselligkeit ohne Lied“ (J. Sahr, Das deutsche Volkslied, S. 10 f.).

Die Geselligkeit unserer Vorfahren fand im Lied ihren veredeltsten Ausdruck. Das war nur möglich, wenn die Gesangskunst ganz allgemein verbreitet war, weit verbreiteter als heute, wo sich immer nur Einzelne derselben rühmen können. Nur unter dieser Voraussetzung verstehen wir Luthers Wort: Wer nicht singen kann, den sehe ich nicht an! Jedermann sang und kannte das Volkslied, jeder Stand

in Stadt und Land. Allerdings war diese Kenntnis mitunter auf die Volkslieder einer Gegend, eines Stammes, einer Volksart beschränkt. Die Liebe aller Stände war dem Volksliede zugewandt: „Es gab damals auf diesem Gebiete noch ein Gesamtleben der ganzen Nation. Jedem Teile des Volkes war das Volkslied ein Bedürfnis. Das Volkslied war eine Macht im Leben der Öffentlichkeit."

Des deutschen Volkes Art prägte sich als solche in seinen Liedern und den unfehlbar anhaftenden Melodien entschieden und bedeutsam aus. Unser Volk hat eine nationale Eigenart und unterscheidet sich darin scharf von der der Nachbarvölker, z. B. der Slaven, Finnen, Litauer. Große Verwandtschaft weist sie dagegen mit den Volksgesängen und ihren Melodien in den nordgermanischen Ländern (Dänemark, Schweden, Norwegen) auf, wenn es auch hier einem musikalisch Geschulten leicht möglich ist, die Abschattierung der verschiedenen Volkscharaktere in den Volksweisen zu erfassen und zu kennzeichnen. Bruinier (Das deutsche Volkslied, S. 3 f.) äußert sich darüber mit folgenden Worten: „Daß die deutsche Volksweise sich außerordentlich scharf von der slawischen, litauischen, finnischen, weniger stark, aber doch deutlich genug, von der italienischen, französischen, spanischen, aber fast nicht von der skandinavischen und niederländischen dem Eindruck auf den Hörer nach unterscheidet, das hört auch der musikalisch Ungeschulte sofort heraus; er wird auch den Grundton der deutschen Volksseele, die mit dem Eigensten keusch zurückhaltende, sinnige und unverkünstelte, aber gerade und starke Einfachheit der Gefühle vernehmen können, wie sie die deutsche Dichtung in den Liedern Goethes, Uhlands, Storms wiederspiegelt, das deutsche Leben in Luther, Goethe, Jakob Grimm und Bismarck. Schauspielerei und Schnörkel, kraftlose Weichlichkeit oder tierische Roheit der Empfindung kennt sie nicht. Aber worin eigentlich die volklichen Unterscheidungsmerkmale liegen, das wird nur der erfahrene vergleichende Tonforscher sagen können, wenn er es versteht, auf den Atem des Volkes zu lauschen."

Eine Frage entsteht hier: Wie steht es heute mit den Melodien unserer Volkslieder?

Es ist nach dem bisher Gesagten schon klar, daß wir die Wirkung des Volksliedes nur dann richtig beurteilen

können, wenn dasselbe annähernd so gesungen wird, wie es zu seiner Blütezeit von der Allgemeinheit des Volkes gesungen wurde. Stutzen wir es nach dem Geschmack unserer Zeit im Gesang zurecht, dann tun wir ihm Gewalt an und können es nicht objektiv beurteilen. Soll das Volkslied im rechten Geiste gesungen werden, dann muß es seinem ganzen textlichen und musikalischen Wesen nach erfaßt und die innere Harmonie dieser beiden Elemente klar werden. Denn das Volkslied ist, wie wir vorhin nachwiesen, ein Kunstwerk, das keine Anpassung an eine andere Kunstrichtung verträgt. Dazu ist das Volkslied ein echtes Kunstwerk, dessen Form und Inhalt aus einem Guß geflossen sind, durchdrungen von echt nationalem Geist. „Aber auch die Behandlung der Volksmelodie seitens des singenden Volkes zeigt oft künstlerisches Bewußtsein. Vielfach offenbart sich in den Kreisen der Naturvölker sogar ein feines Verständnis für Eigenarten der Melodie" (Böckel, Psychologie usw., S. 426). Besonders wertvoll sind nach dieser Seite die Beobachtungen von Prof. Pommer. Die geringsten Abweichungen fallen den sangeskundigen Volkssängern auf. „Daß sich auch im Vortrage der Volkslieder eine gewisse Kunst durch die Übung des Zusammensingens herausgebildet hat, vermochte ich in Oberhessen noch mehrfach festzustellen. War der Kreis der Sänger und Sängerinnen vollständig, dann wartete alles auf die bestimmte Vorsängerin, die das Lied und seine Tonart angab, und an genau verabredeter Stelle fielen gewisse Stimmen in den Gesang der übrigen ein. Auf mich hat der Gesang der Volkslieder in den Spinnstuben stets den Eindruck wohldurchdachter und mit künstlerischem Sinn erwogener Sangesart gemacht" (Böckel, S. 426 f.). A. Hauffen charakterisiert den Gottscheer Volksgesang mit folgenden Worten: „Mit merkwürdiger Sicherheit wird immer der richtige Ton getroffen, die Harmonie und Reinheit niemals verletzt. Der Wohlklang, die feierlich vorgetragene ernste Melodie, die von allen Schöpfungen der Kunstmusik völlig abweicht, erzielen einen erhebenden Eindruck." J. Lewalter äußert sich über die hessischen Volkslieder folgendermaßen: „Die hessischen Volksweisen erscheinen fast nur in Dur, sehr selten in Moll, und werden zweistimmig gesungen. Die zweite Stimme geht entweder mit der Melodie oder begleitet in der Sexte, Quinte und

Terz. Wohl wird manchmal von den Burschen auch noch ein dritter Baßton angegeben, doch ist dies keine eigentlich dritte Stimme zu nennen". G. Scherer (Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigentümlichen Singweisen. 2. Aufl. 1868): „Volkslieder sind der harmonischen Begleitung wohl fähig, aber sie bedürfen ihrer nicht. Das Volk singt sie ein-, in der Regel jedoch zweistimmig, teils in Terzen, teils mit den natürlichen Tönen des Waldhorns. Es stimmt die Lieder in der Regel sehr hoch an und singt sie flachweg ohne alle Nüancierung. Singen Burschen und Mädchen zusammen, so fügen erstere den weiblichen Stimmen wohl auch einen einfachen Baß hinzu, oder der Tenor schwingt sich, namentlich in den Kadenzen, über den Sopran empor. Mit dem dreistimmigen Satze wäre nun das harmonische Bedürfnis bei den meisten Liedern am einfachsten und natürlichsten befriedigt, allein wir sind durch die vollere Harmonie schon zu sehr verwöhnt" usw. Über den Satz deutscher, namentlich älplerischer Volkslieder hat sich Pommer in seiner Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" an verschiedenen Stellen eingehend geäußert.

Nach diesen Ausführungen darf man es wohl behaupten, daß das Volk ein gesundes musikalisches Empfinden besitzt und zwar in seiner Allgemeinheit. Gleichzeitig ist dem Volk damit die Fähigkeit gegeben, zu singen, nicht nur das gesungene Volkslied aufzunehmen und zu beurteilen, sondern dasselbe auch zu genießen. Das Ohr nicht nur unserer Sänger, sondern auch einfacher Handwerker, Landleute usw. besitzt oft ein ungemein feines Gefühl für die Richtigkeit und Schönheit eines Liedes. Wer einmal im Kreise von Volkssängern auch der einfachsten Bevölkerungsklassen gesessen und gelauscht hat, wird davon zu erzählen wissen. Mancher Musikdirektor könnte den einfachen Mann aus dem Volke um diese Fähigkeit beneiden. Nennen wir diese Fähigkeit kurzweg musikalisches Verständnis. Dasselbe erbt sich von Geschlecht zu Geschlecht fort, wofür z. B. Böhmen mit seiner altererbten, immer noch geübten Hausmusik eine treffliche Illustration liefert.

Eine weitere Frage führt uns auf das Verhältnis von Text und Melodie zueinander. E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 324 f.) schreibt: „Der sprachliche Ausdruck läßt oft zu wünschen übrig: bedeutungslose Wörter, wie

wohl, sich, es, lei, oder ganz beliebige, wie dölpel, dölpel, dölpel, werden eingeschoben und Silben wiederholt, des Metrums oder der Melodie halber. Die Melodie überragt an Schönheit meistens weit die sprachliche Gestaltung. Sie quillt im Lied wie in der Ballade aus vollem Herzen, ist daher frisch, naiv und einfach. Sie kennt ursprünglich keine Schnörkeleien, doch bringen die Mädchen z. B. in Nassau gern allerlei Verzierungen an, und die Burschen werfen wilde Juchzer dazwischen. Die meisten Lieder werden stimmig, d. h. mindestens zweistimmig gesungen, wobei sich z. B. in Nassau die zweite Stimme in Terzen, Quinten, seltener in Sexten bewegt, während der krainische Gottscheer die Sexte der Quinte vorzieht. Die norddeutschen Lieder sind mannigfaltiger rhythmisiert, als die süddeutschen, die dafür in der Schweiz und im Osten den Jodler entwickelt haben. Die Melodie ist strophisch, gewöhnlich in vier, aber auch in drei Zeilen gegliedert, nicht durchkomponiert. Sie scheut nicht den Taktwechsel, in der Regel aber den Übergang in eine andere Tonart. Doch in dem Paderborner Liede von den zwei Königskindern, die einander so lieb hatten, werden alle Strophen in Dur gesungen, nur die dritte, welche die erste Katastrophe so ergreifend knapp schildert, mit überraschender Wirkung in Moll:

> Dat hörde 'n falske Rune (Jungfer)
> In ere Slapkammer, o weh!
> Se dede de Keeskes (Kerzchen) utdämpen;
> Leef Herte bleef in de See."

Wir sind mit den letzten Ausführungen bereits auf die Tonart der Volkslieder übergegangen. Gerade auf diesem Gebiete liegt ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal. Das dänische Volkslied ist durchweg in Moll gehalten. In Deutschland, wenigstens in Norddeutschland, dürfte Dur vorwiegen. Ganz entschieden wiegt Dur im ehemaligen Bergischen vor. Für die Tonart des Volksliedes scheint die Landschaft wesentlich mitbestimmend zu sein. Besondere Innigkeit besitzt die Tonart in Thüringen und Schwaben. Dann dürften die Alpen folgen, und im flachen Norden herrscht ein kraftvollerer Ton vor (m. vergl. E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 319).

Zur richtigen Beurteilung der musikalischen Seite unseres Volksliedes fehlen uns leider heute die genügenden Grundlagen. Man hat, nachdem Herder und viele nach ihm das Volkslied neu zu beleben suchten, allzusehr den Nachdruck auf den Text, auf das Wort gelegt, zu wenig nach der Weise, nach der Melodie geforscht. „Zwar ist in den 130 Jahren, die seitdem hinstrichen, vieles zur Wiederbelebung der verklungenen Weisen geschehen; aber das volle Leben des alten Volksliedes können wir nicht zurückzaubern, es hat durch die über 200jährige Vernachlässigung einen zu empfindlichen Stoß erhalten. Sorgen wir wenigstens dafür, daß, was davon noch lebensfähig ist, erhalten bleibt; sorgen wir dafür, daß wenigstens das Wort des Volksliedes mit lebendig nachschaffendem Geiste, mit Verständnis betrachtet wird. Dazu gehört aber, daß wir vor dem Volksliede die toten Schulbegriffe der landesüblichen Metrik und Rhythmik abtun. Weg vor dem Volkslied mit Jamben und Trochäen, Daktylen und Anapästen! Weg mit den landläufigen Begriffen von Reim und vom regelmäßigen Wechsel zwischen Hebung und Senkung! Das ist Ellenmetrik, fremde, uns aufgezwungene, die nicht zum Volksliede paßt" (J. Sahr, usw. S. 15 f.).

Zwar hat man in den letzten Jahrzehnten viele Melodien unserer Volkslieder gesammelt; aber viel bleibt nach dieser Seite noch zu tun. Die Schwierigkeit, die gesungene Melodie aufzunehmen, die Kostspieligkeit ferner, aufgezeichnete Melodien zum Druck und damit zur Vervielfältigung zu bringen, sind Faktoren, die nicht unterschätzt werden dürfen. Aber auch unsere Gesangvereine trifft hier eine schwere Schuld. Nach Dungers Ansicht (Rundâs und Reimsprüche XXX), der wir uns mit O. Böckel (Psychologie usw., S. 425) anschließen, haben die Männergesangvereine das Volkslied meist nicht verstanden oder nicht verstehen wollen und daher öfters mehr geschadet als genützt und den letzten Überrest echten alten Volksgesanges verdrängt. Auch in der Schule könnte bezüglich des Volksgesanges mehr geleistet werden, als bisher geleistet wurde, und zwar durch Schulung der Stimme und des Gehörs, vor allem aber durch eine passendere Auswahl der Lieder. Aber ein echtes Volkslied aufzunehmen in den Lehrplan der Schule, das scheint manchem der Herren am grünen Tisch bedenklich. Vielleicht

wird man hier doch in den nächsten Jahren Wandel schaffen, da Se. Majestät der deutsche Kaiser seit langen Jahren dem Volksliede seine besondere Liebe ausdrücklich bezeugt hat. „Mit richtiger Erfassung des Kernpunktes der ganzen Frage hat der deutsche Kaiser die Notwendigkeit betont, die Volkslieder wieder zu singen und zu Gehör zu bringen. Er hat auch die Herausgabe eines Volksliederbuches ins Werk gesetzt, wofür ihm vollster Dank gebührt." Die Regierung in Österreich ist noch weiter gegangen und hat beschlossen, die Volkslieder der ganzen Monarchie zu sammeln und herauszugeben. Und schon ist der Plan in der Ausführung begriffen, eine Kommission zu diesem Zweck gebildet worden. In Wien hat man endlich den wichtigsten Schritt gewagt und bringt unter der Leitung von Prof. Pommer und anderen berufenen Meistern das alte Volkslied wieder zu Gehör. Ganz ähnlich wie in Österreich geht man in Frankreich vor.

Mancher wird einwenden, daß man ja allerorten in Deutschland Volkslieder in Konzerten usw. höre. Ganz richtig. Aber, fragen wir, sind das noch unsere alten Volkslieder? Sie sind es durchweg nicht. Sie sind zurechtgestutzt für das blasierte Großstadtpublikum. Wollen wir das Volkslied neu beleben, so muß es genau so gesungen werden, wie es vordem vom Volke selbst gesungen wurde. Diese Forderung besagt eigentlich alles. Man folge ihr und lasse alle Künstelei. Wer sich berufen fühlt, hier reformierend einzugreifen, der gehe unter das Volk, wo es wirklich noch singt, und lausche und lerne; dann gehe er hin und tue desgleichen. Dann wird unseres Schillers Wort (Macht des Gesanges) wieder in Erfüllung gehen:

Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Toten,
Er hebt es staunend himmelwärts
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

VIII. Das Verhältnis des Menschen zur Gottheit, wie es sich im Volkslied spiegelt.*)

Es ist einer der tiefsten und fesselndsten Grundtöne des Volksliedes, welcher das Verhältnis des Menschen zur Gottheit mehr oder weniger tief offenbart. Und dieser Zug läßt sich bei allen Völkern nachweisen; er ist eben eine Folge des allgemein verbreiteten Gottesbewußtseins, wobei die Form und weitere Ausgestaltung außer Ansatz bleibt.

Eins der wichtigsten Elemente der Religion, das moralische, tritt in der Religion der niederen Rassen kaum merklich hervor; aber doch besitzen auch sie moralische Gesinnung (m. vergl. Tylor, Anfänge der Kultur, I, 421). Aber auch die Religion der höher stehenden Völker ist vielfach nur Animismus, der in seiner „vollen Entwicklung den Glauben an leitende Gottheiten und untergeordnete Geister, an Seelen und an ein zukünftiges Dasein" umfaßt. Für diese Stufe bietet das Volkslied eine reiche Ausbeute. Es schwingt sich selten zur Philosophie und Glaubenslehre des Christentums und anderer hochentwickelter Religionssysteme empor. Als Bindeglied zwischen niederen und höheren Kulturstufen tritt gleichsam das Gebet auf. Einen breiten Raum darf dann das Opfer mit seinem verschiedenen Ersatz und seinen Überlebseln beanspruchen. Weiter folgt die Belebung und Beseelung der Natur usw.

Das sind nur einige Andeutungen für die hier anzustellenden Untersuchungen, die wir allerdings in dem engen Rahmen, der uns gezogen ist, auf einige kurze Betrachtungen beschränken müssen.

Von Hymnen zum Preise der Gottheit im allgemeinen hat Hans Grabow (Die Lieder aller Völker und Zeiten, S. 4—47) eine gute Anzahl aus allen möglichen Völkern zusammengetragen, beginnend mit Mitteilungen aus dem Rigveda (übersetzt von Karl Geldner usw. in „Siebenzig Lieder des Rigveda) und schließend mit dem Lutherlied:

Ein feste Burg ist unser Gott,

das auch in unserer Zeit noch nicht seine Wirkung verfehlt.

---

*) Manche Ergänzung liefert der Abschnitt vom kirchlichen Volkslied.

Gehen wir nun ausschließlich zu einer ganz kurzen Betrachtung des deutschen Volksliedes in dem beregten Sinne über.

Der Umstand, daß sein Ursprung vielfach im germanischen Götter-Mythus wurzelt, wirkte lange und bestimmend auf seinen religiösen Gehalt ein, auch dann noch, als längst das Christentum bei den Deutschen Eingang gefunden hatte. Dieser germanisch-mythische Zug blieb in umgewandelter Form noch lange dem Volke und seinem Liede getreu und läßt sich in vielen Volksliedern nachweisen. Sollte z. B. in den Liedern von der „Himmelslinde" (J. Sahr, S. 135) nicht ein Nachklang an Yggdrasil anzunehmen sein (m. vergl. dazu, was Sahr S. 102, 133 und 138 bemerkt)? Hier muß auch das noch immer brauchbare, wenn auch in dieser oder jener Hinsicht überholte Werk von N. Hocker (Deutscher Volksglaube in Sang und Sage) beachtet werden. Hocker hat hier auch manches Volkslied aufgenommen und ihm nach dem Stand der damaligen Forschung in der germanischen Mythologie seinen Platz angewiesen. Nur auf diese war seine Absicht gerichtet. Aber auch das Verhältnis des Volksliedes zum Christentum verlangt sein Recht. Deutliche Anklänge birgt unseres Erachtens das allbekannte Lied vom Tannhäuser. Hier zeigt sich auch des Volkes unzerstörbarer Glaube an die durch göttliche Macht bewirkte Sühnung des Frevels. Der dürre Stab, den der Papst in die Erde stößt, grünt frisch, und Gott gibt dadurch kund, daß er dem Sünder verziehen, der reuig sich an ihn wandte. In unzähligen Liedern kehrt dieses Motiv, oft wahrhaft poetisch verklärt, wieder. Der grünende Stab des Papstes weckt aber weiter die Vorstellung von den drei Lilien, die aus dem Grabe des von Gott Freigesprochenen erblühen, vom Rosengarten, in den die Seelen der Abgeschiedenen eingehen usw. Andererseits weckt das Tannhäuserlied die lange Reihe von Volksanschauungen, welche in den Liedern Ausdruck gefunden haben, die von der göttlichen Gerechtigkeit und den zeitlichen und ewigen Strafen der Menschen reden.

Von besonderem Interesse wäre auch eine eingehende Darstellung des im Volksliede ausgeprägten Glaubens an den Teufel, seinen Ursprung und sein Vorbild.

Wir greifen nochmals auf die Hymnen zurück. Das

deutsche Volk besaß in seinen alten Hymnen einen reichen Schatz echt kirchlicher Lieder, „die man nur ins Deutsche umzudichten und dem Geschmack der Zeit anzupassen brauchte, um das Volk alsbald das, was es lateinisch so lange müßig angehört, nun selbsttätig singen zu lassen. Aber man beschränkte sich nicht auf die Umdichtung der lateinischen Hymnen und Psalmen — auch neue deutsche Lieder ohne fremde Unterlage traten hervor, manche von namhaften Kirchenhäuptern gedichtet, die meisten ohne Namen der Verfasser. Soviel ist gewiß, daß man das, was seit der Mitte des 16. Jahrhunderts für das deutsch-religiöse Lied in der katholischen Kirche in poetischer und musikalischer Hinsicht geschehen ist, gemeiniglich viel zu niedrig anschlägt, und der Umstand, daß das Lied hier vermöge der eigentümlichen Organisation des Gottesdienstes zwar als Ausfluß des Glaubens, nicht aber als Lehrerin desselben gilt, und ein begleitendes Mittel der Andacht, nicht ein Hauptbestandteil des Gottesdienstes selbst ist, hat vielseits zu einer Geringschätzung der katholischen kirchlichen Liederpoesie verleitet, welche dieselbe nicht verdient" usw. (Linnig, Vorschule usw., S. 197 f.).

Nicht nur die hohen kirchlichen Festtage mit ihren Erzählungen aus dem Leben Jesu, nicht nur Maria und die Heiligen boten Anlaß, das religiöse Gefühl im Volksliede und dem ihm nahestehenden Liede ausströmen zu lassen, sondern auch andere Feiertage, die Buß- und Bettage, verheerende Seuchen, verderbenschwangere Kriege, Zeiten der verschiedensten Not im Leben der Familie, der Gemeinde oder weiterer Lebenskreise. Das Gefühl, das für das Volkslied in erster Linie maßgebend ist, mußte auch diese Seite des Menschendaseins erfassen und ausmünzen in Liedern, und damit ein Gegengewicht gleichsam gegen das weltliche Lied schaffen, dem doch dieselbe tiefe Innigkeit eignet wie jenem.

Aber nicht nur die religiösen Lieder enthalten des Volkes Anschauungen über Gott, sondern auch manches weltliche Lied birgt seine religiösen Anschauungen, gibt Aufschluß über sein Verhältnis zur Gottheit. Wenden wir uns diesen zu.

Der deïstische Zug des Volksliedes nimmt sehr verschiedene Formen an. Er prägt sich unter anderm in dem

festen Vertrauen auf Gottes Kraft aus, ein Vertrauen, welches aus der eigenen Kraft des Menschen zu erwachsen scheint und welches darum das heldenhafte, kraftvolle Vorgehen des Menschen als Sporn und Anreiz zu ähnlichem Verhalten schildert. Das ist ein gesunder Zug des Volksliedes, der alle krankhafte Schwäche verabscheut, Mut und Entschlossenheit lobt und fördert. Dieser Zug zu kraftvollem Handeln begegnet uns überall. Wie keck und heldenhaft tritt er uns z. B. in dem Lied vom Herrn von Falkenstein (m. vergl. den Abschnitt: Liebeslieder) entgegen! Dieser Mut wird aber keineswegs zum Übermut, sondern vielmehr zur Demut im Aufblick zu Gott, der dem Menschen seine Kraft verleiht und ihn zu entschlossenem Tun befähigt. So erwächst der Glaube an Gott und seine Kraft und Allmacht, an sein über den Menschen hinauswachsendes Handeln, an seine Stärke, die das Unmögliche möglich macht (Lied vom Tannhäuser). Darum wächst auf diesem Grunde eine der schönsten Anschauungen des Volkes empor: Der Glaube an ein besseres Dasein nach diesen oft trüben Erdentagen, welche oft viel Weh, Leid und Ungemach bringen; die feste Gewißheit, daß es trotz allem Schein doch ein freundliches, versöhnendes Ende geben werde; die Gewißheit eines harmonischen, beseligenden Abschlusses.

Ein Bild dieses Glaubens bietet z. B. alljährlich die Natur. Auch sie ersteht immer wieder zu neuer Lenzespracht aus starrem Schlaf und Wintergrauen. Uhland (Schriften III, 218) bemerkt über diese Volksanschauung: „Auf den leeren Hintergrund der Verneinung werden die wunderlichen Bilder hineingespiegelt, welche zwar auch nur ein Nicht und Niemals enthalten und selbst wieder in dieses zerrinnen, aber doch augenblicklich eine Anschauung gewähren, die noch in ihrem Verschwinden bald heiter und neckisch, bald ironisch bitter fortwirkt. Es waltet hierin dieselbe Scheue der Phantasie vor jedem kahlen und öden Flecke."

Das Nichts ist mit dem Tode eng verbunden. Erkennt das Volkslied dem „Nichts" in seiner krassen Form, für dessen abstrakten Begriff ihm jede klare Vorstellung mangelt, kein Recht zu, so ist die notwendige Folge, daß es auch keinen Tod kennt. Dieser Begriff ist für das Volkslied (und den Volksglauben) inhaltslos. Der Tod ist nur

eine Umformung des Menschenlebens und eine andere Gestaltung seines Verhältnisses zum Mitmenschen. Der Verstorbene redet und verkehrt mit den Überlebenden. Man vergleiche hierzu nur das neuzeitliche Lied in dem Abschnitt vom Volkslied und der sozialen Frage, in welchem das Kind zu seinen toten Eltern in die Gruft hinabsteigt, sich zwischen sie bettet, als beide auseinanderrücken, und dann getröstet ist. Das ist ein neuzeitliches Lied, aber uralter Volksglaube, nicht nur deutscher, sondern auch ausländischer. Dieser Glaube erscheint im Volksliede ganz ungezwungen und ungesucht, einfach kindlich und natürlich.

Dieser Glaube hat mancherlei Anschauungen in unmittelbarem Gefolge. Vor allen Dingen stärkt er des Menschen Mut im Ertragen von Not und Elend. Welchen begeisterten Ausdruck hat dieser Glaube und der daraus erwachsende Mut in dem Liede vom Schnitter Tod gefunden! Die erste Strophe verkündigt Ergebung:

> Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
> Hat Gewalt vom großen Gott,
> Heut wetzt er das Messer,
> Es schneidt schon viel besser,
> Bald wird er drein schneiden,
> Wir müssen's nur leiden.
> Hüt' dich, schön's Blümelein!

Dann schildern Strophe 2—8 das Hinmähen der verschiedenen Blumen durch den Tod, bis sich das Lied in der letzten Strophe zu einem förmlichen Triumphgesang auf den Tod und die darauf folgende Seligkeit in unübertroffen schönen und eindrucksvollen Worten aufschwingt:

> Trutz, Tod! komm her, ich fürcht dich nit!
> Trutz! komm und tu ein Schnitt.
> Wenn er mich verletzet,
> So werd ich versetzet,
> — Ich will es erwarten —
> In himmlischen Garten.
> Freu' dich, schön's Blümelein!

Aus diesem Volksglauben an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode und im Grabe verstehen wir die immer

wiederkehrende Bitte um Schonung dieses Grabes. Bezeichnend hat diese Pietät bittenden Ausdruck gefunden in dem niederrheinischen Dialektliede, wo es am Schlusse heißt:

Wann eck stärf, dann sie eck doth,
Begrawen sie meck onger de Rôsen rot,
Setten se meck Lelgen op dat Graf,
Kömmt de Bûr on plöckt se af.
Bûr, lot meck de Lelgen stonn,
Die Hêmelsdör weth open gedonn;

Eine weitere Folge dieses Glaubens ist die beim Volke herrschende Gewißheit, daß Helden nicht sterben (ebensowenig wie andere Menschen), sondern in Berge und Höhlen entrückt werden und der Erlösung ihrer Völker traumumfangen in voller Wehr harren. Es erübrigt sich, alle die Helden, von denen das Volk dieses glaubt, aufzuzählen.

Der Tod verliert darum im Volkslied meistens seine Schrecken. Er wird vielmehr oft willkommen geheißen, z. B. als fröhliche Hochzeit. Anders aber ist es mit dem Tode des Frevlers, des Verbrechers. Ihm ist der Tod keine Erlösung, kein Eingang zum Paradies, sondern der Eingang zum Orte der Qual und der Verdammnis.

Höllenstrafe.

1. Es flogen drei Sterne wohl über den Rhein;
   Einer Witwe starben drei Töchterlein.
2. Die erste die starb um die Mitternacht,
   Die andre die starb um die Morgenandacht.
3. Die dritte starb als der Tag anbrach;
   Die Mutter weinte den Töchtern nach.
4. Ach Mutter, ach Mutter, weint nicht so sehr,
   Wir kommen ja all in das himmlische Heer.
5. Sie faßten sich alle drei bei der Hand,
   Sie gingen den schmalen Weg entlang.
6. Und als sie vor die Himmelstür kamen,
   Sie klopften mit leisem Finger an:
7. St. Peter, mein Diener, mach auf die Tür,
   Es stehen drei arme Seelen dafür.
8. Die erste, die zweite, die ließ er herein,
   Die dritte die mußte draußen sein.

9. St. Peter, was hat dir meine Schwester getan,
   Daß sie muß vor dem blauen Himmel stahn?
10. Deine Schwester hat mir nichts getan;
   Wenn andre gute Leutchen zur Kirche täten gahn,
   Da ging sie vor dem Spiegel stahn.
11. Sie kämmt, sie kröllt, sie pudert ihr Haar,
   Bis daß sie kam der Messe zu spat. —
12. „Ach, hätte meine Mutter die Rute genommen,
   Wenn ich nicht wär zur Kirche gekommen!
13. Ach, hätte mein Vater den Stock genommen,
   Wenn ich vom Tanzboden wär gekommen!“
14. Sie ging den breiten Weg so lang,
   Bis daß sie die Höllentüre fand.
15. Ach Lucifer, mein Diener, mach auf die Tür,
   Es steht eine arme Seele dafür.
16. Da sprang er auf und ließ sie ein,
   Drei Teufel sollten ihre Pfleger sein.
17. Der erste führt sie in den höllischen Pfuhl,
   Der zweit setzt sie auf einen glühenden Stuhl;
18. Der dritte bracht ihr einen Trank
   Von Pech und Schwefel sehr großem Gestank:
19. Trink aus, trink aus das gute Bier,
   Wo dies ist gewesen, da ist es noch mehr.
20. Ich hab es getrunken, ich mag es nicht mehr,
   Es tut meiner armen Seele zu weh.
21. So oft sie aus dem Becher trank
   Das Blut ihr aus allen Nägeln sprang.
22. „Ach, wenn das meine Mutter wüßt!
   Sie hat den Schlüssel zu meiner Kist.“
23. Es hilft dich hier kein Geld und Gut:
   Du mußt jetzt braten in der höllischen Glut.

(Simrock, S. 140 f.)

Aber tiefe Reue entrückt auch den Höllenstrafen.

Die blinde Odilia.

1. Odilia die war blind geboren,
   Ihr Vater war ein gar zorniger Mann:
   Er ließ ein Fäßchen binden, ja binden.

2. Er schlug dem Fäßchen einen Boden ein
Und setzte die heilige Odilia darin,
Er setzte sie auf das Wasser, ja Wasser.
3. Sie schwamm drei Nächte und auch drei Tag,
Sie trieb dem Müller wollt vor das Rad:
Das Rad und das blieb stehen, ja stehen.
4. Der Müller aus der Mühle sprang:
Ach Gott, was ist vor meinem Rad,
Daß mir das Rad steht stille, ja stille!
5. Er schlug dem Fäßchen einen Boden aus
Und zog die heilige Odilia daraus,
Und zog sie aus dem Wasser, ja Wasser.
6. Er zog sie auf bis ins zwanzigste Jahr
Bis daß Odilia ein wackeres Mädchen war:
Da ging sie über die Straße, ja Straße.
7. Da sagten alle die Bürgersleut,
Odilia wär ein gefundenes Kind,
Gefunden in dem Wasser, ja Wasser!
8. Jetzt will ich nicht mehr heißen gefundenes Kind,
Viel lieber will ich suchen meinen Vater geschwind,
Meinen Vater will ich beweinen, ja weinen.
9. Sie kniet sich auf einen Marmelstein,
Sie kniet sich drei Löcher in ihre Bein,
Drei Löcher in ihre Kniee.
10. Sie kniet drei Tag und auch drei Nacht,
Bis daß der höllische Satan kam
Und hatt ihren Vater auf dem Rücken, ja Rücken.
11. Das heut ist geschehn, das geschieht nicht mehr,
Daß ein Kind seinen Vater hat erlöst
Wohl aus den höllischen Flammen, ja Flammen.
(Simrock, S. 146 f.)

Die reuige Seele findet für ihre Sünde und Freveltat Gnade vor Gott. In „Verspätete Gnade" (Simrock, S. 129) heißt es darum am Schluß:

Josef, lieber Josef, reich mir deine Hand,
Gott wird mir verzeihen, hab alles bekannt.
Der Fähnrich kam geritten und schwenkt seine Fahn:
Halt still mit der schönen Nannerl, ich bringe Pardon.
Fähnrich, lieber Fähnrich, sie ist ja schon tot;
Gut Nacht, meine schöne Nannerl, deine Seele ist bei Gott.

Ferner klingt dieser Grundakkord in „Des Müllers Töchterlein“ durch:

1. Meister Müller, tut mal sehn,
   Was an seiner Mühlen ist geschehn:
   Das Rad das bleibt so stille stehn,
   Es muß etwas zugrunde gehn.
2. Die Mutter ging wohl in die Kammer,
   Schlug die Händ überm Kopf zusammen:
   „Wir hatten das einzige Töchterlein,
   Das wird uns wohl ertrunken sein.“
3. „Durch das Wasser bin ich gegangen,
   Seht, das Rad hat mich gefangen!
   Bindet mir einen Kranz von Rosmarin,
   Dieweil ich Braut und Jungfer bin.
4. „Liebe Eltern, laßt euch sagen,
   Laßt mich durch sechs Träger tragen;
   Kommt, tragt mich dem Kirchhof zu
   Auf daß ich schlaf in sanfter Ruh.
5. „Dort im himmlischen Rosengarten
   Tut der Bräutigam auf mich warten,
   Bei Gott in jener Ewigkeit
   Da steht mein Brautbett schon bereit.“

(Simrock, S. 137 f.)

Rührend kommt die vergebende Liebe in folgendem Liede zum Ausdruck:

Die arme Seele.

1. Es sangen drei Engel einen süßen Gesang,
   Sie sangen, daß es Gott im Himmel erklang.
2. Und als der Herr Jesus ging den Ölberg hinauf,
   Da weckt' er seine zwölf Jüngerlein auf.
3. Steht auf, steht auf, betet alle mit mir,
   Meine Zeiten und Stunden sind kommen herfür.
4. Und als der Jesus zu Tische saß,
   Mit seinen zwölf Jüngern das Abendmahl aß,
5. Judas der Verräter saß auch dabei,
   Der wollt des Herrn Jesus sein Verräter sein.
6. Er verriet ihn hinunter bis in den Tod,
   Bis daß der Herr Jesus sein Leben beschloß.

7. Und als er nun kam vor die himmlische Tür,
Da stund auch ein armer, armer Sünder dafür.
8. Ach Sünder, ach Sünder, was weinst du so sehr?
„Wenn ich Euch anschaue, so wein ich viel mehr.“
9. Hast du übertreten die zehen Gebot?
Knie nieder, knie nieder und bete zu Gott.
10. Und bete zu Gott wohl mit allem Fleiß,
So werden dir all deine Kleider schneeweiß.
11. Bet immer, bet immer, bet allezeit,
So wird dir Gott schenken die himmlische Freud.
12. Die himmlische Freud und die selige Statt,
Die immer und ewig kein Ende nicht hat.
13. Im Himmel, im Himmel sind der Freuden so viel,
Da sitzen die Engel und halten ihr Spiel.
14. Sie sangen dem Herrn einen Lobgesang,
Daß es mit Freuden im Himmel erklang.

Einige dieser Lieder weisen schon vielen rein kirchlichen Einschlag auf. In andern Liedern ist dies noch mehr der Fall, vor allen Dingen in den Liedern von den Heiligen. Die Heiligen sind es oft, die die Vergebung des Sünders bewirken; m. vergl. z. B. Simrock, Volkslieder, S. 142 ff.

Die Liebe ist stärker als der Tod, ist ein Gedanke, der in manchen der vorhin angeführten Lieder mehr oder weniger direkt zum Ausdruck gelangt.

Der Ort der Seligkeit wird oft wie ein Rosengarten ausgemalt. Die Lilien und Rosen, welche auf den Gräbern derer wunderbar erblühen, welche von den Menschen gerichtet wurden, aber bei Gott Gnade fanden, entstammen gleichsam diesem Himmelsgarten. Als Rosen, Lilien und andere Pflanzen scheinen die Verklärten ferner einzugehen in diesen Himmelsgarten. In dem Liede vom Schnitter Tod ist das angedeutet, am deutlichsten in Strophe 5:

Ihr, hübsch Lavendel und Röselein,
Ihr Pappeln groß und klein,
Ihr stolze Schwertliljen,
Ihr krause Basiljen,
Ihr zarte Violen,
Man wird euch bald holen:
Hüt dich, schön's Blümelein!

Alle diese Anschauungen lassen sich nicht nur aus deutschen Volksliedern erweisen, sondern auch aus denen vieler Nachbarvölker. Es ist wiederum ein internationaler Zug.

Liebe sühnt Frevel und hebt die Macht des Todes auf; das sahen wir wiederholt. Aber dem Verbrechen folgt die Sühne: das ist des Volkes unerschütterlicher Glaube. Der unschuldig Gerichtete wird gerächt; das klingt immer wieder durch das Volkslied hindurch. Gott ist gerecht, so predigt es des Volkes Gerechtigkeitsgefühl allerorts. Diese Gewißheit macht selbst vor dem Papste nicht halt, wie es das Lied vom Tannhäuser beweist:

24. Darnach wohl auf den dritten Tag
Der Stab fing an zu grünen.
Der Papst schickt aus in alle Land,
Wo Tannhäuser hin wär kommen?

25. Da war er wieder in dem Berg,
Darin soll er nun bleiben,
Bis er am jüngsten Tage fährt
Wohin ihn Gott will weisen.

26. Das soll nie mehr ein Priester tun,
Den Menschen Mißtrost geben.
Und will er Buß und Reu empfahn,
Die Sünd sei ihm vergeben.

All den Varianten zu folgen, welchen das Volk in seinem hehren Gerechtigkeitsgefühl Ausdruck gegeben hat, ist nicht möglich. Nur ein Beispiel aus Bulgarien (Dozon, Chansons pop. bulgares, 282) mag den Beschluß bilden:

„O Gana, Gana, junge Dragana,
Beichte, Gana, deine Todsünden!"
„O guter Priester, was soll ich gestehen?
Ich legte Feuer an neun Hürden,
Neun Hürden mit jungen Hirten,
Die Ställe brannten, die Tiere brannten,
Ihr Schreien schallte bis zum Himmelsblau.
Ich legte Feuer an neun Hürden,
Neun Hürden mit jungen Hirten,
Die Hürden brannten, die Schafe blökten,
Die Lämmer und Hirten hat das Feuer verzehrt.

Ich legte Feuer an neun Gotteshäuser,
Die Kirchen flammten, wo die Priester sangen,
Ihr Schreien hob sich in den blauen Himmel — —
Nun leg mir eine Buße auf, o heil'ger Bischof."
„Wie du die andern branntest, junge Dragana,
Verbrenne selbst dich!" — — — —
Die junge Dragana flieht in die Einsamkeit,
Sie schwimmt in Tränen, rafft das Holz zusammen,
Rafft Holz und speichert es zum Holzstoß auf,
Entflammt ein Feuer mächtig lodernd dann,
Bekreuzt sich drauf und springt
Hinein ins Feuer, Buße drin zu tun. — — —
— — — — — — — — — — —

Das Ende des Erdendaseins, der Tod, hat für das Volk also nicht nur Schatten, sondern auch Trost. Oft, sehr oft, sühnt der Tod die begangene Schuld. Aber der Tod ist nicht immer ein Tod im Sinne der Gebildeten: er ist ein Fortleben in anderer Form. Und in diesen Glauben spielen altgermanische und christliche Anschauungen hinein.

IX. Die Natur und das Volkslied.

Innig und stark sind die Beziehungen des Volkes zur Natur, dabei unendlich mannigfaltig und vielgestaltig. Den Pflanzen in Feld und Garten, in Wald und Heide legt der Bauer ebenso eigenartige Empfindungen bei, wie den Tieren seines Hauses und den wilden Tieren im Walde und auf der Heide. Alle Lebensphasen der ihn umgebenden Tier- und Pflanzenwelt verfolgt der Landmann mit der Urpoesie seiner sinnigen Bräuche. So bindet die Bäuerin (E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 312) im Brandenburgischen (aber auch auf Sumatra) ihr Kopftuch los und läßt ihr Haar lang im Winde flattern, wenn sie ihren Flachs säet, damit dieser recht lang werde. Wenn vordem die Schwalbe in die westfälische Grafschaft Mark zurückkehrte, ging ihr der

Bauer mit seiner gesamten Hausgemeinschaft bis an das Heck (Tor) des Gehöftes entgegen. Mit einer gewissen Feierlichkeit wurde dann dem glückspendenden gefiederten Hausgenossen die große Diele geöffnet. Dieser übt sofort Kritik über die Tätigkeit des Landwirtes mit den Worten:

As ik weg taug, as ik weg taug,
Woeren Kisten un Kasten vull,
As ik wedderquam, as ik wedderquam,
Wos der nist mehr!
Dat mein ik, dat mein ik!

Das Volk beseelt so die Pflanzen- und Tierwelt in seiner Art, und zwar in einer solchen Art, daß sie noch heute im Liede, wie wir bereits andeuteten, einen angemessenen Ausdruck findet.

Das Volk erfaßte aber auch die Naturerscheinungen in ihrem ganzen Umfange mit seiner regen Phantasie, seinem warmen Gemüt und Herzen. Auch hier entstehen unter diesen Einwirkungen aus den vielfach gestaltlosen Naturgebilden körperliche, persönliche Wesen, beseelt von übermenschlichen Eigenschaften, die darum zum Geheimnis werden. Aber eben aus letzterer Ursache erfaßt es diese Gebilde nicht mehr mit der ganzen Innigkeit seines Gefühls. Diese Naturerscheinungen in Luft, Berg und Wald, Wasser und Erde regen mehr das abstrakte Denken des Volkes an und treten darum in engere Beziehungen zu seinem Glauben. Sie haben kaum Einfluß auf das ausströmende Volksgefühl gefunden, als welches wir in erster Linie das Volkslied ansprechen müssen. Darum hat O. Böckel (Psychologie der Volksdichtung, S. 15) nicht ohne Grund für das Volkslied folgende Deutung gegeben: „Volkslied ist der dem Gefühlsleben unmittelbar entsprungene Gesang der Naturvölker, d. h. aller derjenigen Stämme, die der Kultur noch fernstehen und im unmittelbaren Zusammenhange mit der Natur leben.“ Erlischt der wahre Zusammenhang des Volkes mit der Natur, so erstickt der Volksgesang. Die Schönheit und Fülle des Volksliedes ist darum ein sicherer Gradmesser des Zusammenlebens eines Volkes mit der Natur. Aus dieser Tatsache (aber auch andern) erklärt sich das Hinschwinden des Volks-

gesanges bei den Stämmen unseres Volkes. Nur die Alpenbewohner bilden eine begründete Ausnahme; hier sind die Wechselbeziehungen zwischen Natur und Volk noch keineswegs erloschen, und darum blüht hier noch der Volksgesang, wie u. a. A. Hauffen für Österreich nachgewiesen hat (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde IV, 1 ff.).

Das deutsche Volk in seiner Gesamtheit kann in der Gegenwart nicht mehr zu den Naturvölkern gezählt werden. Naturvölker im vollsten Sinne des Wortes sind heute aber noch z. B. die Finnen, die Litauer, die Letten und andere.

Bezüglich des Volksliedes und seiner Pflege müssen dem Naturvolk mithin besondere Vorzüge zuerkannt werden, die dem ganz in der Kultur aufgegangenen Volke nicht mehr eignen. „Nur Naturvölker werden des ganzen Segens eines naiven Volksgesanges teilhaftig, deshalb auch ihr heiteres Gemüt, ihre sorgenlose Auffassung des Daseins, das sie wie Kinder lachend erfassen, deshalb auch ihre selbstlose Freude an den Liedern, die sie wie eine gütige Gabe der Natur hinnehmen und singen" (O. Böckel, Psychologie der Volksdichtung, S. 22).

Es folgt weiter daraus, daß ein Volk um so sangesfreudiger ist, je weiter es von der Kultur entfernt ist, wobei allerdings der Begriff „Volk" eine notwendige Einschränkung bedingt. Den Naturvölkern ist der Gesang darum ein Bedürfnis, das der Kulturmensch kaum in seinem ganzen Umfange zu würdigen vermag. Unter diesen Voraussetzungen versteht man die Strophe eines friaulischen Dorfliedes (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde III, 414):

Und ich singe, singe, singe,
Und nicht weiß ich wohl selbst warum —
Und ich singe einzig und allein
Nur um zu trösten mich.

Allerdings muß noch bemerkt werden, daß die friaulische Bevölkerung zu den sangeslustigsten Menschen überhaupt gezählt werden muß.

Dem modernen Kulturmenschen geht eine Ahnung dieser Sangeslust auf, wenn er plötzlich etwa auf eine Dorfhochzeit verschlagen wird, wo sich das Volk in seinen der Kultur entrückten Zustand allmählich zurückfindet (oft

allerdings mit Hilfe des Alkohols) und stundenlang singt und tanzt, ohne zu erlahmen.

Wie schon bemerkt, liegt für unser deutsches Volk im allgemeinen diese naive Sangesfreude zeitlich schon weit zurück. Sie war im 15. und 16. Jahrhundert auf der Höhe, als die Heerstraßen widerhallten vom Gesang der Fahrenden aller Kategorien, als die Herbergen und Wirtshäuser erschallten von der Lust des Gesanges. Damals entstand eine Unzahl neuer Lieder in allen Schattierungen; damals wurde auch der alte Schatz der Volkslieder treu gewahrt und gepflegt.

Andere Völker stehen noch unter der allbezwingenden Gewalt des Volksliedes. Eine Anzahl von bezüglichen Urteilen mag dies beweisen.

„Wenn der Wende einmal zu singen begonnen hat, ist er schier unermüdlich; in Gemeinschaft arbeitend oder auch vom Felde heimkehrend, singen die Wenden gern; der Gesang ist ihnen ein Bedürfnis.“ (Hübbe-Schleiden, Ethiopien 172.)

Fast ähnlich äußert sich Kurschat (Grammatik der litauischen Sprache, 444) über die Litauer.

„Von Natur sanften Charakters bringt der mazedonische Bulgar sein Leben fern von fremdem Einfluß unter emsiger Landarbeit inmitten seiner Stammesgenossen hin und findet seine Erholung im Gespräch mit Freunden, im Erzählen von Geschichten und im Singen von Nationalliedern. Wenn er auf dem Gebirge die Herde weidet oder sie besucht, wenn er Holz fällt, wenn er auf dem Felde pflügt und gräbt, wenn er auf der Wiese Heu zusammenträgt, wenn er an Feiertagen unter Freunden im Schatten sitzt, besonders aber, wenn er den Reigen (choro) tanzt, hallen Berge und Täler von seinen wohlklingenden und ergreifenden Melodien wieder“ (Rosen, Bulgarische Volksdichtungen).

„Das ganze tägliche Leben der serbischen Jugend ist mit Gesang und Poesie durchwoben. Die Lieder sind die Ausdrücke ihrer Gedanken, Empfindungen, Handlungen, Leiden. Die Spinnstube, die Bleiche, der Brunnen, die Weiden für Herden und Rosse, die Schwemme, der Tanzplatz, das Weizenfeld und die Landstraße des einsamen Waldes — alles hallt von den Liedern wieder. Gesang

begleitet jedes Geschäft, oft in der innigsten Verbindung mit ihm. Der Serbe lebt seine Poesie" (Talvj, Volkslieder der Serben, N. Aufl. I, XXXVI).

Ähnliche Sangeslust besitzen die Albanesen, die Basken, Südspanier, Portugiesen, Malaien, Neuseeländer usw.

Befähigt zum Gesang in dieser Ausdehnung sind die Naturvölker durch die erstaunliche Kraft ihres Gedächtnisses. In jedem Kreise, ob klein oder groß, ist gewöhnlich beim Singen der Volkslieder eine tonangebende Person, welche oft geradezu überrascht durch ein vorzügliches Gedächtnis. Man vergl. z. B. die Menge der Strophen und die nähern Umstände bei einigen Volksliedern aus Flandern, welche Crecelius in der Zeitschr. d. Berg. Gesch. Ver. (II, 82 ff.) anführt. Landmädchen, welche mehr als 60 vollständige Lieder auswendig wissen, sind erwiesen (Böckel usw., S. 155). Tagelang haben südslavische Volkssänger Dr. Krauß und andern Forschern die berühmten Guslarenlieder vorgesungen. Ein großrussischer Bauer sang zwei volle Abende hintereinander Bylinen (Heldenlieder) ohne Stocken aus der Erinnerung. Bei allen vorhin aufgezählten Naturvölkern lassen sich ähnliche Beweise erbringen.

Nicht nur der Text, sondern auch die Melodie prägt sich dem Gedächtnis der Naturvölker unauslöschlich ein. Pommer (in der Zeitschrift: Das deutsche Volkslied V, 3) bekundet dies bis in die kleinsten Eigenheiten für die Alpenbewohner. Und so erhalten sich Wort und Melodie oft durch die Jahrhunderte hindurch. So verschmilzt aber auch im Laufe der Zeiten wohl mit der alten Weise der neue Text, um letzteren lebensfähig zu machen oder zu erhalten. Aber auch ein Austausch zwischen den Nationen findet statt. „Die Weise des angeblich 1757 entstandenen deutschen Soldatenliedes „Ein Schifflein sah ich fahren" wurde dem französischen Nationalliede „La Parisienne", das zur Zeit der Revolution von 1830 in Schwung kam, angepaßt und sehr verbreitet" (Weckerlin, Chansons pop. de l'Alsace, II, 244, 245).

Das gute Gedächtnis befähigt die Naturvölker nicht nur zum Gesang des Volksliedes in diesem Umfange, sondern dessen Fortdauer ist von dieser Kraft fast ausschließlich abhängig. Mit der abnehmenden Gedächtniskraft (kurz

gesagt eine moderne Kulturerscheinung) muß der Volksgesang abnehmen und zugrunde gehen.

Wir sehen, wie Natur und Volk, innig verschmolzen, als Produkt gleichsam das Naturvolk mit seinem Volksliede erzeugen, und welche Vorzüge für den Gesang desselben das Naturvolk besitzt. Doch gehen diese innigen Wechselbeziehungen noch weiter: Das Naturvolk faßt die Natur mit ihren Wunderkräften als beste Zufluchtsstätte in allen Lebenslagen auf. Diesen Ton schlagen unendlich viele Volkslieder aller Naturvölker an. Nur einige Proben.

Maria, die wollt wandern gehn,
Wollt sich die ganze Welt besehn,
Zu suchen ihren Sohn.
Maria, die ging über d'Haid',
Da weinte Gras und Blum vor Leid,
Sie fand nicht ihren Sohn.

(Ditfurth, Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. u. 18. Jahrh., S. 319).

In einem lettischen Volkslied heißt es:

Warum Bruder, läßt du wachsen
Einen grünen Hain im Hofe?
— Daß hinein die Schwester fliehe,
Wenn heran Freiwerber reiten!

(Archiv für Religionswissenschaft II, 3 f.)

Aber die Natur empfindet auch den Schmerz des Menschen, trauert und freut sich mit ihm.

Und der Wald in seinem Schmerz sich neigte,
Ließ sein Laub im Schmerz zur Erde fallen.

(A. Strauß, Bulgarische Volksdichtungen, 250.)

In Deutschland allbekannt ist:

Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelket Laub und Gras.

Nachdem wir die engen Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch (Naturvolk) kennen gelernt haben, kann es nicht mehr befremden, daß die Natur mit ihrem reichen Leben in allen Tonarten in die Volksdichtung hineinspielt,

mit ihr aufs innigste verwoben ist; daß wir den Einflüssen der Natur fast in allen Liedern, mehr oder weniger hervortretend, begegnen. Überall zeigt es sich, daß viele Lieder, nicht nur ausgesprochene Naturlieder, der unmittelbarste Ausfluß der Natur sind, welche den Menschen zum Singen antreibt. Selbst an den kurzen Schnadahüpfln läßt sich das erweisen, z. B.

Awa das's in Wald finsta is,
Dås mach'n dö Bam
Und das meiñ Dirndl fålsch seiñ sollt',
Dås glauw-i' kam.

(Blümml-Krauß, Ausseer und Ischler Schnaderhüpfel, S. 29.)

Das ungeheuer große Gebiet, in welchem sich das Verhältnis des Volkes zur Natur und umgekehrt, namentlich aber im Volkslied, spiegelt, können wir hier nicht verfolgen. Wir greifen ein ganz spezifisches Kapitel heraus: Die Birke im Volksliede der Letten (Winter, Archiv für Religionswissenschaft II, 1 ff.).

In 17 mehr oder weniger ausgedehnten Liedstrophen, darunter verschiedene Vierzeiler, stellt sich hier der Letten Anschauung über die Birke im Glauben des Volkes dar. Dankbare Verehrung ist es zunächst, die uns aus ihnen entgegenströmt, dankbare Verehrung für die mannigfachen, unschätzbaren Dienste, die die Birke in allen Entwicklungsstadien und in allen ihren Teilen ihm dereinst leistete und dadurch fast ausschließlich sein Dasein ermöglichte. Diese Dankbarkeit ließ ihn die Birke als ein belebtes, ihm geneigtes und auf sein Wohl bedachtes Wesen auffassen, dem darum der Mensch Ehrfurcht und Rücksicht schulde. Das kostbare Leben dieses Baumes zu hüten, ist des Menschen heiligste Pflicht. Das kommt immer wieder in diesen lettischen Liedern zum Ausdruck. „Für die Anschauungsweise des Naturkindes lag die anthropomorphische Vorstellung nahe, die den Wipfel des Baumes gleich dem menschlichen Haupte für den Sitz des Lebens ansah; getreulich wurde darum von Geschlecht zu Geschlecht die Mahnung, die in den lettischen und estnischen Liedern auf uns gekommen ist, „Brich Äste, verschone den Wipfel", d. i.: „Be-

nutze den Baum, gefährde sein Leben nicht durch Entfernen seines Hauptes" immer und immer wiederholt, um das einzelne Stämmchen vor leichtfertiger Vernichtung zu bewahren" usw. (Winter usw., Archiv usw. II. 16).

Das Gefühl der Dankbarkeit gegen den Baum trieb zu Wohltaten gegen denselben, sei es in Opfergaben, Schmuck, Zuführung von Nahrung usw.

Als sich die klimatischen Verhältnisse besserten, traten andere Baumarten hinzu, um sich zu geschlossenen Waldbeständen zu vereinigen und die Birke aus den bisher von ihr behaupteten Standorten zu verdrängen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die alte Wohltäterin des Volkes von den neuen Wohltätern zur Seite gedrängt wurde. und die ihr einst gezollte Verehrung teilweise auf diese überging. „Der Birkenelf verblaßt zu einem Baumelfen oder erscheint unter verschiedenen Namen. — — Die Vorstellung einer Baumbeseelung knüpft sich nur noch an einzelne durch ihre Form, ihren Standort oder hervorragendes Alter ausgezeichnete Bäume" (Winter usw.). Hier waren es namentlich die Baumgruppen, die in der Nähe der menschlichen Siedelungen standen, die von Geistern belebt gedacht wurden, bis auch diese den weitern Strömungen der Kultur zum Opfer fielen.

Das sind einige Grundzüge, welche das innige Verhältnis der Letten zu einem Baume — der Birke — streifen und einige der wichtigsten Folgerungen dieses Verhältnisses andeuten. Als die germanische Kulturwelle auch in diese Länder hineinflutete, traten wieder andere Verhältnisse und darauf sich gründende Anschauungen ein.

Unsere lettischen Birkenlieder sind jedenfalls wertvolle Beiträge, das Verhältnis des Volkes zur Natur zu beleuchten.

Es ließe sich noch unendlich viel über die Beziehungen der Völker zur Natur sagen, und zwar nur auf Grund alter Volkslieder und ihrer Reste. Nicht nur die Liebe zur Natur, nicht nur kindlich-naive Auffassung ist es, welche sich hier geltend macht, sondern diese Beziehungen reichen hinauf bis zum Kultwald und Kultbaum, zum Urmythus der Völker, zu den Anfängen der Naturreligion. Nicht nur eine allseitige Belebung der Natur, ein Hineintauchen derselben in Würde und Hoheit läßt sich nachweisen,

sondern auch eine Beseelung derselben, welche bis zur Vergöttlichung geht, so daß die noch heute vorhandene Liebe zur Natur nur als ein schattenhafter Überrest der Vorzeit betrachtet werden darf.

X. Wie äußert sich das Gefühlsleben im Volkslied?

Wir sagten an einer Stelle, daß die Natur eine Lehrerin des Volkes in der Poesie sei, d. h. mit andern Worten, die Natur eines Landstriches spiegelt sich in der Volksdichtung und im Volksgesang, also kurzweg in seinem Volksliede wieder. Die umgebende Natur ist also ein Faktor, der das Volkslied stark beeinflußt. Wie die Natur auch das Gefühlsleben weckt und ausbildet, zeigt uns eine Betrachtung der lettischen Volkslieder im vorigen Abschnitt. Das Gefühlsleben ist also von der umgebenden Natur vielfach abhängig. Das gilt aber auch in anderer Weise. Jeder, der etwa vom Flachlande in die Hochgebirgswelt hineinwandert, wird die gänzlich veränderten Gefühle, die ihn erfüllen, wahrnehmen.

Das Volkslied liebt es nicht, in breiter Ausführung seine Gefühle zu schildern. Durchweg werden dieselben kurz und knapp angedeutet, wodurch aber oft eine tiefe Wirkung, ein unauslöschlicher Eindruck erzielt wird. Überschwang der Gefühle ist dem Volksliede fremd. Alles ist knapp umrissen, kurz angedeutet, brüchig gleichsam; alles voll Leben und Handlung, die zu ausführlichen Gefühlsschilderungen keinen Raum findet. Ja, man beobachte das Volk auch bei sonstigen Gefühlsausbrüchen: ihm fehlt die Sprache zur Ausmalung derselben; nur kurze, knappe Interjektionen, kräftige, kurze Ausbrüche. O. Böckel (Psychologie usw., S. 275) bemerkt darum treffend: „Mit Vorliebe faßt die Volksdichtung die Schilderung von Gefühlen in wenige, aber anschauliche Worte und legt das Hauptgewicht auf den greifbaren Ausdruck des Gefühlslebens, auch hier

wieder dem Hange zu plastischer Darstellung folgend. Statt des Gefühls schildert es mit Vorliebe seine Wirkung und ergreift dadurch wunderbar."

Zum Beweise diene die Anfangsstrophe eines plattdeutschen, niederrheinischen Volksliedes:

Pitterken liet sin Patschen beschlonn,
Liet et den huagen Berg erop gonn. —
Huagen Berg on diepes Dal,
Wiet nit, wann eck stärwen sall.

Größere Plastik und eine Reihe tieferer Gefühle, als diese Strophe auslöst, läßt sich kaum in einer solchen kurzen Strophe, dazu im Dialekt, denken. Den tiefsten Abschiedsschmerz drückt ein Volkslied mit den Worten aus:

Und sie konnte vor lauter Weinen
Den Weg nicht mehr sehn.

(Vor 40 Jahren ungemein am Niederrhein verbreitet; m. vergl. auch Böckel usw., S. 276.)

Wie inhaltreich ist folgendes Lied, welches Uhland als selbständiges Volkslied heraushob:

Dört hoch auf jenem berge
Da get ein mülerad,
Das malet nichts denn liebe
Die nacht biß an den tag;
Die müle ist zerbrochen,
Die liebe hat ein end,
So gsegen dich got, mein feines lieb!
Jez far ich ins ellend.

Ferner:

1. Ich hort ein sichellin rauschen,
Wol rauschen durch das korn,
Ich hort ein feine magt klagen:
Sie het ir lieb verlorn.

2. „La rauschen, lieb, la rauschen!
Ich acht nit wie es ge;
Ich hab mir ein bulen erworben
In feiel und grünen kle."

3. „Hast du ein bulen erworben
In feiel und grünen kle,
So ste ich hie alleine,
Tut meinem herzen we.“

In einigen dieser Lieder tritt der Abschiedsschmerz hervor. Dahin gehört auch das allbekannte Scheidelied:

1. Ach gott, wie we tut scheiden!
Hat mir mein herz verwundt etc..

(L. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder I, S. 128 f.).

Und:

Insbruck! ich muß dich laßen,
Ich far dahin mein straßen etc.

(L. Uhland usw. I, 131 ff.).

Halten wir noch bei den Nachbarvölkern kurze Umschau. Ein lettisches Lied lautet:

Halberblühtem Apfelbäumchen
Brach der Wind den schlanken Wipfel;
Halberblüht erst war das Glück mir,
Als der Tod mein Liebchen knickte.

(Ulmann, Lettische Volkslieder, 130.)

In den österreichischen Alpen singt man:

Glaubt's nit i tua woana,
Mi druckt's, um'n Hals,
I hab n'r mei Tüachel
Z' fest um, das ist alls.

Tapfer unterdrückt so das Mädchen das herbe Leid der Trennung.

Ähnlich singt das Mädchen in Venedig:

Wie viele sind es, die mich singen hören
Und sagen: Ei, die singt gar lust'ge Lieder!
Doch Gott allein kann Hilfe mir gewähren;
Eine Stunde sing' ich und dann wein ich wieder. — —

(Somborn, Das venetianische Volkslied, 125.)

Der Deutsche gibt seinem Gefühl ungehemmt Lauf, ohne es in viele Worte zu kleiden. Aber die Tränen fließen reichlich in seinen Scheideliedern durch alle Zeiten; Tränen trüben auch das Auge beim frohen Wiedersehen:

Sie weinte, daß das Ringlein floß.

Wilder, leidenschaftlicher in ihrem Schmerz sind die Südländer, die Slaven. Eine Frau ruft in einem neugriechischen Volksliede ihrem Buhlen zu:

Nimm flugs dein leichtes Jagdgewehr,
Lieb Dimos mein,
Und zieh hinaus zum Jagen —
Triffst du Rebhühner, töte sie,
Lieb Dimos mein,
Wildtauben auch erlege,
Doch träffst du gar auf meinen Mann,
Lieb Dimos mein,
Drück' los und streck' ihn nieder!

(Drosinès, Land und Leute in Nordeuböa, Übersetzg. von Boltz, 83.)

So ist das Volkslied, mit Böckel zu reden, ein treuer Spiegel der Volksart.

Ein anderes Gefühl, das viele Lieder in schmerzlichen Tönen ausklingen lassen, ist das Heimweh, der schmerzhafte Zug zur Heimat, mag diese eine reiche Natur oder Armut und Not bieten. Am bekanntesten ist unter den betreffenden deutschen Liedern wohl:

Insbruck! ich muß dich lassen.

In manchen Landstrichen überwiegen die Lieder, welche die Sehnsucht nach der Heimat zum Ausdruck bringen, in einer geradezu auffallenden Weise.

Offenbar der Neuzeit entstammt das aus einem handschriftlichen Liederbuch herrührende folgende Lied:

1. Ach Gretchen, mein Täubchen, meine Herzenstrompet',
Meine Kanone, Heerpauk' und meine Musket'!
Hör' mich, du sanftes Täubchen fein,
In deinem stillen Kämmerlein!

2. Dein Bild, mein Gretchen, ist stets auf der Wacht,
   Hat auf Lebens-Parole und Losung wohl acht,
   Dein Bild macht immerdar die Rund';
   Grete ruf ich aus zu jeder Stund'.
3. Mein Herzenstornister ist voll stets von dir,
   Meine Blicke, sie liegen bei dir im Quartier;
   Und beiß' ich die Patrone ab,
   Dünkt's mich, daß ich ein'n Kuß dir gab.
4. Kommando und Ordre bist du mir allein,
   Du mein Rechtsum, mein Linksum, mein Kommißbrot und Wein;
   Und wird kommandiert: Gewehr bei Fuß,
   Dünkt mir's, du gibst mir einen Kuß.
5. Deine Augen, die glänzen wie eine Batt'rie,
   Wie Bomben und Granaten blessieren auch sie.
   So schwarz wie Pulver ist dein Haar,
   Wie Paradehosen weiß dein Händepaar.
6. Ja, du bist die Liebe und ich die Kanone,
   Hab' doch Mitleid, mein Täubchen, und gib mir Pardon;
   Und kommandiere: Jetzt schwenke du ein
   Zu meines Herzens Kämmerlein!

Das ist ein anderer, etwas befremdender Klang in deutschen Landen, ein neckender, heiterer Ton, nicht ohne Witz, wenn auch Mängel vorhanden sind. Alt ist das Lied nicht; das beweist schon der Ausdruck: Die Patrone beiß' ich ab.

Voll überschäumender Jugend- und Wanderlust ist der Schluß eines Handwerksburschenliedes:

Auf der Kugel-Kugelstraß,
In dem grünen, grünen Wald,
Da wollen wir einkehren;
Da wollen wir nach Handwerksgebrauch
Den Herbergsvater verehren.

Mit diesen wenigen Proben mag es sein Bewenden haben. Wir könnten in ähnlicher und weit ausgiebigerer Weise die ganze Skala der Gefühle durchgehen und würden überall den Reichtum bewundern müssen, der sich in den Volksliedern offenbart. Und ähnlich wie bei den Deutschen ist es bei den Nachbarvölkern.

Auf eine Frage möchten wir am Schluß dieses Abschnittes noch kurz eingehen, nämlich die, ob das Volkslied immer in entsprechender Weise die Gefühle des Volkes zum Ausdruck bringt. Das ist im Hinblick auf das Objekt selbst, das Gefühl des Volkes, unbedingt zuzugeben. Darum wird aus dem Volksliede gewiß der Volkscharakter treffend erschlossen werden können. Anders liegt aber die Sache, wenn wir an das Singen unserer Volkslieder bei dieser oder jener Gelegenheit denken. Ob dann allerdings die Lieder immer der jeweiligen Stimmung den angemessenen Ausdruck verleihen, darf angezweifelt werden. Es ist wohl eine durch ganz Deutschland bekannte Tatsache, daß das Volk, wenn seine Stimmung eine gewisse Höhe erreicht hat, das Lied anstimmt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten." Und dann pflegt eine Reihe schwermütiger Lieder zu folgen. Das mag eine neuzeitliche Erscheinung sein nebst andern, welche wir an andern Orten beachteten, nicht gerade gesund und volksmäßig. Die mangelnde Kenntnis unsers Volksliederschatzes, der für alle Gefühle entsprechende Stoffe zur Verfügung stellt, mag das andrerseits verschulden. Am letzten Ende wird auch der ernste Grundton des deutschen Nationalcharakters zur Erklärung dieser Tatsache herangezogen werden dürfen.

XI. Liebeslieder.

Das Volkslied bringt die Gefühle des Volkes zum Ausdruck; so sagten wir mit Recht an verschiedenen Orten. Das ist eine wohl kaum mehr anzufechtende Auffassung. Diese Seite des Volksliedes darum etwas eingehender zu verfolgen, ist gewiß berechtigt. Doch wäre es falsch, wie es früher mitunter versucht worden ist, von der „einzigen Gefühlstiefe" des deutschen Volksliedes ausschließlich zu reden. „Reinhold Köhler und die vergleichende Forschung, die in den letzten Jahrzehnten einsetzte, haben dieses Schlagwort verschwinden gemacht, denn auch andere Völker haben

gefühlstiefe, innige Lieder und verschiedene Stoffe der deutschen Lieder sind internationale." Echtes Gefühl läßt sich niemals in des Menschen Brust verschließen, mag derselbe in den nördlichsten Regionen der Erde wohnen, oder unter einem milden Himmel seine Tage zubringen; echtes Gefühl wird bei allen Völkern im echten Golde des Volksliedes ausgemünzt. Das echte Gefühl muß sich eben Luft machen, muß jauchzen und klagen, jubeln und weinen.

Vielleicht offenbart sich das Gefühl des Menschen am reinsten in seinen Beziehungen zum Mitmenschen, zu denen, die ihm lieb und teuer sind, und hier wieder zu denen, die er im engsten Sinne des Wortes den Geliebten oder die Geliebte nennt. Die Liebeslieder sind es, um die es sich dreht. Sie nehmen darum den größten Raum in der Volkslyrik ein, denn kein anderes Gebiet gibt es, wo das Gefühl nach der Seite des Leides oder der Lust so tief und mannigfach ergriffen wird, wie hier. Das älteste und schönste deutsche Liebeslied ist wohl das schon angeführte:

Du bist mein usw.,

welches ein Motiv behandelt, das im Volksliede mannigfach variiert wird.

Greifen wir einige besondere Arten der Liebeslieder heraus, zunächst das Abschiedslied. Es ist aus dem alten Tagelied hervorgegangen. Eins der berühmtesten deutschen Abschiedslieder ist das von Vilmar schon in seinem hohen Werte erkannte:

1. Ich stund an einem Morgen
Heimlich an einem Ort;
Da hatt' ich mich verborgen.
Ich hört klägliche Wort
Von einem Fräulein, hübsch und fein.
Das stund bei seinem Buhlen;
Es mußt' geschieden sein.
2. „Herzlieb, ich hab vernommen,
Du woll'st von hinnen schier!
Wann willtu wieder kommen?
Das solltu sagen mir!"
„Nun merk', feins Lieb, was ich dir sag!
Meine Zukunft tust mich fragen:
Weiß weder Stund noch Tag!"

3. Das Fräulein weinet sehre,
Sein Herz war unmutsvoll.
„So gib mir Weis' und Lehre,
Wie ich mich halten soll!
Für dich so setz ich all mein Hab',
Und willtu hie beleiben,
Verzehr ich's Jahr und Tag!"

4. Der Knab der sprach aus Mute:
„Deinen Willen ich wohl spür!
Verzehrten wir dein Gute,
Ein Jahr wär bald hinfür;
Danach müßt es geschieden sein!
Ich will dich freundlich bitten,
Setz deinen Willen drein!"

5. Das Fräulein das schrie: „Morte,
Mord über alles Leid!
Mich kränken deine Worte!
Herzlieb, nit von mir scheid'!
Für dich da setz ich Gut und Ehr,
Und sollte ich mit dir ziehen,
Kein Weg wär mir zu ferr!"

6. Der Knab der sprach mit Zuchten:
„Mein Schatz ob allem Gut,
Ich will dich freundlich bitten,
Schlag solchs aus deinem Mut!
Gedenk mehr an die Freunde dein,
Die dir kein Arges trauen
Und täglich bei dir sein!"

7. Da kehrt er ihr den Rücken,
Er sprach nicht mehr zu ihr.
Das Fräulein tät sich schmiegen
In einen Winkel schier
Und weinet, daß sie schier verging.
Das hat ein Schreiber gesungen,
Wie's einem Fräulein ging.

Ein ferneres Abschiedslied:

1. Ach Gott, wie weh tut Scheiden!
Hat mir mein Herz verwundt;
So trab ich über die Haiden
Und traur zu aller Stund.
Der Stunden der sind allsoviel,
Mein Herz trägt heimlich Leiden,
Wiewohl ich oft fröhlich bin.

2. Hatt mir ein Gärtlein bauet
Von Veil und grünem Klee,
Ist mir zu früh erfroren,
Tut meinem Herzen weh;
Ist mir erfroren bei Sonnenschein
Ein Kraut Jelängerjelieber,
Ein Blümlein Vergißnitmein.

3. Das Blümlein, das ich meine,
Das ist von edler Art,
Ist aller Tugend reine;
Ihr Mündlein, das ist zart.
Ihr Äuglein, die sind hübsch und fein;
Wenn ich an sie gedenke,
Wie gern wollt ich bei ihr sein!

4. Sollt mich meines Buhlen erwegen
Wie oft ein Andrer tut,
Sollt führen ein fröhlich Leben,
Dazu einen leichten Mut,
Das kann und mag doch nicht so sein;
Gesegne dich Gott im Herzen,
Es muß geschieden sein.

Als ein weiteres Abschiedslied darf gelten:

Es stehn drei Sternlein am Himmel,
Die geben der Lieb einen Schein.

Dieses Lied war sehr verbreitet, wie Simrock (Deutsche Volkslieder, S. 603) nachgewiesen hat. Gerade dieses Lied hat auf die Kunstdichtung einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt, da Wilh. Hauff (Morgenrot, Morgenrot), Hoffmann von Fallersleben (Die Sterne sind erblichen), G. Herwegh (Die bange Nacht ist nun herum), Goethe (Der Morgen

kam; es scheuchten seine Tritte den leisen Schlaf, der mich gelind umfing) sich an dasselbe anschlossen, andrerseits auch einige der besten Kirchenlieder ihre Grundlage hier gefunden haben, wie: Wachet auf, ruft uns die Stimme und: Wie schön leuchtet uns der Morgenstern.

Allerdings sind Tag und Nacht im alten Volkslied und seiner Grundlage ganz anders aufgefaßt als in den neuzeitlichen Kunstschöpfungen.

Ferner sei der sogenannten Graslieder gedacht, welche nach Bruiniers Anschauung unzweifelhaft auf welschen Ursprung zurückzuführen sind. Aber zwischen dem welschen und dem deutschen Graslied liegt durchweg eine tiefe Kluft bezüglich der Grundanschauung. Während beim welschen Lied durchweg das Mädchen zum Verlust seiner Ehre noch den Spott des Verführers tragen muß, herrscht beim deutschen Liede meist der umgekehrte Ausgang. Vielfach ist es der Jäger, der diese Art Abenteuer besteht. Sehr gewöhnlich ist es, daß der Jäger im Schoße der Maid die günstige Gelegenheit zur Jagd und zur Liebe verschläft und von der Schönen verspottet von dannen zieht. Bekannt unter diesen Liedern sind:

Es wollt ein Mägdlein grasen,
Wollt grasen im grünen Klee.
Da begegnet ihm ein Reiter,
Des Morgens in aller Früh.

Ein anderes:

Es wollt ein Mägdlein früh aufstehn
Dreiviertelstund vor Tag!

Oder:

Es wollt ein Jäger jagen,
Wollt jagen vor dem Holz.

Oder:

Es blies ein Jäger wohl in sein Horn,
Und alles, was er blies, das war verlorn.
(Simrock, 183. 602.)

Oder:

Es ritt ein Jäger wohlgemut,
Wohl in der Morgenstunde.

Eins der schönsten dieser Lieder und eins der schönsten zugleich in unserm reichen Volksliederschatz ist:

Ich hört' ein Sichelein rauschen usw.

Welscher Einfluß zeigt sich hier unverhohlen in der ganzen Auffassung. Deutsche Art zeigt folgendes Lied in der von mir gemachten Aufzeichnung aus Aegidienberg am Siebengebirge, welches am Schluß eine Kürzung gegen das Simrocksche Lied (Deutsche Volkslieder, S. 192 f.) aufweist.

1. Es ging ein Jäger wohl jagen
Drei Stündlein vor dem Tage,
Ein Hirschlein oder ein Reh.

2. Da begegnet ihm auf der Reise
Ein Mädchen in schneeweißem Kleide,
Ein Mädchen, und das war schön.

3. Er tat sich das Mädchen befragen,
Ob sie wollt' mit ihm jagen
Ein Hirschlein oder ein Reh.

4. „Helfen jagen, das kann ich nicht,
Ein andres Plaisierchen versag' ich nicht,
Es sei denn, was es sei."

5. Sie setzten sich beide ins Grüne
Und schenkten sich große Liebe,
Bis daß der Tag anbrach.

6. „Steh auf, du fauler Jäger,
Die Sonne scheint über die Berge;
Eine Jungfrau bin ich noch!"

7. Das wollt' den Jäger verdrießen;
Er wollte das Mädchen erschießen,
Wohl um das einzige Wort.

8. Er tat sich noch einmal bedenken
Und wollte das Leben ihr schenken
Bis auf ein anderes Mal.

9. „Ein anders Mal werd' ich's wohl besser verstehn
Und werde die Flinte was besser versehn
Mit Pulver und mit Blei."

(Literaturnachweise bei Simrock, S. 603.)

Innig berühren sich viele dieser Lieder schon mit den Liedern, welche Verführungen und Entführungen schildern, aber oft den entsprechenden Zeitcharakter scharf zum Ausdruck bringen. Diese gehen dann in die sogenannten „Neidharde" über, die schon im 14. Jahrhundert auftauchen, jene vielfach schmutzigen Lieder, welche in den spätern Zeiten so tief sanken, daß ein Eingehen auf dieselben hier ausgeschlossen ist. In die Reihe der Neidhardslieder gehören die noch vielerorten bekannten Lieder von der schönen Müllerin (Bäuerin usw.), welche ihren Mann ins Heu fahren läßt, um Ehebruch zu begehen.

Eine besondere Art der Liebeslieder sind ferner die Mailieder, denn der Mai (oder Frühling) und die Liebe sind innig verbunden. So war es schon früh, wie einige unserer ältesten Volkslieder dartun; so ist es auch heute noch bei den verschiedensten Liebesliedern der Kunstdichtung.

Aus dem 14. Jahrhundert scheint das von Hans Sachs aufgezeichnete Lied zu stammen:

1. „Der meie, der meie
der bringt uns blümlein vil,
ich trag ein freis gemüte,
gott weiß wol wem ichs wil.

2. Ich wils eim freien gesellen,
derselb der wirbt um mich,
er tregt ein seidin hemmat an,
darein so preist er sich."

3. Er meint es süng ein nachtigal,
da wars ein junkfraw fein,
und kan sie im nicht werden
trauret das herze sein.

(Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, S. 58.)

Ferner:

Herzlich tut mich erfrewen
Die frölich summerzeit usw.

(Uhland usw., S. 113 ff.)

Der Liebe Lust schildert das Lied mit der Überschrift „Jungbrunn" oder „Herzensschlüssel":

1. Bei meines bulen haupte
da stet ein güldner schrein,
darinn da leit verschloßen
Das junge herze mein;
wolt got, ich het den schlüßel!
ich würf in in den Rein;
wär ich bei meinem bulen,
wie möcht mir baß gesein!

2. Bei meines bulen füßen
da fleußt ein brünnlein kalt,
und wer des brünnleins trinket
der jungt und wirt nicht alt;
ich hab des brünnleins trunken
so manchen stolzen trunk,
vil lieber wolt ich küssen
meins bulen roten mund.

3. In meines bulen garten
da sten zwei beumelein,
das ein das tregt muscaten,
das ander negelein;
muscaten die sind süße,
die negelein die sind räß,
die gib ich meinem bulen
daß er mein nicht vergeß.

4. Und der uns disen reien sang,
so wol gesungen hat,
das haben getan zwen hawer
zu Freiberg in der stat,
sie haben so wol gesungen
bei met und külem wein,
darbei da ist geseßen
der wirtin töchterlein.

(Uhland usw., S. 73 f.)

Treue Liebe begegnet uns in dem allbekannten Lied vom Herrn von Falkenstein, welches wir in Fassung A (Uhland usw., S. 294 ff.) geben:

1. Ik sag minen heren van Falkensten
to siner borg op rieden,
en schild förte he beneben sik her,
blank swerd an siner sieden.

2. „God gröte ju heren van Falkensten!
si ji des lands en here,
ei so gebet mir wedr den gefangen min
um aller jungfroun ere!“

3. „De gefangene den ik gefangen hebb
de is mi worden sure,
de ligt tom Falkensten in dem torn,
darin sal he vervulen.“

4. „Ligt he dan tom Falkensten in dem torn,
sal he darin vervulen,
ei so wil ik wal jegen de müren tren
un helpen lefken truren.“

5. Un as se wal jegen de müren trat
hört se fien lefken drinne.
„sal ik ju helpen, dat ik nig kan,
dat nimt mi wit un sinne.“

6. „Na hus, na hus, mine jungfrou zart,
un tröste ju arme weisen!
nemt ju op dat jar enen andern man
de ju kan helpen truren!“

7. „Nem ik op dat jar enen andern man
bi eme möst ik slapen;
so let ik dan ok ju min truren nig,
slög he min arme weisen.

8. Ei so wolt ik dat ik enen zelter hett
un alle jungfrouen rieden,
so wolt ik met heren van Falkensten
um min fien lefken strieden.“

9. „O ne, o ne, mine jungfrou zart!
des möst ik dregen schande;
nemt ji ju lefken wal bi de hand,
trekt ju mit ut dem lande!“

10. „Ut dinem lande trek ik so nig
du gifst mi dan en schriven,
wen ik nu komm in fremde land
dat ik darin kan bliven.“

11. As se wal in en grot hede kam
wal lude ward se singen:
„nu kan ik den heren van Falkensten
mit minen worden twingen.

12. Do ik it nu nig hen seggen kan
do wil ik don hen singen:
dat ik de heren van Falkensten
mit minen worden kont twingen."

Im knappen Rahmen bewegt sich das Lied:

1. Es fiel ein Reif in der Frühlings-Nacht
Wohl über die schönen Blaublümelein,
Sie sind verwelket, verdörret.
2. Es hatt' ein Knab ein Mägdlein lieb,
Sie liefen heimlich von Hause fort,
Es wußt's nicht Vater noch Mutter.
3. Sie sind gewandert hin und her,
Sie hatten weder Glück noch Stern,
Sie sind verdorben, gestorben!
4. Auf ihrem Grab Blaublümlein blühn,
Umschlingen sich treu wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret.

(Eingehend behandelt von Fr. Linnig, Vorschule usw., S. 234 f.)

Die vergebende Liebe:
1. Es sah eine Lind ins tiefe Tal,
War oben breit und unten schmal.
2. Worunter zwei Verliebte saßen,
Vor Lieb ihr Leid vergaßen.
3. Feins Lieb, wir müssen voneinander,
Ich muß noch sieben Jahr wandern.
3. Mußt du noch sieben Jahr wandern,
Heirat ich doch keinen Andern.
4. Und als die sieben Jahr umme warn,
Sie meint, ihr Liebchen käme bald.
5. Sie ging wohl in den Garten,
Ihr Feinslieb zu erwarten.
6. Sie ging wohl in das grüne Holz,
Da begegnet ihr ein Reiter stolz.
7. Gott grüß dich, du Hübsche, du Feine,
Was machst du hier alleine?

8. Ist dir dein Vater oder Mutter gram,
Oder hast du heimlich einen Mann?
9. Mein Vater oder Mutter ist mir nicht gram,
Ich hab auch heimlich keinen Mann.
10. Gestern wars sechs Wochen über sieben Jahr,
Daß mein Feinsliebchen gewandert war.
11. „Gestern bin ich geritten durch eine Stadt,
Da hat dein Feinsliebchen Hochzeit gemacht.
12. „Was willst du ihm denn wünschen an,
Daß er seine Treu nicht gehalten hat?"
13. Ich wünsch ihm all das Beste,
Soviel der Baum hat Äste.
14. Ich wünsch ihm soviel gute Zeit,
Soviel als Stern am Himmel seind.
15. Ich wünsch ihm soviel Ehre,
Soviel als Sand am Meere.
16. Was zog er von dem Finger fein?
Einen Ring von rotem Golde fein.
17. Er warf den Ring in ihren Schoß,
Sie weinte, daß das Ringlein floß.
18. Was zog er aus seiner Taschen?
Ein Tuch schneeweiß gewaschen.
19. Trock'n ab, trock'n ab dein Äugelein,
Du sollst ja nun mein eigen sein!
20. Ich wollt dich nur versuchen
Ob du würdest schwören oder fluchen.
21. Hättst du einen Fluch oder Schwur getan,
Von Stund an wär ich geritten hindann!

Ein niederländisches Liebeslied lautet:

1. Fahr' wohl, fahr' wohl, mein süßes Lieb,
Nicht länger kann ich bleiben.
Ich geh' so fern und so fern von hier
Und so fern wohl über die Haiden!
2. Wohl über die Haide, wohl über den Sand,
Mit traurigem Herzen und Sinnen;
Wohl mag ich gewinnen ein Vaterland,
Nie treueres Lieb mehr gewinnen!

3. Und gibt es nicht Blüten überall
Und grünen nicht Tannen und Buchen?
Und morgen soll dich die Nachtigall
Mit andern klein'n Vöglein besuchen.

4. Sie singen dir über Haiden und Sand,
Du sollst ihr Singen wohl hören;
Sie singt dir dort in dein'm Vaterland,
Was dir die Treuliebste tut schwören.

5. Nun hör ich fröhlicher Vögelchen Sang
Und wand're über die Haiden;
Nun tut mir all' mein Lebelang
So weh' und so wehe das Scheiden.

(Übersetzt von Talvj.)

Ein wendisches Lied aus der Ober- und Niederlausitz:

1. Gedenke, Liebster, denke,
Wie mir zu Mute ist!
Wie soll es mich nicht kränken,
Wie soll ich denn nun denken —
Da du mit Andern bist.

2. Ich habe dich geliebet
Viel mehr als wie du mich!
Und habe dir gegeben
Alles mein Gut und Leben:
Das glaube sicherlich.

(Haupt-Schmaler, Wendische Volkslieder usw.)
Ein schottisches Volkslied:

1. Treu und herzinniglich,
Robin Adair!
Tausendmal grüß' ich dich,
Robin Adair!
Hab' ich doch manche Nacht
Schlummerlos hingebracht,
Immer an dich gedacht,
Robin Adair!

2. Dort an dem Klippenhang,
   Robin Adair!
   Rief ich oft still und bang:
   Robin Adair!
   Fort von dem wilden Meer,
   Falsch ist es, liebeleer,
   Macht nur das Herze schwer,
   Robin Adair!

3. Mancher wohl warb um mich,
   Robin Adair!
   Treu aber liebt ich dich,
   Robin Adair!
   Mögen sie andre frei'n,
   Will ja nur dir allein
   Leben und Liebe weih'n,
   Robin Adair!

Aus der Ukraine:

1. Eine Hopfenranke im Garten allein
   Schlängelt zur Erde sich;
   Unter den Menschen ein Mägdelein
   Weinet bitterlich.

2. O grüner, blüh'nder Hopfen, warum
   Rankst nicht nach oben zu?
   O liebes, junges Mädchen, warum
   Fluchst deinem Schicksal du?

3. Kann die Hopfenranke nach oben zieh'n,
   Wenn keine Stütze sie hält?
   Kann des Mädchens Auge vor Freude glüh'n,
   Wenn ihr Kosack ihr fehlt?

(Übersetzt von Fr. Bodenstedt.)

Aus Esthland:

1. Mädchen hielt Tag und Nacht
   Traurig an dem Spinnrad Wacht;
   Draußen rauschend's Wasser sprang,
   Saust' der Wind und's Vöglein sang.

2. Röslein man holt im Hag,
Mich denn niemand holen mag!
Zeiten fliehen — führet mich
Keiner zum Altar — für sich?

3. „Spinn', spinn', Tochter mein,
Morgen kommt der Freier dein!"
Mädchen spann, die Träne rann —
Nicht doch kam der Freiersmann!

(H. Grabow, Lieder aller Völker und Zeiten, S. 278.)

Bulgarisches Volkslied:

Schlief das Mädchen ein, das Mädchen,
Auf dem weiten Feld am Meere
Unter grünem Lorbeerbaume:
Blies daher ein stilles Lüftchen.
Und es traf ein Zweig das Mädchen.
Fuhr das Mädchen aus dem Traume,
Schmollte leise auf das Lüftchen:
„Daß du, Lüftchen, jetzt gewehet!
Wecktest mich aus meinem Traume,
Und wie war der Traum so lieblich!
Gingen hier drei junge Bursche,
Schenkte mir ein Tuch der erste,
Gab der zweite mir ein Goldstück,
Einen Goldring mir der dritte,
Ach, — und hielt mich süß umfangen!"

(Übersetzt von J. Wenzig.)

Aus Serbien:

Gestern Abend strömte Regen nieder,
In der Nacht war Glatteis drauf gefallen.
Und ich ging, den Liebsten aufzusuchen.
Sieh, da fand ich auf der grünen Wiese,
Auf der Wiese meines Liebsten Dolman;
Auf dem Dolman lag sein seiden Tüchlein,
Drauf von Silber seine Tamburine,
Bei der Tamburin' ein grüner Apfel. —
Und ich sann, ein Jedes übersinnend:
Wenn ich weg des Liebsten Dolman nähme,
Fürcht' ich, daß der zarte Jung' erfröre;
Wenn ich weg das seid'ne Tüchlein nähme,

War das Tuch einst meiner Liebe Gabe;
Wenn ich weg die Tamburine nähme,
Ist sie ein Geschenk von meinen Brüdern.
Sann und sann, bis ich das Ein' ersonnen:
In den grünen Apfel will ich beißen,
Will ich beißen, aber ihn nicht essen,
Daß er wisse, ich sei dagewesen, —
Dagewesen, meinen Freund zu suchen.

(Serbische Volkslieder von Talvj, II, 41.)

Aus der Bretagne:

Hört an, ihr alle, was ich bring',
Hört an, ein neues Lied ich sing'.
Auf Marchaida von Kerglüjar, —
Die schönste Maid der Welt sie war.
Die Mutter sprach: „Lieb' Töchterlein,
Wie seid Ihr schön, Marchaida mein!"
„Die Schönheit nichts mir helfen kann,
Gebt ihr nicht bald mir einen Mann.
Sobald der Apfel rot sich schmückt,
So muß er eilig sein gepflückt,
Und bricht man ihn nicht gleich zur Stell',
So fällt er ab und faulet schnell."
„Tröste dich nur, mein Töchterlein,
Du sollst nun bald vermählet sein."
„Und sterb' ich, eh' das Jahr entfließt,
Gar groß dann euer Kummer ist.
Sterb' ich, eh' dieses Jahr läuft ab,
So legt mich in ein neues Grab.
Legt mir aufs Grab der Sträußchen drei,
Von Rosen eins, von Lorbeer zwei.
Geh'n Brautleut' über'n Kirchhof dann,
Ein Sträußchen jedes nehmen kann.
Und eines dann zum andern sagt:
Hier ist das Grab der jungen Magd.
Weil Silberspiegel ihr gefehlt,
Der Hochzeitsschmuck: — sie tot sich quält.
Begrabt nur an der Landstraß' mich,
Um mich kein Glöcklein schwinget sich,
Um mich kein Glöcklein schwinget sich,
Kein Priester geht hinaus für mich."

XII. Der Zusammenhang zwischen Volkslied, Volkssage und Volksmärchen.

Die deutsche Volkssage und ihre Beziehungen zur Heldensage resp. zum deutschen Götter-Mythus sind oft Gegenstand der Untersuchung gewesen. Damit hat man sich jedoch nicht begnügt, sondern mit vollem Recht die deutsche Volkssage mit der nordgermanischen Sagenwelt in Vergleich gestellt. Ehe wir aber bei diesen Forschungen zu festen, unumstößlichen Resultaten gelangen, wird noch viel Zeit verrinnen. Der Gang der Entwicklung war folgender: Aus dem Götter-Mythus, der im wesentlichen als Sage aufzufassen ist, bildete sich die heroische Sage, welche mit den Götter-Mythen die Basis der Nationalsage bildete. Die deutsche Nationalsage wurde durch den Eintritt des Christentums in ihrer epischen Entwicklung gehemmt, aufgelöst und mit andern Überresten zur Volkssage verschmolzen. Daher der intime, national-historische Zug unserer Volkssagen, den Grimm bereits in seiner Vorrede zu den deutschen Sagen in treffender Weise charakterisiert hat. Dieser historische Zug ist es, den die Sage mit unserm Volksliede gemeinsam hat, der allerdings auch der Sage eine gewisse Mannigfaltigkeit in der Färbung nimmt, die wiederum dem Märchen eignet. Letzteres ist überhaupt reicher in seinen Beziehungen, weitausgreifender in seiner ganzen Art, freier und ungebundener im Einzelnen wie im Großen und Ganzen. Im Märchen betreten wir schon den echten „Boden der Dichtungsgeschichte". Der Ursprung ist gewiß vielfach echt germanisch, seine Ausschmückung und Ausgestaltung ist fast kosmopolitisch zu nennen. Th. Benfey hat in der Einleitung zur Übersetzung des Pantschatantra nachgewiesen, daß die Märchen zu einem nicht unbeträchtlichen Teil aus Asien einen starken Zusatz empfangen haben, der zwar auf Asien zurückzuführen ist, der aber mancherlei Quellen erkennen läßt. „Für die deutschen Kinder- und Hausmärchen hatte schon Wilhelm Grimm in den Anmerkungen zu der großen Ausgabe die weiten Verwandtschaften, in denen ein jedes dieser Märchen darinsteht, aufgewiesen. Durch die neueren Funde werden sie noch weiter ausgeführt werden

können. Der Ursprung der meisten Märchen im fernen Osten, die sehr weiten Wanderungen und deshalb sehr verschiedenen Beimischungen werden abmahnen, sie samt und sonders in germanische Mythen umzusetzen" (Weinhold, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 3).

Letztern Versuch hat Fr. Linnig (Deutsche Mythen-Märchen, Paderborn 1883) u. a. unternommen. Aus dem Vorwort zu Linnigs Buch mag folgende Stelle hier Platz finden: „Es war im zweiten Jahrzehnt dieses (19., Anmerkg. des Verf.) Jahrhunderts, als die Brüder Grimm zum erstenmale die Kinder- und Hausmärchen in die Welt schickten. Damals lebte ein Geschlecht, das von der doppelten Einwirkung einer großen Literaturperiode und der begeisternden Freiheitskämpfe schwungvoll gehoben, in der Poesie den Mittelpunkt seines Denkens und Fühlens fand. Der würzige Duft dieser frischen Waldblumen erquickte die an der Romantik gesättigten Gemüter; man sah ein neues, reiches Feld der Poesie erschlossen, und was das reifere Alter entzückte, wurde man nicht müde, den Kindern vor- und wiederzuerzählen. Damals hielt das Märchen, das nur noch kümmerlich sein Dasein im Volke fristete, seinen Einzug in die Literatur, um von nun an durch die Schrift für immer dem Schatze unserer nationalen Poesie gesichert zu sein.

Generation auf Generation hat aus diesem unversieglichen Quell echtester, lauterster Poesie getrunken."

Poesie sind die Märchen, Gebilde dichterischer Kraft, die eben darum so wenig Stoffe zu unserm deutschen Volksliederschatze beisteuerten. Es sind Dichtungen in Prosa, eine Ergänzung zum Volksliede mit seinem obendrein durch die poetische Form verschönten Dichtungsgehalte.

Volkssage und Volksmärchen sind als die Grundstoffe der epischen Poesie anzusehen; Legende und Ballade sind nur besondere Ausgestaltungen derselben. Sage und Märchen sind Produkte der Volksdichtung, ohne daß wir letztern Begriff an dieser Stelle erläutern wollen. Auch in ihnen offenbart sich des Volkes Gefühl, nur in anderer Form als im Volkslied. Während aber das Volksmärchen bereits eine dichterische Ausgestaltung erfahren hat, welche es zur Umformung in der Art des Volksliedes als un-

geeignet erscheinen läßt, ist dies bei der Sage mit Vorliebe geschehen.

Sage und Märchen bezeichneten wir als die Grundstoffe der epischen Poesie. Eine weitere Stufe der Volksdichtung repräsentiert das Volkslied, mit Sage und Märchen bis zur Urzeit unsers Volkes zurückreichend, mit ihnen ursprünglich in demselben Stoff wurzelnd, mit ihnen dem Gefühl des Volkes Ausdruck verleihend, doch jedes nach seiner Weise und Eigenart. Die innere Verwandtschaft von Volkssage, Volksmärchen und Volkslied ist nicht zu leugnen. „Sage ist Dichtung", sagt auch E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 341), „die sich aber von aller übrigen Volkspoesie dadurch unterscheidet, daß sie nicht aus dem wirklichen Leben und seinen Freuden und Leiden erwächst wie durchweg das Volkslied oder auch der Schwank, auch nicht aus der kritischen Betrachtung der Wirklichkeit wie das Sprichwort und endlich auch nicht aus der spielenden Umschreibung wirklicher Dinge und Handlungen wie das Rätsel. In der Sage erträumt sich vielmehr das Volk hinter dem wirklichen Dasein des Menschen und der Natur ein Scheinleben von so wunderbar reellem Einfluß auf das eigentliche Leben, daß es oft mehr gilt als die bedeutungsvollste Wirklichkeit. Denn über die Sinnenwelt hinausgreifend wurde die Sage aus bloßer Dichtung zur Herzenssache, zum Bekenntnis. Der Glaube war ihre stärkste Triebkraft."

Es hat den Anschein, als sei die Sage dem Märchen am nächsten verwandt. Die oft gemeinsame Wurzel beider wurde oben bloßgelegt. Der weitere, fast unumschränkte Gesichtskreis des Märchens, der internationale Zug, die größere Freiheit desselben bilden seine stärksten Gegensätze zur Sage. Eine freiere künstlerische Entfaltung, ein Überwiegen des Menschlichen vor dem Übermenschlichen hat das Märchen vor der Sage voraus. Die Sage gibt den alten Glauben in reinerer Form wieder als das Märchen; sie verlangt darum Glauben, und dieser ist ihre stärkste Triebkraft. Das Märchen tritt etwas skeptischer auf, zerstört selbst den naiven Glauben und taucht ganz ins Gebiet des Phantastischen, künstlerisch Schaffenden, Novellistischen.

In gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Grade vereinigt das Volkslied die wichtigsten Charakterzüge von

Sage und Märchen. Es hat die historische Treue der Sage bei der Schilderung der großen Taten der Vergangenheit, den Zug zur künstlerischen Ausgestaltung des Märchens und beseelt beide mit dem Zauber des Gemüts. Ihm steht nicht nur das Wort ausschließlich zur Verfügung, sondern es verschmilzt mit dem Gesang, der Musik, dem Tanz zu einem dramatisch lebendigen, des größten Eindrucks fähigen Ganzen.

„Aber nicht nur Pflanzen und Tiere beseelt das Volk, sondern auch die Naturerscheinungen in der Luft, in Berg und Wald und Wasser, zum Teil noch heute verkörpert es sie zu persönlichen Wesen von geheimnisvoller, übermenschlicher Art, und selbst die toten Menschen regt es zu strafender Wiederkehr auf. Noch hält die deutsche Sage den Saum unseres alten Heidenglaubens fest. Doch am mächtigsten durchbricht noch immer die Liebe mit ihren volleren Tönen das Alltagsleben, und sie schafft das eigentliche Lied oder doch das höchste Lied" (E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 313).

In beschränktem Sinne kann man auch O. Böckel Psychologie usw., S. 229) zustimmen, wenn er von märchenhafter Stimmung spricht, welche über der Volksdichtung liegt. Mit demselben Recht läßt sich aber z. B. auch von einem historisch-sagenhaften Zuge reden, der unser Volkslied zum Teil durchhaucht.

XIII. Volkslied und Kinderlied.

Richard M. Meyer bemerkt irgendwo: „Wie die Psychologie der Kinder und der „Unkultivierten" sich ja so vielfach berührt, zeigen auch hier sich vielfach ähnliche Züge." Eine bessere Einleitung für diesen Abschnitt, der das Verhältnis des Volksliedes zum Kinderlied in aller Kürze berühren soll, läßt sich wohl kaum finden. Die innere Verwandtschaft zwischen Kinderlied und Volkslied ist auf Grund dieser Tatsache so groß, daß ohne Zuhilfenahme

rein äußerlicher Erscheinungen (Quelle des Gesangs, Zeit und Ort usw.) eine scharfe Scheidung zwischen beiden unmöglich ist. Welcher naive, kindliche Hauch liegt über den meisten Volksliedern! Wie einfach ist häufig der Strophenbau des Volksliedes! Wie melodisch, ins Ohr sich einschmeichelnd erklingen die meisten Melodien der Volkslieder! Wie kindlich fromm sind vielfach die moralischen Anschauungen, die religiösen Gefühle, die Liebe zur Natur und das Verhältnis zum Mitmenschen zum Ausdruck gebracht! In dieser innigen Verwandtschaft liegt es auch begründet, daß so viele alte Volkslieder, oft fast ohne Abänderung, manchmal allerdings stärker umgewandelt, gerade in unserer Zeit, wo der Volksgesang im Hinschwinden begriffen ist, in die Kinderwelt flüchten und hier im Reigenlied und in unzähligen andern Formen mit Freuden willkommen geheißen werden. Die Bezeichnung „volkstümliche Kinderlieder", welche Herm. Dunger (Wuttke, Sächs. Volkskunde [2], S. 268) anwendet, hat darum ihre Berechtigung. Ihren Ursprung haben auch die volkstümlichen Kinderlieder im Volke genommen, wobei wir analoge Verhältnisse wie beim Volksliede annehmen dürfen. Bei ihnen ist der Verfasser durchweg unbekannt, was beim Volkslied ja in diesem Umfange nicht zutrifft. Aber auch sie sind Eigentum des ganzen Volkes. Ferner ist die Fortpflanzung bei beiden lange dieselbe gewesen: die mündliche Tradition. Der Grundcharakter des Volksliedes („Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrheit") spiegelt sich in den volkstümlichen Kinderliedern wieder, ja oft in noch höherm Grade.

Aber auch dem volkstümlichen Kinderliede droht in der Neuzeit Gefahr. Auch in die Kinderwelt drangen neuzeitliche, gehaltlose Reimereien ein, welche mit dem alten Volksgut keinen Vergleich aushalten können. Andrerseits droht den volkstümlichen Kinderliedern der Untergang durch Aussterben, d. h. durch allmähliches Hinschwinden, durch das Verhalten der Schule und der Schulaufsichtsbehörden. Man sucht z. B. Turnspiele heimisch zu machen, welche oft recht gesucht sind und den beabsichtigten Zweck kaum so vollständig erreichen, wie die alten Reigenlieder (in welchen sich manches volkstümliche Kinderlied birgt), die Gesang, Tanz und Spiel in echt volkstümlichem Geiste verschmelzen. Hier kann die Einwirkung der Erwachsenen

viel Gutes schaffen. Aber die Erwachsenen, die Lehrer vorab, und auch die Mütter und größeren Geschwister, müssen erst volles Verständnis für den Gehalt und Wert der volkstümlichen Kinderlieder haben. Dann erst kann eine solche Einwirkung fruchtbringend gestaltet werden.

Nicht nur an und für sich und für die Kinderwelt haben unsere volkstümlichen Kinderlieder großen Wert, sondern auch für die Kulturgeschichte (bedienen wir uns der Kürze wegen dieses etwas viel und doch wenig besagenden Ausdrucks) unseres Volkes, und zwar wegen des hohen Alters, auf welches viele derselben herabsehen. „Sie sind eine Quelle für die Kenntnis des Götterglaubens unserer heidnischen Vorfahren; uralte Gebräuche spiegeln sich darin noch ab, wie in den Wundsegen, den Blumenorakeln, den Ringelreigen, in denen wir Reste altheidnischer Tänze zu Ehren der Götter zu erkennen haben. Aber auch Einrichtungen der neuesten Zeit kommen darin vor“ (Herm. Dunger).

J. Bolte (Zeitschrift des Ver. f. Volkskunde, IV, 180 ff.) hat eingehende historische Studien über das Kinderlied vom Herrn von Ninive geboten, welche als schätzbares Beispiel den Wert und die hohe Bedeutung der Kinderlieder dartun. Auch hier müssen wir uns ein weiteres Eingehen versagen (m. vergl. ferner dieselbe Zeitschr. IX, 392, X, 442). Wir möchten nur mit Nachdruck noch darauf hinweisen, daß Blümml nachweist, daß dieses Spiel in Braunsdorf (Bezirk Oberhollabrunn) nur im Winter und nur in Scheunen gespielt wird.

Vielfach empfängt das Volkslied durch das Kinderlied, durch Kinderreime der verschiedensten Art, eine ungemeine Bereicherung und Ergänzung. Das gilt z. B. von der Auffassung der Natur. Es sei beispielsweise nur auf das Kapitel von den Tieren in Volks- und Kinderreimen verwiesen, worüber R. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde (², S. 462) ein beachtenswertes Kapitel geschrieben hat. Selbst die Tierstimmen bieten dem Volk ein ausgiebiges Feld zur dichterischen Betätigung. Diese Reime und Verse bezeugen aber auch seine sinnige Naturbeobachtung, sein schelmisches, humorvolles Wesen (m. vergl. u. a. die betr. Abhandlung in des Verfassers Büchlein „Bergischer Volkshumor“). Das Volk auf dem Lande namentlich unter-

scheidet die Tierstimmen sehr scharf von einander, legt ihnen Worte und Texte unter und belebt und beseelt so in seiner kindlich heitern Weise die Natur. Aber auch der Erfindungsgeist und Witz dieser Tierreime ist erstaunlich. Und das gilt von dem gesamten Kinderlied in allen seinen vielfachen Äußerungen, gleichsam Abschattierungen der Seele und des Verstandes des Volkes zugleich, denen man mehr und mehr Verständnis und Liebe in den Kreisen der Forscher entgegenbringt.

XIV. Das geistliche Volkslied.

Eine reinliche Scheidung zwischen dem geistlichen und weltlichen Volkslied ist unmöglich. Ebensowenig ist eine Sonderung zwischen den geistlichen Volksliedern der verschiedenen Kirchengemeinschaften möglich. Darum singt die protestantische Bevölkerung unbekümmert und in ihrem Gewissen unbeschwert Marienlieder und Heiligenlegenden. O. Böckel (Psychologie der Volksdichtung, S. 165; derselbe, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen, 7, 106) zeichnete das uralte geistliche Volkslied „Maria die wolt wandern gehn“ in der Spinnstube eines protestantischen Dorfes bei Gießen und in einem protestantischen Dorfe Kurhessens unmittelbar aus dem Volksmunde auf. Dasselbe Lied wurde vor 50 Jahren in Weimar alljährlich von armen Kindern vor den Türen der Wohlhabenden gesungen (Weimar. Jahrbuch III, 296). Dieses Lied darf aber wohl als Rest eines geistlichen Volksliedes aus der Zeit vor der Reformation betrachtet werden. Ähnliche Beispiele lassen sich noch zahlreich erbringen. Auch heute nimmt, namentlich in solchen Gegenden, wo Protestanten und Katholiken untereinander wohnen, der Protestant vom Katholiken und umgekehrt der Katholik vom Protestanten dieses und jenes geistliche Volkslied an.

Zu den ältesten geistlichen Volksliedern dürfen wir wohl den geistlichen Ruf rechnen. So stimmte das

deutsche Heer im Jahre 1278, vor der großen Schlacht auf dem Marchfelde, den Ruf an:

Maria Gottes Mutter, reine Magd,
All unser Not sei dir geklagt!

Dieser Ruf erhielt sich nachweislich 400 Jahre, denn noch 1663 wurde er gesungen (Hoffmann von Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes, 3. Aufl. 68, 514).

Diese geistlichen Rufe sind wohl die kürzesten geistlichen Volkslieder, deren Alter mit dem der weltlichen Volkslieder wetteifern mag (J. Sahr, Das deutsche Volkslied, S. 125). Führten wir oben einen solchen Ruf in Form eines aus tiefstem Herzen quellenden Stoßseufzers an, so waren dem Volke auch Jubelrufe geläufig, z. B.:

In dulci jubilo
Nun singet und seid froh;
Unsers Herzens Wonne
Liegt in praesepio
Und leuchtet uns als Sonne
Matris in gremio etc.

(Sahr, S. 131 ff.).

Dieser Ruf ist zugleich eine Probe der Mischlieder, halb lateinisch, halb deutsch, welche die Zeit der fahrenden Schüler hervorbrachte, wo das Lateinische sich ungemeiner Wertschätzung und Verbreitung erfreute. Hierher zählen auch die sogenannten Leisen. Sie entstanden aus der in der Kirche herrschenden Sitte, dem Volke nur den Gesang des Kyrie eleison zu gestatten. Die Sangeslust der Deutschen wiederholte bald dieses Kyrie eleison mehrmals, bis man am Ende des 9. Jahrhunderts statt dieser Wiederholungen kurze Verse in deutscher Sprache einlegte, die immer mit Kyrie eleison endigten. Diese Lieder, fast ausschließlich auf Wallfahrten, Kirchweihen, Prozessionen usw. beschränkt, wurden Leisen genannt und bilden den Ursprung und Ausgangspunkt des deutschen Kirchenliedes. „Dem geistlichen Lied", schreibt J. Sahr, (Das deutsche Volkslied, S. 126), „kam jener Zug der Innerlichkeit zugute, jenes Sehnen nach Seelenfrieden, das endlich zur Reformation führte. Diese gewaltige Zeit brachte nun auch die schönste Blüte geistlichen Volksgesanges hervor: das deutsche Kirchen-

lied — — —, das bis heute nie ganz mit den guten Überlieferungen alter Volkskunst gebrochen hat. Traf in ihm das Beste zusammen, was auf diesem Grenzgebiete zwischen Kunst- und Volkspoesie geleistet ward, so war es kein Wunder, wenn daneben seither der Quell des rein volksmäßigen geistlichen Liedes spärlicher floß."

Eine scharfe Grenzlinie zwischen den geistlichen Rufen und Leisen zu ziehen, ist unmöglich. So nennt Böhme die bekannte Osterleise mit ebenso viel Recht einen „Ruf":

1. Christ ist erstanden
Von der marter alle,
Des söllen wir alle fro sein,
Christ will unser trost sein,
Alleluia!

2. Wär er nicht erstanden,
So wär die welt zergangen,
Seit daß er erstanden ist,
So frewet sich alles das da ist,
Alleluia!

3. Alleluia, alleluia, alleluia!
Des söllen wir alle fro sein,
Christ sol unser trost sein,
Alleluia!

Diese Osterleise stammt aus dem 12. Jahrhundert und war im 13. Jahrhundert ganz allgemein bekannt, wie aus einer Predigt des im Jahre 1272 verstorbenen Berthold von Regensburg hervorgeht. Die zweite und dritte Strophe unserer Osterleise sind vor der Reformationszeit bekannt, ohne daß wir den Zeitpunkt genauer angeben können. Fast ebenso volkstümlich wie die vorstehende Osterleise war die ebenfalls im 13. Jahrhundert überall verbreitete Pfingstleise:

Nu biten wir den heiligen geist
Umb den rechten glouben allermeist,
Daz er uns behüete an unserm ende,
Sô wir heim suln varn ûz disem ellende.
Kyrieleis!

Diesen beiden reiht sich die Weihnachtsleise an:

Gelobet seistu, Jhesu Christ,
Das du Mensch geboren bist
Von einer Jungfraw, das ist war;
Des frewet sich der Engel schaar.
Kyrioleis!

Zur Pfingstleise hat Luther drei, zur Weihnachtsleise sechs Strophen hinzugedichtet.

Eine Himmelfahrtsleise ist aus der Osterleise entstanden:

Christ fur gen himele,
Was sandt er uns hernider?
Da sandt er uns den heiligen geist.
Gott tro̊st uns arme christenheit!
Alleluja!

Die deutschen Leisen bildeten den Ausgangspunkt für das deutsche Kirchenlied, welches vor Luther durchweg ein volkstümliches Gepräge hatte und darum als geistliches Volkslied bezeichnet werden darf. Neben den schon angeführten Mischliedern und Leisen treten noch Übersetzungen und Umarbeitungen lateinischer Originaltexte auf, ferner Umdichtungen weltlicher Lieder in geistliche (sogenannte Kontrafakte). So wurde aus dem weltlichen Volksliede:

Insbruck! ich muß dich laßen

durch Umarbeitung das geistliche Volkslied:

O Welt, ich muß dich laßen,
Ich fahr' dahin mein Straßen
Ins ewig Vaterland.

Der geistliche Volksgesang wurde durch die Geißler im 13. und 14. Jahrhundert über ganz Deutschland verbreitet. Das Volk sang die Lieder der Geißler eifrig nach und diese „weckten in weiten Schichten das Bedürfnis, Gott und dem Heilande deutsche Lieder zu singen."

Huß und die Hussiten traten im 15. Jahrhundert rührig für die Verbreitung des geistlichen Liedes in der Muttersprache ein. Die böhmischen Hussiten brachten es bereits zu den Lebzeiten Huß' zu einem kirchlichen Gemeindegesang

in der Landessprache. Bei den Deutschen fand dies Vorgehen lebhafte Nacheiferung, vor allen Dingen durch die Bemühungen des Petrus Dresdensis, der von 1420—1440 als Rektor in Zwickau wirkte. Heute ist dagegen das Volkslied gerade in Deutsch-Böhmen stark im Rückgang begriffen. Kurze Vierzeiler haben hier noch Geltung (Hruschka Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen 273—376). „Diese Erscheinung dünkt niemand wunderbar, der weiß, daß, je kürzer das Lied ist, desto näher es dem Urkern aller Lyrik, dem Rufe steht" (O. Böckel, Psychologie usw., S. 164 f.).

Fr. Holzweißig (Leitfaden zur Geschichte der christl. Kirche, S. 105) kennzeichnet dann das geistliche Lied der Reformationszeit mit folgenden Worten: „Das Kirchenlied, welches neben der Predigt ein Hauptbestandteil des evangelischen Gottesdienstes wurde, ist eine Frucht der Reformation, ein Zeugnis des in ihr waltenden Geistes religiöser Kraft und Innigkeit, zugleich ein wirksames Mittel zur Ausbreitung und Befestigung evangelischen Glaubens, „die köstlichste Perle der Lyrik im Zeitalter der Reformation." Im Reformationszeitalter trat es in bewundernswerter Fülle hervor und erreichte in derselben Zeit seine höchste Blüte. Die meisten Lieder dieser Zeit sind einfache, kunstlose, kräftige und schwungvolle Ergüsse des Glaubenslebens: wahrhaft kirchlich und wahrhaft volksmäßig, Kirchenlied und Volkslied zugleich."

Mit dieser Auslassung sind die Kirchenlieder dieser Zeit deutlich genug als geistliche Volkslieder gekennzeichnet. Die evangelischen Kirchenlieder der Folgezeit nehmen immer mehr an Objektivität ab, an Subjektivität zu. Dadurch wird ihr echt volksmäßiger Charakter immer mehr gefährdet; sie werden von Periode zu Periode immer einseitigere Kunstlieder, denen weiter nachzugehen nicht mehr verlohnt. Doch mag noch ein Urteil von J. Sahr (Das deutsche Volkslied, S. 126) hier Platz finden: „In den Zeiten tiefster Not, im 17. und 18. Jahrhundert, bildete neben dem fast ersterbenden weltlichen Volksliede das Kirchenlied das feste Band, das ältere und neuere Zeiten deutscher Dichtung verknüpfte. Ohne Volks- und Kirchenlied hätten wir uns selbst verloren und vielleicht nicht wiedergefunden."

Das geistliche Lied in der katholischen Kirche seit der Reformation kennzeichnet Linnig (Vorschule der Poetik und Literaturgeschichte, S. 197 f.) folgendermaßen: „Soviel ist gewiß, daß man das, was seit der Mitte des 16. Jahrhunderts für das deutsch-religiöse Lied in der katholischen Kirche in poetischer und musikalischer Hinsicht geschehen ist, gemeiniglich viel zu niedrig anschlägt und der Umstand, daß das Lied hier vermöge der eigentümlichen Organisation des Gottesdienstes zwar als Ausfluß des Glaubens, nicht aber als Lehrerin desselben gilt, und ein begleitendes Mittel der Andacht, nicht ein Hauptbestandteil des Gottesdienstes selbst ist, hat vielseits zu einer Geringschätzung der katholischen kirchlichen Liederpoesie verleitet, welche dieselbe nicht verdient, am allerwenigsten in poetischer Hinsicht. Denn wenn es, wie die Lehrer der Dichtkunst behaupten, ein Vorzug des Liedes ist, daß es von epischen Motiven ausgeht, so hat das Kirchenlied in der katholischen Kirche diesen Vorzug in hohem Grade sich zu eigen gemacht, indem es meist von der Geburt, dem Leiden und Sterben des Heilandes erzählt und an die Erzählung die Entwickelung derjenigen inneren Zustände und den Ausdruck derjenigen Gefühle anschließt, die durch die Betrachtung der erzählten Tatsachen erweckt werden. Auf diese vorwiegend epische Färbung des katholischen Kirchenliedes war von besonderem Einfluß, daß es eben ein begleitendes Mittel des Gottesdienstes bildete und dogmatische und ethische Zwecke nicht zu verfolgen brauchte. Dazu kam, daß ihm außer der biblischen Geschichte noch der ganze Reichtum der Legende offen stand, mithin ein Überfluß an epischen Motiven sich darbot. Man könnte von dieser Seite her den unterscheidenden Charakter des katholischen und protestantischen Kirchenliedes vielleicht kurz dahin zeichnen, daß ersteres halb episch, halb lyrisch, letzteres vorwiegend lyrisch-didaktisch ist; ersteres von epischen Motiven, letzteres von solchen anhebt, die mehr dem inneren Leben des Christen angehören. Das zweite unterscheidende Merkmal liegt in dem Umfang des Stoffgebietes; das protestantische Lied geht nicht über die Bibel und das reale christliche und kirchliche Leben hinaus; das katholische Kirchenlied feiert außer den Personen der Dreifaltigkeit die Jungfrau Maria und zahllose Heiligen."

Haben wir so den Entwicklungsgang des geistlichen

Haben wir so den Entwickelungsgang des geistlichen Volksliedes in großen Umrissen vorgeführt, daneben der nunmehr noch dem Stoffe derselben zuwenden.

Vor allen Dingen waren es die Heiligen der Kirche, an welche das kirchliche Volkslied sich anschloß. Unter ihnen nimmt der h. Martinus, der volkstümlichste Heilige, wie er genannt worden ist, der mildherzige Reitersmann, einen hervorragenden Platz ein. An seinem Namenstag, der zu einem der beliebtesten Volksfesttage wurde, kam auch das Volkslied zu seinem Rechte. Ein an die Tierfabel anklingendes Martinslied (Uhland, Schriften III, 69) stammt aus dem Jahre 1611, wurde aber auch unter deutschen Ansiedlern im ungarischen Berglande neuerdings aufgefunden (m. vergl. die Ausführungen von J. Sahr über dieses Lied; Das deutsche Volkslied, S. 129 ff.; Böckel, Psychologie usw., S. 163). Zahllose Martinslieder sind aller Orten noch heute im Volksmunde lebendig, aber meist zu Heisch- und Kinderliedern geworden.

Ein weiterer Heiliger, den das Volkslied preist, ist Sankt Christoph, der aus den zahlreichen Christophorusbildern allgemein bekannt ist, auch in protestantischen Kreisen. Hans Sachs hat das Christophlied protestantisch umgedichtet.

Ferner sei St. Jakob genannt. Das Lied der Pilger, welche zu ihm wallten, hat sich in Norddeutschland bis ins 16. Jahrhundert erhalten, auch in protestantischen Gegenden. Es verfiel demselben Schicksal, wie das Christophlied, indem es im Jahre 1571 von dem evangelischen Prediger Vespasius umgearbeitet wurde.

Ein weiteres Wallfahrtslied entstammt dem 12. Jahrhundert. Es beginnt mit den Worten: In Gottes Namen faren wir. (Böhme, Altd. Liederbuch 679; J. Sahr, Das deutsche Volkslied, S. 130 f.). Es ist vielleicht das bekannteste deutsche Wallfahrerlied. Selbst auf Schlachtfeldern erklang dieses Lied (O. Böckel, Psychologie usw., S. 164).

Auf den Färöerinseln hat sich eine St. Gertruds-Weise gefunden (Faeröiske Quädder — — — samlete af Lingbye, 530).

Vom Niederrhein stammt das Lied auf Sankt Katharina (Simrock, Volkslieder 150, 601), die blinde Odilia (ebenda, S. 146, 601), St. Gertrud (ebenda, S. 148, 601), St. Michel (ebenda, S. 152, 601) usw. Gegen diese Lieder halte man die ebenfalls am Niederrhein entstandenen Produkte der Kunstpoesie, welche fast dieselben Heiligen besingen und teilweise derselben Zeit entstammen (O. Schade, Geistliche Gedichte des 14. und 15. Jahrhunderts am Niederrhein).

Von ungemeiner Innigkeit zeugen zwei geistliche Volkslieder, von denen eins die Überschrift „Heimweh" trägt, das andere aber „Himmelslinde" betitelt ist. Beide Lieder sind wohl durch Umdichtungen aus weltlichen Liedern entstanden. Heinrich von Laufenberg war es, der diese vollzog, aber, wie nicht zu leugnen ist, mit größtem Geschick (J. Sahr, D. deutsche Volkslied, S. 133 ff.).

Ein Lied voll tiefsten Ernstes ist die „Klage", wahrscheinlich aus einem Osterspiel herrührend. Es stammt aus einer Handschrift des 14. Jahrhunderts (Sahr, S. 128 ff.).

Ungemein verbreitet war das kurze Judaslied (O du armer Judas, Was hast du getan usw.). Es wurde bei den verschiedensten Anlässen gesungen, z. B. in Passions- und Osterspielen, als „politisches Trutzliedlein" usw.

Zart und edel ist das heute noch in manchen Gegenden, selbst protestantischen, gern gesungene Lied: „Es ist ein Ros' entsprungen", das zuerst 1599 gedruckt wurde. Ihm entgegengesetzt ist das Lied vom Schnitter Tod (Es ist ein Schnitter, heißt der Tod), das mit Recht als ein Ableger der Darstellung des Totentanzes bezeichnet worden ist. Es wurde zuerst 1638 gedruckt: „Ein schöns Mayenlied, Wie der Menschenschnitter der Todt die Blumen ohne vnderschid gehling abmehet. Jedermann Jung vnnd Alt sehr nützlich zu singen vnd zu betrachten" (Sahr, S. 142).

XV. Das Volkslied und die soziale Frage.

Die soziale Frage dürfte so alt wie die Welt und die Menschen sein. Das Volkslied, das alle Seiten des menschlichen Lebens in den Kreis seiner Erörterungen zieht, konnte

auch diese Frage nicht unberührt lassen. Es trat ihr entgegen mit dem warmherzigen Empfinden des Volksgemütes, mit dem abgeklärten Gerechtigkeitssinn der großen Masse, kurzum mit einem „gesunden, sozialen Empfinden".

Ehrliche Arbeit findet im Volkslied ungeteiltes Lob. Darum werden alle Arten des Handwerks gepriesen. Jedem Handwerk wird das beste nachgerühmt. Man blättere nur in der stattlichen Sammlung der deutschen Handwerkslieder, wie sie Oskar Schade (Leipzig 1865) gesammelt hat.

Mit dem Rühmen des einzelnen Handwerks in knappen Strophen begnügt sich der Handwerker nicht; er vergleicht seinen Stand mit dem der höheren und höchsten Stände. Darum singt der Bergmann voll Stolz:

Der König, der könnte keine Krone nicht tragen,
Wenn's keine Bergleut' wär'n — —
Man könnte nicht zieren,
Keine Ritterschaft führen,
Wenn's keine Bergleut' wär'n.
Glückauf! es kommt alles vom Bergmann her.

(Reinh. Köhler, Alte Bergmannslieder, 6. 7).

Nicht geringer schätzt sich der Bäcker ein, wenn er singt:

Der Kaiser Carol der vierte,
Mehrer im römschen Reich,
Die Löwenschützen zierte,
Macht sie dem Adel gleich,
Hat sie begabet mit Freiheit schon,
Verehrte ihnn eine güldene Kron,
Zwei Löwen, dabei ein blankes Schwert:
Ist besser denn viel Goldes wert.

(O. Schade, Deutsche Handwerkslieder, S. 3.)

Die Böttcher singen mit Nachdruck:

Die Fürsten, Grafen in dem Land,
Bierbrauer und Häckersleut,
Auch Bürger und vom Adelsstamm
Alle Tage Stund und Zeit.

(O. Schade usw., S. 12.)

Und so geht es in bunter Reihe fort mit dem Brauer, Buchbinder, Buchdrucker, Rotgerber, Weißgerber, Maurer, Metzger usw.

Die Einseitigkeit des eigenen Lobes wird vom Volke korrigiert, wenn es namentlich dem Schneider gern eins auswischt, seine Ehrlichkeit angreift, ihm Geilheit andichtet und allerhand Schabernack mit ihm treibt. Ich veröffentlichte eine kleine Blütenlese von Spottliedern auf den Schneider im „Bergischen Volkshumor" (Der Volksmund, XII, 140 ff.); Blümml-Krauß (Volksmund III, 1 ff.) äußern sich darüber, daß der Schneider vor allen andern Handwerkern vom Volksspott getroffen wurde, mit folgenden Worten: „Es gibt wohl kein Handwerk, das so dem Spotte ausgesetzt ist, wie das der Schneider. Nicht nur im Märchen, in der Anekdote und in Geschichten wird den Schneidern arg mitgespielt, sondern auch im Liede treten sie als komische Figuren auf und müssen es sich gefallen lassen, daß man ihnen manches Üble und Spaßhafte nachsagt. — — Warum gerade dieses ehrsame Handwerk die Spottvögel veranlaßte, ihre humorvollen Pfeile loszulassen, ist nicht auszumachen, doch mag gewiß das Gebaren und das Äußere der Schneider viel dazu beigetragen haben."

Die Spottlieder haben sich, wenn auch in geringem Maße, die anderen Handwerke und ihre Vertreter zum Opfer auserkoren. Vielfach mischt sich derbe Erotik in diese Lieder (O. Schade usw., S. 191 ff.), welche sich bis ins 13. Jahrhundert rückwärts verfolgen läßt. In dieser Rubrik spielen der Böttcher, der Uhrmacher, der Schornsteinfeger, der Glaser eine besondere Rolle. Besonders berühmt ist unter diesen Liedern das von den Liebesabenteuern mit der Markgräfin, welches kaum in einer Volksliedersammlung fehlt. Es scheint von den Niederlanden nach Deutschland gewandert zu sein, da es bereits 1544 im Antwerpener Liederbuch aufgezeichnet ist (m. vergl. Hoffmann, Horae belgicae 11 u. 2). Nach der ältesten hochdeutschen Fassung unseres Liedes (1582 im Frankfurter Liederbuch erschienen) besteht an Stelle eines Zimmergesellen ein Schreiber das Liebesabenteuer. Noch später haben andere Handwerker (Schmiede, Faßbinder) den ungemein beliebten Stoff auf sich umgedichtet, bis sich zuletzt noch die Studenten des Stoffes annahmen. In letzterer Fassung findet sich das Lied in Pröhles weltlichen und geistlichen Volksliedern, S. 13, und O. Schade usw., S. 205 f.).

Ein ähnliches Handwerkslied mit Umdichtungen ist:

Der Bäckerjunge und die Kaufmannstochter, umgedichtet auf eine Kaufmannstochter und einen Studenten.

Auch die Faulheit mancher Gesellen wird gerügt („Die lustigen Gesellen“ in O. Schade, S. 219), die Unredlichkeit (Das Lied von den Leinewebern in O. Schade, S. 237 ff.). Aber der Schneider, der überall und nach allen Seiten gehänselt wird, kommt auch zu Ehren in der berühmten Schneiders Höllenfahrt (O. Schade usw., S. 270 ff., Deutscher Balladenborn, S. 175 f.).

Die letzte Strophe lautet:

Drauf hat der Schneider aufgepackt
Und war ihm erst recht wol.
Er hupft und springet unverzagt,
Lacht sich den Buckel voll,
Sprang eilends aus der Höll
Und blieb ein Schneidergsell.
Drum holt der Teufel kein Schneider mehr,
Er stehle so viel er wöll.

Ein gesundes soziales Empfinden spricht sich in diesem gerechten Abwägen von Lob und Tadel der einzelnen Handwerke aus. Diese Analyse der einzelnen Handwerker ist dem älteren deutschen Volksliede namentlich eigen.

Mehr von der Höhe allgemein philosophischer Lebensauffassung beurteilt das französische Volkslied die soziale Frage, wenn es voll Selbstgefühl den armen Arbeitsmann preist:

Il n'est ni roi, ni prince,
Ni duc, ni seigneur,
Qui n'vive de la peine
Du pauvre laboureur.

(Mélusine 1878, S. 46; Tiersot, Hist. de la chanson pop. en France 155.)

Diese Tonart hat das Volkslied in unserer Zeit auch in Deutschland weiter ausgebildet, aber manchmal in echt volkstümlicher Weise, wozu die passende Melodie meist bereits vorhanden war oder mit geringer Mühe aus dem reichen Volksschatz umgemodelt wurde. Einige Proben aus dem Wuppertal, also einem der ersten Industriebezirke

Deutschlands, mögen dies näher dartun. Dieselben entstammen direkt der Arbeiterbevölkerung. Literatur über dieselben vermag ich nicht nachzuweisen.

1. O Vater, lieb' Vater, komm' jetzt mit mir heim,
Es schlägt auf dem Turme schon eins.
Du sagtest, kämst gleich nach der Arbeit nach Haus,
Denn Brot ist im Hause ja keins.
Das Feuer erlosch, die Stube ist kalt,
Im Finstern harrt Mutter auf dich.
Sie hat unsern todkranken Benny im Arm
Und niemand zur Hilfe als mich.
Komm heim! Komm heim!
Komm heim! Komm heim!
O Vater, ich bitt' dich, komm heim!

2. O Vater, lieb' Vater, komm' jetzt mit mir heim,
Es schlug auf dem Turme schon zwei.
Die Nacht wird stets kälter, der Benny ist schwach
Und fragt, wo der Papa wohl sei.
Die Mama meint gar, es ging' mit ihm aus
Eh's wiederum Morgen wird sein,
Drum läßt sie dir sagen: O komm jetzt heim,
Sonst siehst du dein Kind hier nicht mehr.
Komm heim! usw.

3. O Vater, lieb' Vater, komm' jetzt mit mir heim,
Es schlägt auf dem Turme schon drei.
Daheim ist's so schaurig, die Zeit wird so lang,
Komm, stehe der Mama doch bei.
Sie weinte gar sehr, denn Benny ist tot,
Ihn holten die Engelein sanft,
Indes er noch rief, lieber Vater, nach dir,
Er wollte dir sagen Gut' Nacht.
Gut' Nacht usw.
Er wollte dir sagen Gut' Nacht.

Kein Mutterhaus.

Mündlich aus Elberfeld.

1. Kein Heimatland, kein Mutterhaus,
Stets einsam und verlassen,
Irr' ich umher, jahrein, jahraus,

Kaum weiß ich es zu fassen.
Schon in der früh'sten Jugend
War ich jeder Mutterliebe bar;
Kein Mütterlein, das mir die Stirne küßt,
Das freundlich gegen mich gewesen ist;
Nur fremde Leute, die da hart und kalt;
Statt Mutterlieb' erzog mich die Gewalt.
O, wie beneide ich die Andern da,
Die lustig sprangen her um die Mama.
Ich weinte still und sprach dann ein Gebet:
Wenn ich noch eine Mutter hätt'!

2. Und als ich zog zum Militär,
Wie war es da den Andern!
Wie war der Abschied ihnen schwer,
Vom Hause fort zu wandern!
Man blies zum Abschied das Signal,
Und alles küßt' sich noch einmal:
So leb' denn wohl, geliebtes Mütterlein!
So hört' ich rings die Kameraden schrei'n.
Die Mutter aber litt ja herbe Not,
Sie weint' vor Kummer sich die Augen rot.
Mir war dabei so sonderbar im Sinn,
Mir reicht' kein Mensch die Hand zum Abschied hin;
Und traurig riß ich mich von jener Stätt':
Wenn ich noch eine Mutter hätt'!

3. Und als mich faßt' der Sehnsucht Qual,
Griff ich zum Wanderstabe,
Und sucht' und suchte überall
Der Heimat süße Labe.
So kam ich denn zu Weihnachten
In einem kleinen Örtchen an;
Ich sah die Kerzen und den Tannenbaum,
Und Wehmut faßte mich, man glaubt es kaum.
Ich floh bis in die Nähe, wo ich, sonderbar,
Allein auf einem Gottesacker war.
Hier war mein Glück, hier war mein Sinn;
O schnöde Welt, du stießest mich zurück,
Und traurig riß ich mich von jener Stätt':
Wenn ich noch eine Mutter hätt'!

Am Grabe sitzt ein Kind und weint.

1. Am Grabe sitzt ein Kind und weint,
Die Augen, die sind rot.
Die Eltern ruhen hier vereint,
Die Eltern, die sind tot.

2. Es zierte hier kein Leichenstein;
Die Armut war so groß.
Es blühte ein Vergißnichtmein:
Das war des Kindes Trost.

3. Ach, liebster Vater! rief sie aus,
Ach, liebste Mutter! komm;
Ach, liebster Vater! rief sie aus,
Ach, liebste Mutter! komm!

4. Sie trug ein Kränzlein in der Hand
Von frischem, grünem Moos.
Sie legt' es auf des Grabes Rand
Mit wehmutsvollem Blick.

5. Da öffnet' sich die Leichengruft,
Und eine Stimme rief:
Komm zu uns, liebes Kindelein,
Komm zu uns in die Gruft.

6. Die Eltern rücken jetzt beiseit',
Das Kind in ihrer Mitt';
Hier ruht ein armes Waisenkind,
Erfüllt ist seine Bitt'.

Es verliebte sich ein Jüngling.

Aus Solingen.

1. Es verliebte sich ein Jüngling,
Kaum erst achtzehn Jahre alt,
In ein Mädel, was vorbei ging,
Schön und reizend von Gestalt.

2. Und der Jüngling sprach ganz leise:
Es gescheh' kein Unrecht dir;
Du alleine machst mich glücklich,
Nimm mein Herz, ich schenk' es dir.

3. Und sie wurden nun verbunden
Durch des Priesters heil'ge Hand. — —
All die Liebe war verschwunden,
Als man sie im Ehstand fand.

4. Täglich wurd' es immer schlimmer,
Alles wimmert um sie her;
Und die Kinder schrieen immer:
„Ach, Vater, es hungert uns so sehr!"

5. Ist der Mann des Lebens müde,
Eilet er den Wellen zu:
„O, ihr Wellen, schafft mir Frieden,
O, ihr Wellen, schafft mir Ruh!"

6. Drum ihr hübschen, jungen Leute,
Heirat't einfach nicht zu früh,
Denn die Sorgen komm'n beizeiten,
Und der Tod, der kommt zu früh.

Eines Kommentares können diese Lieder entbehren.

In anderem Sinne dachte und dichtete das Volk vordem in deutschen Landen über den wichtigsten Punkt der sozialen Frage. Schon im Mittelalter ist es nach der Anschauung des deutschen Volksliedes die Pflicht der Bemittelten, Not und Armut zu lindern. In unzähligen Sagen und Liedern wird der hartherzige Reiche des Teufels Beute und ihm ein ruheloses Dasein nach dem Tode beschieden. Immer wieder mahnt das Volkslied die Reichen, den Armen das notwendige Brot zu reichen, um den Strafen des Dies- und Jenseits zu entgehen (Erk-Böhme, Liederhort I, 624; Luzel, Gwerzion I, 85: deutsche und bretonische Auffassung). Ähnliches läßt sich als französische, katalonische usw. Anschauung des Volkes in seinen Liedern nachweisen. Die frommen Armen ihrerseits bauen felsenfest auf Gottes Hilfe:

Gott hat uns heut gespeiset,
Er speist uns morgen auch.

(Scherer, Jungbrunnen, 131).

O. Böckel (Psychologie usw., S. 224) sagt darum: „Auch hier spüren wir wieder das Wehen jenes wohltätigen Geistes, der die Volksdichtung zum guten Genius der Völker gemacht hat, der sie tröstete und in trüben Tagen aufrichtete. Reichtum allein gilt in der Volksdichtung gar nichts, das

Glück des Menschenlebens liegt in der Schaffensfreude und in der Schaffenskraft."

Darum besingt das Volkslied immer wieder das alte Thema von der Wahl des Burschen zwischen einem armen und reichen Mädchen; aber er wählt immer die Arme und singt keck und wohlgemut:

Denn Geld und Gut ist bald verzehrt,
Dann hat die Lieb' ein Ende;
Wir beide, wir sind noch jung und stark
Und könn'n uns noch was verdienen.
(Böckel, 225.)

Am Niederrhein sang man aber noch vor kurzem, zwar etwas derb, aber ehrlich:

Beim Gelde schlaf ich nicht.

In der obigen Strophe gibt das Volkslied auch das rechte Arkanum wider die Armut an: die Arbeit. Aber wer durch sie gesunden will vom Elend der sozialen Frage, der muß sie freudig und willig angreifen, wie der Bursche und sein armer Schatz.

Das Volkslied berichtet, trotz des großen Optimismus, der ihm so gerne innewohnt, und der uns sein edles Wesen so lieb und teuer macht, vielfach von einem unglücklichen Lebensende. Tragische Ausklänge hat es vielfach behandelt; aber in aller Tragik klingt doch ein versöhnendes Moment hindurch: der Ausblick auf Gottes Barmherzigkeit und auf ein besseres Dasein im Jenseits. Auf diese Grundakkorde sind manche Volkslieder gestimmt, denn diese Anschauungen entsprechen dem Empfinden des Volkes, das nicht in subtiler Philosophie sich selbst den letzten Trost nimmt, sondern mehr gefühlsmäßig auf Besseres hofft, wenn Not und Tod das irdische Dasein verkümmern. Die Lilie wächst darum auf dem Grabe unglücklich Liebender, sie, das Symbol der Unschuld, von der Kirche geadelt. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht" klingt mit den Worten aus:

Auf ihrem Grab Blaublümlein blühn,
Umschlingen sich treu wie sie im Grab,
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret.

Oder ein Glöcklein läutet und kündet den himmlischen Trost in dem Volksliede von den zwei Königskindern:

Da hört man ein Glöcklein läuten,
Da hört man Jammer und Not,
Hier liegen zwei Königskinder,
Die sind alle beide tot!

Unschuldig vergossenes Blut schreit um Rache und findet sie:

Es stund kaum an den dritten Tag,
Ein Engel kam vom Himmel:
Man sollt' den Knaben nehmen ab,
Sonst würd' die Stadt versinken.

Es stund kaum an ein halbes Jahr,
Der Tod, der ward gerochen:
Es wurden mehr denn dreihundert Mann
Um's Knaben willen erstochen.

Wer ist, der uns dies Liedlein sang?
So frei ist es gesungen;
Das haben getan drei Jungfräulein
Zu Wien in Österreiche.

(Schluß aus „Das Schloß in Österreich".)

Nicht nur das deutsche Volkslied, aus dessen unerschöpflichem Born wir noch viele Beweise erbringen könnten, liebt einen versöhnenden Ausklang, sondern auch das holländische (Antwerpener Liederbuch 23), das französische (Ulrich, franz. Volkslieder, 60, 61), das ungarische (Aigner, Ungarische Volksdichtungen, 135, 142), das bretonische (Luzel, Gwerzion II, 497) usw.

Das Volk faßt in seinen Liedern die soziale Frage in einer seinem ganzen, echten Empfinden entsprechenden Weise auf und weiß, von vereinzelten neuzeitlichen Erscheinungen abgesehen, den rechten Trost zu spenden, der die Seele erhebt und stählt, der den Blick im äußersten Notfalle auf die Vergeltung lenkt, welche das Abscheiden von der Welt bringt (m. vergl. d. Verf. Abhandlung über den Volksglauben im Bergischen an die Fortdauer der Seele nach dem Tode im Archiv für Religionswissenschaft, IV, 305 ff.). Was dort, namentlich am Schluß behauptet wird, entspricht nicht nur dem Empfinden eines einzelnen Volksstammes, sondern in der Anschauung von einer sittlichen Vergeltung dem Empfinden unseres ganzen deutschen Volkes und vieler

Nachbarvölker. Die Lehre von einer zukünftigen Vergeltung aber, welche heilig und hehr über die irdischen Verhältnisse richtet, die jedes Unrecht sühnt, schreckt den Bösewicht von seinem Vorhaben ab, mahnt den sozial schwächer Gestellten zum Ausharren unter der Erwartung eines vollen Ersatzes. Dann können, ganz aus dem Empfinden des Volkes gesprochen, die Überlebenden beim Hinscheiden des geliebten Angehörigen ausrufen: „Es ist nicht Tod, sondern Leben!“

Das ist die im Volkslied begründete Lösung der sozialen Frage.

XVI. Volkslied und volkstümliches Lied.

Es ist ein noch unausgetragener Streit, ob das volkstümliche Lied immer und unter allen Umständen vom Volksliede zu unterscheiden sei oder nicht. Zieht man die letzten Konsequenzen aus der in der Neuzeit immer mehr durchdringenden Anschauung über das Wesen und den Begriff des Volksliedes, so muß das volkstümliche Lied allerdings dem Volksliede in vielen Fällen zugezählt werden, da die Unkenntnis des Namens des Dichters durchaus nicht maßgebend für den Charakter des Volksliedes ist. Es ist zweifellos, daß einst auch von Gebildeten der verschiedensten Stände Lieder gedichtet wurden, welche heute von den strengsten Kritikern als vollwertige Volkslieder betrachtet werden. Manches echte Volkslied dagegen, das „besonders gut abgerundet“ ist, nähert sich mehr oder weniger dem volkstümlichen Liede des Kunstdichters, dessen Bemühen darauf gerichtet ist, in der Art des Volksliedes zu dichten. Wird ein solches Kunstlied von einer ansprechenden, leicht ins Ohr fallenden und leicht faßbaren Melodie getragen, so ist ihm der Eingang in die breiten Volksmassen gesichert; es entspricht dann allen Anforderungen eines Volksliedes, welches ein Volksgenosse bei einer bestimmten Gelegenheit aus der Stimmung seiner Umgebung heraus als deren Gefühlsausdruck in Verse kleidete.

Verfolgen wir den historischen Werdegang des volkstümlichen Liedes unter Benutzung der Einleitung von Hoffmann von Fallersleben zu seinen volkstümlichen Liedern.

Wir müssen nochmals auf Herder zurückgehen. Durch seine Bemühungen wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Volkslieder gelenkt und zwar im denkbar weitesten Rahmen: auf die Volkslieder aller Völker und aller Zeiten. Dabei blieb es jedoch nicht, sondern das Volkslied und seine genauere Kenntnis wirkte andererseits befruchtend auf die Dichter ein, welche damit den hohen poetischen Gehalt des Volksliedes anerkannten. Sie bestrebten sich infolgedessen, ihre Lieder in der ganzen Art den Volksliedern anzupassen, etwas Ähnliches hervorzubringen. O. Böckel (Psychologie usw., S. 206) bemerkt: „Als erlösende Kraft hat sich die Volksdichtung nicht bloß an einzelnen Personen, sondern an ganzen Literaturen bewährt. Am Volkslied hat sich die neue deutsche Lyrik von Goethe bis Martin Greif verjüngt und gelabt.“

Ganz ähnlich sieht Georg Scherer die Sache an. Er schreibt: „Im Volksliede wohnt eine unerschöpfliche Fülle poetischer Anschauung und Kraft. Mehr als einmal hat die Kunstpoesie, wenn es in ihrem Brunnen fehlte, aus dem reichen Born des Volksliedes geschöpft, und ihre eigenen trüben Weisen in seiner dunkelgrünen Flut geklärt. Das Volkslied selbst aber bedarf zufolge seiner nie rastenden Bildungsfähigkeit wiederum der Teilnahme des ganzen Volkes; alle Stände müssen es pflegen, wenn es zu voller Entfaltung seiner edelsten Keime gelangen und nicht in einseitiger Pflege des Rohen in Verwilderung untergehen soll.“ Man vergl. auch Fr. Linnig in seiner Vorschule der Poetik und Literatur (S. 240—253).

So entstand das volkstümliche Lied. Zunächst war es der Göttinger Hainbund, der volkstümliche Lieder schuf, Lieder, die teilweise Allgemeingut des deutschen Volkes wurden, wozu singbare, ansprechende Melodien wesentlich beitrugen.

Doch schon vor dem Hainbund sind Dichter in Deutschland erstanden, welche ebenfalls volkstümliche Dichtungen geschaffen haben, zwar nicht in der Fülle, wie die Glieder des Hainbundes, aber auch durch andere Einflüsse bewogen.

Es sind die Glieder der ersten schlesischen Schule: Opitz, Dach, Flemming, Paul Gerhardt. Wir dürfen von ihnen durchweg annehmen, daß die unmittelbare Einwirkung des Volksliedes sie zu ihren volkstümlichen Liedern stimmte, die vielfach „lebendige Anklänge an den Volksgesang“ verraten. Die Wahrheit des Gefühls in ihren Liedern ist es namentlich, welche sie volkstümlich gemacht und ihnen des Volkes Liebe bisher treu bewahrt hat. „Ännchen von Tharau“ ist das beliebteste Lied dieser Periode.

Aber durch Herders Anregung entstand eine ganz neue Art der Dichtung, welche die Beziehungen zum klassischen Altertum endgültig abbrach, aber auch auf die Stoffe aus der germanischen Götterwelt Verzicht leistete. Das Bestreben dieser Dichter war vielmehr darauf gerichtet, in „Form, Gefühl und Gedanken“ ausschließlich deutsch zu sein. Die Blütezeit dieser Poesie waren die 70er und 80er Jahre des 18. Jahrhunderts.

Als willkommene Mittel zur Verbreitung dieser Lieder boten sich die seit 1770 immer mehr auftauchenden Musenalmanache an, welche zwar in erster Linie die Kenntnis dieser Lieder bei den höheren Ständen vermittelten, aber auch in den Mittelstand eindrangen, um dann durch die unzähligen fliegenden Blätter den Weg in die breitesten Volksschichten zu finden.

Das Volkslied wurde durch diese Lieder nicht verdrängt; man behielt es vielmehr bei und brachte es auf den fliegenden Blättern neben den volkstümlichen Liedern zum Abdruck.

Die Verbreitung der volkstümlichen Lieder war auf diesem Wege durchaus von Erfolg gekrönt. Das erkannten sowohl die, welche das Volk für die Schönheiten der Poesie in jeglicher Form empfänglich zu machen suchten, als auch diejenigen, welche die sogenannte Volksaufklärung auf ihre Fahne geschrieben hatten. Diese Aufklärungspartei rekrutierte sich vorzugsweise aus der Gelehrtenwelt, aus dem geistlichen Stande und aus den Reihen der Staatsbeamten. Der Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai, der Herausgeber der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ stand an ihrer Spitze. Ihre Devise war: „Aufklärung in allen Ständen,

und Anpreisung und Verbreitung des Gemein-Nützlichen". Allem, was nach Aberglauben und Wunderbarem aussah, was nicht mit den Sinnen wahrnehmbar war, das wurde unbarmherzig angegriffen und mit allen Mitteln des Verstandes und Witzes bekämpft. Selbst in der Dichtung galt nur die nüchternste Nützlichkeitstheorie. „Das Schöne um des Schönen willen" fand bei ihnen keine Anerkennung. Der Selbstzweck des Schönen wurde achtlos beiseite geschoben, ja mit beißendem Spotte verfolgt. Nach ihrer Ansicht hatte jede Poesie ihren Zweck verfehlt, welche nicht einen sittlichen oder nützlichen Zweck verfolgte. Es kann und soll gewiß nicht geleugnet werden, daß manche Volkslieder nicht sauber sind, derbe Worte anwenden usw.; daß viele derselben einen innern, logischen Zusammenhang vermissen lassen, weil das Sprunghafte eins ihrer wichtigsten Merkmale ist, viele derselben aber auch aus Bruchstücken der verschiedensten Art und aus entlegenen Zeitaltern zusammengesetzt sind; daß in manchen Volksliedern kein tiefer Gehalt zu finden ist. Bei objektiver Prüfung wird man aber doch finden, daß diese Mängel und Gebrechen des Volksliedes gegen die Schönheiten und Vorzüge desselben gar nicht aufkommen; daß auch die Zahl dieser anfechtbaren Lieder immerhin verhältnismäßig gering ist. Es muß eben auch bei der Betrachtung des Volksliedes beherzigt werden, daß da, wo viel Licht ist, auch Schatten zu finden ist. Alle diese Erwägungen hätten auch dem Eifer gegen das Volkslied Zügel anlegen sollen, hätten das radikale Vorgehen mäßigen müssen. Aber Objektivität mangelte Nicolai und seinen Anhängern. Als man glaubte, die Bestrebungen der volkstümlichen Dichter lächerlich gemacht zu haben, sollten auch ihre dichterischen Produkte mit aller Macht verdrängt werden. Dies glaubte man zuwege zu bringen, wenn man Lieder dichtete, in denen das Gefühl möglichst zurückgedrängt wurde; Lieder, in denen die Welt von einem möglichst niedrigen Standpunkt aus betrachtet wurde, bar alles idealen Schwunges. Philisterhaftigkeit sollte sich dagegen breit machen und des Volkes Empfinden in ähnliche Bahnen lenken, jeder Genuß am Schönen aber verkümmern. Diesem Bestreben gibt der Gnom im „Prolog zum Großen Magen" (Leipzig 1815) Ausdruck mit den Worten:

Und so muß man's immer weiter treiben,
Für den dummen Teufel, das Volk, brav schreiben;
Leider gibt's da noch Unkraut die Menge,
Den Eulenspiegel, die alten Gesänge,
All der Unrat gedruckt in diesem Jahr,
Das verdreht den Leuten die Köpfe gar,
Wollen's mildheim'sche Liederbuch noch nicht goutieren,
Die Moralien beim Misten und Hofieren,
Mögen's nimmermehr für Volkslieder halten
Und singen immer noch die alten.

Das hier genannte „Mildheimische Liederbuch von 518 lustigen und ernsthaften Gesängen über alle Dinge in der Welt und alle Umstände des menschlichen Lebens, die man besingen kann", wurde im Jahre 1799 von R. Z. Becker herausgegeben. Schon die Einteilung des Buches läßt über die Tendenz desselben keinen Zweifel aufkommen:

1. Die Natur außer und um den Menschen in ihrer Herrlichkeit (Wolken, Regen, Hagel, Insekten usw.)

2. Der Mensch nach seinem Lebenszweck, seinen Eigenschaften, Pflichten, Tugenden usw.

3. Der Mensch im häuslichen und gesellschaftlichen Leben (Kirmeslieder, Neujahrslieder usw.).

4. Der Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft nach den verschiedenen Ständen, Geschäften und Gewerben.

Einige Proben werden das Werk illustrieren.
Der Fleischer singt:

1. Mit Blut bespritzt, mit Messern scharf
Und Beilen schwer versehen,
Kann ich dem tapfersten Soldat
Mutvoll zur Seite stehen.

2. Zwar hab' ich nichts mit Menschenblut
Im Schlachtgewühl zu schaffen:
Das Kalb, das Schwein, das sanfte Schaf
Stirbt nur von meinen Waffen.

3. Ein braver Fleischer mag das Vieh
Wohl schlachten, doch nicht quälen;
Und am Gewichte läßt er nie
Auch nur ein Quentchen fehlen.

Ebenso hausbacken präsentiert sich der Schornsteinfeger:

Pech — kohlenrabenschwarz bin ich!
Doch könnt' ich weiß sein, wenn ich wollte,
Denn ich bin nicht so fürchterlich,
Als mancher Mensch wohl denken sollte:
Stell' ich gleich einen Teufel für,
So hält's ein Engel doch mit mir usw.

Der Scherenschleifer singt:

Mein Magen leid't auch keine Not
Beim ungedeckten Tisch.
Ein gutes Bier und schwarzes Brot
Das hält gesund und frisch.
Wie manchen feisten Bachussohn
Plagt Wind und Indigestion.
Scher', schleif! usw.

Der Töpfer:

An ihn (Gott) denk' ich bei meiner Scheibe.
So leicht ich sie im Kreise treibe,
So leicht dreht er den Erdenball
Und ferne Welten ohne Zahl.
Ich fühl' die Schwäche, die mich drückt,
Da mir so mancher Topf mißglückt.

Schon vor Becker hatten es die Philanthropen versucht, die Jugend zu gewinnen. Chr. H. Wolke gab 1782 in Dessau „Zweihundert und zehn Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer Fröhlichkeit" heraus. In der Vorrede heißt es: „Wann ich abänderte? wenn ein Lied bloß zum Vergnügen aufmunterte, so suchte ich auch Gedanken an Pflicht und Arbeit hineinzuflechten, z. E. in 111 (Meines Lebens wert zu sein), ferner, wenn der traurige, in so vielen geistlichen Liedern und im gemeinen Leben vorkommende altjüdische Gedanke: Mensch, du bist Erde und sollst wieder zur Erde werden, vorkam, so setzte ich den christlichen, tröstlichen und wahrlich auch poetisch schöneren, der uns an die selige Unsterblichkeit erinnert. Z. E. S. 29. (Wer wollte sich mit Grillen plagen) in der voruntersten Zeile des trefflichen Liedes von Hölty wurde E n g e l aus A s c h e. Ich ließ vieles weg, weil ich die Lieder der Liebe und Wollust allen un-

verheirateten jungen Leute für gefährlich und schädlich halte, da die Lesung derselben sie antreibt, Dinge zu wünschen, die sie nicht finden können, oder deren Genuß Torheit, Mittel zu ihrem Unglück, und ein bürgerliches Verbrechen wäre, also sie unruhig und auch schon ohne Genuß elend machen könnte" usw.

Das dürfte hinreichend zur Charakterisierung dieses Buches sein.

Wolke hatte die Jugend der Vornehmen im Auge. A. L. Hoppenstedt gab aber eine Sammlung „Lieder für Volksschulen" im Jahre 1793 heraus (Lieder von der Schule überhaupt, Lieder christlicher Weisheit und Tugend, Lieder frommer Fröhlichkeit für allerlei Alter, Zeiten, Stände, Geschäfte und Gelegenheiten). Dieses Buch fand Anerkennung und Verbreitung.

Diesen grundlegenden Sammlungen folgten viele andere, welche größtenteils mit weniger Geschick und Geschmack zusammengestellt waren.

Die Kritik stellte sich diesen Sammlungen von volkstümlichen Liedern gegenüber auf eine unnahbare Höhe. Sie wollte nur „gelehrte Poesie, die ererbte Kunstlyrik gelten lassen".

Bürger ließ sich unter anderm mit folgenden Worten (1776) aus: „Ich hemme meine Herzensergießung mit dem Wunsche, daß doch endlich ein deutscher Percy aufstehen, die Überbleibsel unserer alten Volkslieder sammeln, und dabei die Geheimnisse dieser magischen Kunst mehr, als bisher geschehen, aufdecken möge. Öfters hab' ich zwar schon mündlich diesen Wunsch meinen Freunden geäußert, und gesagt, er sollte weiter fortgepflanzt, und irgend wer veranlaßt werden, ihn auszuführen. Allein bisher noch vergebens! Unter unsern Bauern, Hirten, Jägern, Bergleuten, Handwerksburschen, Kesselführern, Hechelträgern, Botsknechten, Fuhrleuten, Trutscheln, Tyrolern und Tyrolerinnen kursiert wirklich eine erstaunliche Menge von Liedern, worunter nicht leicht eins sein wird, woraus der Dichter fürs Volk nicht wenigstens etwas lernen könnte. Manche davon, so ich gehört, hatten im Ganzen, viele in einzelnen Stellen wahres poetisches Verdienst. Ein Gleiches versprech' ich mir von weit mehreren, so ich nicht gehört habe. So eine Sammlung von einem Kunstverständigen, mit Anmer-

kungen versehen! — Was wollt' ich nicht dafür geben! — Zur Nachahmung im Ganzen und gemeinen Lektüre wäre sie freilich nicht; aber für die Kunst, für die einsichtsvolle Kunst würde sie eine reiche Fundgrube sein. Nur die Poetenknaben müßten vor allen Andern ihre, Alles betappenden Fäuste davon lassen, oder mit dem güldnen Plectrum eins drauf haben."

Im Jahre 1789 schrieb Bürger in der Vorrede zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte: „Wenn ich wirklich, was man mir bisweilen nachgerühmt hat, ein Volksdichter bin, so habe ich dies schwerlich meinen Hopp Hopp, Hurre Hurre, Huhu usw., schwerlich diesem oder jenem Kraftausdrucke, den ich vielleicht nur durch einen Mißgriff aufgefischt, schwerlich dem Umstande zu verdanken, daß ich ein Paar Volksmärchen in Verse und Reime gebracht habe. Nein, dem unabhängigen Bestreben nach den vorhin g-nannten Tugenden muß ich's zu verdanken haben; dem Bestreben, daß dem Leser sogleich Alles unverschleiert, blank und bar, ohne Verwirrung, in das Auge der Phantasie springe, was ich ihm anzuschauen, das Alles sogleich die rechte Seite seiner Empfindsamkeit treffe, was ich ihm habe zu empfinden geben wollen. — — So kann ich doch nicht aufhören, die Poesie für eine Kunst zu halten, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte, als solche, sondern für das Volk geübt werden muß. In den Begriff des Volkes aber müssen nur diejenigen Merkmale aufgenommen werden, worin ungefähr alle, oder doch die ansehnlichsten Klassen übereinkommen. Ich glaube mit nichten, daß dieser Begriff schimärisch oder für den Dichter unfruchtbar sei, wiewohl ich ganz und gar die Folgerung nicht so weit getrieben haben will, daß nun jedes Gedicht jedermann in gleichem Maße verständlich und behaglich sein soll. — Mit gutem Vorbedachte gebe ich daher alles, was ich nicht populär, nicht innerhalb des allgemein anschaulichen und empfindbaren poetischen Horizontes gedichtet habe, wenn auch nicht gerade als Fehler, dennoch als etwas preis, woran ich selbst am wenigsten Wohlgefallen habe."

„Bürger wurde nicht verstanden," sagt Hoffmann von Fallersleben, „und man wollte ihn auch wohl nicht verstehen. Nicolai wenigstens machte sich über den Daniel Wunderlich lustig, indem er als Daniel Säuberlich in einer

lächerlichen Schreibung und Sprache, die altertümlich sein sollte, die von Gabriel Wunderlich gesungenen Lieder als „Eyn feyner kleyner Almanach“ 1777 und 1778 mit Vorreden herausgab. Daß Nicolai bei Veröffentlichung dieser alten und neuen Lieder einen Nebenzweck hatte, gesteht er selbst.“ Er schrieb am 5. Juni 1777 an Lessing: „Mein Almanach hat freilich eine sehr ernsthafte Seite, nämlich einige der Toren, die jetzt tun, als ob alle Weisheit und Gelehrsamkeit nicht eines Bischen Mutterwitzes (das sie Genie taufen), und alle Poesie nicht der Tyroler und Hechelträger wert wäre, wo möglich, klug zu machen, oder diesen Herren, welche wähnen, es dürfe sich niemand an sie wagen, gerade in die Zähne zu lachen.“

Herder teilte in gewissem Sinne das Schicksal Bürgers. Nachdem er im Jahre 1773 seine Ansichten über Volkspoesie (Von deutscher Art und Kunst) geäußert hatte, ließ er 1778 und 1779 in zwei Bänden seine „Volkslieder“ erscheinen, hielt es aber für angemessen, in Anmerkungen und Nachschriften sein Vorgehen zu rechtfertigen. So sagt er an einer Stelle: „Schiefen Urteilen vorzubauen, noch ein paar Worte! Der Sammler dieser Lieder hat nie, weder Muße noch Beruf, weder Sinn noch Absicht gehabt, ein deutscher Percy zu werden; die Stücke, die sich hier finden, hat ihm entweder ein günstiger Zufall in die Hände geführt, oder er hat sie, da er andere Sachen suchte, auf dem Wege gefunden. Noch weniger kann es sein Zweck sein, regelmäßigere Gedichte oder die künstlichere nachahmende Poesie gebildeter Völker zu verdrängen: denn dies wäre Torheit oder gar Unsinn. — — Zum Volkssänger gehört nicht, daß er aus dem Pöbel sein muß, oder für den Pöbel singt; so wenig es die edelste Dichtkunst beschimpft, daß sie im Munde des Volkes tönet. Volk heißt nicht der Pöbel auf den Gassen, der singt und dichtet niemals, sondern schreit und verstümmelt.“

Durch Herder angeregt folgte dann die Zeit der Sammlung deutscher Volkslieder. Wir brauchen nur Namen wie Achim von Arnim, Clemens Brentano, Büsching, von der Hagen zu nennen.

In dieser Zeit war es eigentlich naheliegend, daß den volkstümlichen Liedern keine Beachtung geschenkt wurde. Die große Menge derselben erschwerte dazu die wissen-

schaftliche Durchforschung. Aber ins Volk waren sie in großer Menge gedrungen, wozu die Komponisten, Zeitschriften, Almanache, fliegende Blätter, unzählige Liederbücher aller Art redlich beigetragen hatten. Dabei war es ihnen vielfach wie den echten Volksliedern ergangen: sie waren mannigfachen Abänderungen, Kürzungen und Erweiterungen ausgesetzt. E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 326 f.) bemerkt darüber: „Wie diese volkstümliche Dichtart das Volkslied meisterte, so meisterte auch wohl andererseits das Volk mit Glück jene, selbst Uhlands guten Kameraden. Es tastete die erste Strophe nicht an, aber es verbesserte die zweite folgendermaßen:

Die Kugel kam geflogen!
Gilt sie mir oder gilt sie dir?
Ihn hat sie weggerissen,
Er lag mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Es ließ die ganze dritte Strophe fahren, vielleicht als nicht ganz verständlich. Ist nicht auch mit den Worten: als wär's ein Stück von mir der höchste Ausdruck des Schmerzes erreicht? Das Gedicht ist knapper, einheitlicher, fast wirkungsvoller geworden."

Einen Ansatz zur wissenschaftlichen Erforschung der volkstümlichen Lieder versuchte das „Akademische Liederbuch", 1. Bd. Dessau und Leipzig 1782. Denselben Weg beschritt „Neues Liederbuch für frohe Gesellschaften", dessen 4. Aufl. im Jahre 1821 zu Nürnberg erschien und andere. Aber groß ist der wissenschaftliche Wert aller dieser Sammlungen nicht.

Hoffmann von Fallersleben hat nach dieser Seite bahnbrechend gewirkt. In den Weihnachtstagen des Jahres 1856 schrieb er in der Vorrede zu seinen volkstümlichen Liedern: „Es ist nun nachgerade Zeit, das Versäumte nachzuholen und so auch den volkstümlichen Liedern diejenige Beachtung zu gewähren, die sie nächst den Volksliedern verdienen. Sind sie doch die eigentliche neuere Volkslitteratur, denn von aller deutschen Dichtung sind nur sie ins ganze Volk gedrungen und sein wirkliches Eigentum geworden. Mancher Deutsche weiß weiter nichts von schöner Litteratur als diese Lieder, die er teils in der Schule gelernt hat,

teils später als erwachsener Bursch im Soldaten- und Handwerkerstande lernt. Was er singt oder singen hört, gilt ihm für Gemeingut, kein einziges Lied weiß er an einen Namen noch an eine Zeit zu knüpfen. —

Eine Reihe volkstümlicher Lieder, die im Laufe von anderthalb hundert Jahren gedichtet, in Musik gesetzt und gesungen, und in Almanachen, fliegenden Blättern und Sammlungen verbreitet wurden, habe ich nun verzeichnet und das Jahr der Entstehung des Textes und der Melodie, und die Dichter und Komponisten zu ermitteln versucht."

Schon drei Jahre später konnte Hoffmann von Fallersleben die 2. Auflage des Werkes in Druck geben, das beste Zeichen dafür, welchen Anklang dasselbe gefunden hatte. Heute dürften die Ansichten Hoffmanns schon in manchem Punkte eine bedeutende Einschränkung notwendig machen.

Über den gegenwärtigen Stand des Volksliedes verbreiteten wir uns an anderer Stelle. Aus dem Volke sind sie im großen und ganzen verschwunden; das ist leider nicht zu leugnen. Aber sie sind auch aus der Schule verschwunden, wenige Ausnahmen vielleicht abgerechnet. Wo werden innerhalb der Schule, namentlich der Volksschule, noch Volkslieder gesungen! Hier herrscht das volkstümliche Lied entschieden vor, dessen Verdienste keineswegs bestritten werden sollen. Aber neben demselben könnte doch eine kleine Auswahl von echten Volksliedern in den Lehrplan aufgenommen werden, um so die Lust und Liebe zu denselben zu pflegen und zu fördern, um auf diesem Wege Haus und Gemeinde wieder für das Volkslied zu gewinnen. Ist ein solcher Wunsch unberechtigt oder undurchführbar? Unseres Erachtens kaum. Aber welcher Segen würde daraus erblühen!

Man redet heute so viel und so gern von der Pflege der idealen Gesinnung und zielt damit mehr oder weniger bewußt auf die Pflege der Vaterlandsliebe ab. Gibt es nun dankbarere Stoffe für diese Pflege der idealen Gesinnung als das Volkslied! Der stetig zunehmende Mangel an Gefühl könnte auf keine Weise besser behoben werden, als durch die Pflege des Volksliedes. Man muß eine forsche Knabenschar unter Absingung des Volksliedes: „Als die Preußen marschierten vor Prag" über die Straße haben marschieren sehen; wie blitzen da die Augen und wie klappt der Schritt taktmäßig auf das Pflaster! Und die gefühls-

tiefen Volkslieder aus Kindermund! Seliges Entzücken und höchste Lust. Allerdings muß für manche Volkslieder das rechte Verständnis erst geweckt werden, da die Ursprünglichkeit des Fühlens in der Gegenwart oder in der Vergangenheit, als das Volkslied entstand, oft verschieden ist. Aber wenige Worte der Erklärung genügen in den meisten Fällen. Man streife nur nicht mit rauher Hand den zarten Duft von den Blüten unserer Volkslieder.

Nicht nur die Vaterlandsliebe würde gepflegt, sondern echter Natursinn geweckt und gefördert, denn das deutsche Volkslied ist von der Natur abhängig; „bald jauchzt es froh auf, bald klagt es in bitterm Weh. Und an all dem, was so im Innern sich regt, nimmt die Natur als Freundin des Menschen innigen Anteil“ (O. Dähnhardt, Zeitschrift für deutschen Unterricht).

Unsere kurzen Andeutungen haben nur das historische Volkslied und das Naturlied gestreift. Es ließe sich ein Buch über dieses Thema schreiben. Wir müssen es auch hier bei dieser Andeutung bewenden lassen.

Nehmen wir einmal die Sammlung Hoffmanns von Fallersleben (eine treffliche Sammlung gab auch Franz Magnus Böhme 1895 heraus unter dem Titel: Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert) als maßgebend an, und zwar in der dritten von ihm noch selbst besorgten Ausgabe und unterziehen die Lieder einer Prüfung nach der Zeit ihrer Entstehung. Eine solche Prüfung ist lehrreich. Aus der Zeit vor 1770 bringt Hoffmann 26 volkstümliche Lieder, darunter: „Prinz Eugen der edle Ritter“, welches allgemein (ich nenne nur Soltau, Sahr) zu den Volksliedern gerechnet wird.

Von	1770—1779:	109	Lieder.
„	1780—1789:	101	„
„	1790—1799:	83	„
„	1800—1809:	81	„
„	1810—1819:	125	„
„	1820—1829:	83	„
„	1830—1839:	48	„
„	1840—1849:	23	„

Stellen wir das Volkslied zum volkstümlichen Lied in eine Parallele, so ergibt sich, daß das volkstümliche Lied im allgemeinen ein festeres Gefüge besitzt als das Volks-

lied. Es ist ferner logischer aufgebaut. Infolgedessen ist eine so weitgehende Abbröckelung als beim Volksliede nicht möglich; es wird nicht so „zersungen", wie jenes. Das Kecke, Sprunghafte ist ihm nicht in dem Maße eigen, wie dem Volkslied. Auch dieser Umstand trägt dazu bei, seine ursprüngliche Form unangetasteter zu wahren. Aber bedenkliche Anzeichen machen sich auch bei ihm bemerkbar. Immer mehr verliert sich bei der großen Masse der volkstümlichen Lieder, so will uns bedünken, die naive Ursprünglichkeit und unschuldige Kindlichkeit, welche das echte Volkslied auszeichnet, also das „unbewußt Poetische". Ein rührseliger Zug zieht sich durch manches volkstümliche Lied der Neuzeit.

Dem volkstümlichen Liede ist dazu meist nur eine kurze Lebensdauer beschieden. F. M. Böhme (Vorwort zu seinem 1895 erschienenen Buche: Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert) gesteht zu, daß von den von Hoffmann von Fallersleben aufgezählten 1142 als volkstümlich bezeichneten Liedern in der Gegenwart kaum noch 100 im Volke wirklich leben. Das „Lied im Volkston" straft oft seine Bezeichnung Lüge durch seine weichliche Sentimentalität, durch Mangel an echtem Gefühl, durch seichten Witz usw.

„Übrigens zeigt das volkstümliche Lied (E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 327) darin Anzeichen des Alterns, daß die mit Adam Hiller stärker einsetzende volkstümliche Liederkomposition etwa seit 1850, seit Mendelssohns Tode, stockt. Dennoch scheint es das eigentliche Volkslied immer weiter überströmen zu wollen, da die Dichtkunst des Volkes, etwa abgesehen von der bequemen Erfindung der Schnaderhüpfl, fast erloschen ist. Doch nicht überall die Singlust."

So schien es allerdings noch vor wenigen Jahren. Aber eine Wandlung scheint sich anzubahnen und das Volkslied scheint wieder zu siegen. Dank dem Vorgehen des Dr. Pommer in Wien bahnt sich von dort aus eine immer weitergreifende Bewegung zugunsten des echten Volksliedes an, die bereits nach Deutschland übergreift und namentlich nach dem sangesfrohen Rhein ihre Wellen hinüberschlägt. „Glück auf!" möchten wir dem wackern Vorkämpfer und seinen treuen Bundesgenossen zurufen. Diesen edlen Be-

strebungen fehlt schon jetzt der Lohn nicht und wird hoffentlich von Jahr zu Jahr schöner und reicher werden.

Zu den bedeutendsten volkstümlichen Dichtern Deutschlands zählen wir: E. M. Arndt, G. A. Bürger, M. Claudius, W. v. Goethe, Wilh. Hauff, H. Heine, Hoffmann von Fallersleben, Th. Körner, F. von Schiller, Ludw. Uhland (Verzeichnis von Vertonungen Uhlandscher Dichtungen in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied", 7. Jahrg., S. 9 f.), J. H. Voß. In der Neuzeit haben namentlich Eichendorff, Geibel, Scheffel nach dieser Seite Bedeutung erlangt. Hervorragende Komponisten volkstümlicher Lieder sind: Franz Abt, Ludw. van Beethoven, Konradin Kreutzer, Mendelssohn-Bartholdy, Albert Methfessel, W. A. Mozart, J. F. Reichardt, J. A. P. Schulz, Fr. Silcher, K. M. Weber, K. Fr. Zelter.

XVII. Das erotische Volkslied.

J. Sahr (Das deutsche Volkslied, S. 12) schreibt: „Das Volkslied steigt hinab in alle Tiefen des Menschenherzens und hinauf in alle Höhen des Menschengeistes; es scheut das Gebiet der Sinnlichkeit so wenig wie das der Fragen über Gott, Leben und Tod; es dient jedem Feste, jeder Bruderschaft. Die Zunft voller, ja viehischer Zecher, Schlemmer und Faulenzer hat so gut ihre Lieder wie die übermütige Tafelrunde der Martinsgans und wie die zerknirschte Schar fanatischer Geißler, die selig zu werden hoffen, wenn sie das Fleisch kasteien." Abweichender Meinung ist M. Bruinier (Das deutsche Volkslied, S. 139), wenn er von Janhagelliedern redet. O. Böckel (Psychologie usw.) läßt sich auf das erotische Volkslied gar nicht ein. Erotische Volkslieder bringt u. a. schon Simrock in seinen deutschen Volksliedern, von denen er ausdrücklich in den Anmerkungen sagt: „Es fehlt nicht an Liedern, die wie 68, 79, 84, 87, 91 auf die reinste Sinnlichkeit zielen."

Zu umgehen ist das erotische Volkslied unseres Erachtens nicht, schon aus dem Grunde, weil ihm in der Neuzeit eine besondere Beachtung geschenkt und umfassende Sammlungen veranstaltet worden sind, u. a. angeregt von Fr. S. Krauß.

Die vielfach gerühmte „Keuschheit" des Volksliedes kann eben nicht uneingeschränkt aufrecht erhalten werden. Gustav Meyer, E. K. Blümml und andere Forscher haben die Unhaltbarkeit dieser Behauptung in der letzten Zeit erwiesen und dargelegt, daß das erotische Motiv im Leben des Einzelnen wie der Völker sein Recht behauptet. „Freilich tritt nicht jene frivole Lüsternheit dabei zutage, wie sie den Städter und besonders die Mitglieder der höheren, bessern Gesellschaft vielfach auszeichnet, sondern jene naive Sinnlichkeit, jene ruhige, offene Benennung des Gegenstandes mit dem richtigen Wort, wie sie allerorten und zu allen Zeiten beim Landvolke entgegentritt" Blümml (Subskript.-Einladung auf „Erotische Volkslieder aus Deutsch-Österreich"). Man halte noch hinzu, was Eugen Dühren (Neue Forschungen über den Marquis de Sade und seine Zeit, S. 260—262) sagt, um auch unserem französischen Nachbarvolk gerecht zu werden.

Für den wirklichen Forscher auf dem unendlich weit verzweigten Gebiet des Volksliedes ist es unumgänglich, sich auch der erotischen Dichtkunst des Volkes zuzuwenden, „denn nur unter Berücksichtigung aller Seiten der Volksdichtung wird es einst möglich sein, eine echte und wahre Geschichte des Volksliedes zu schreiben."

Es ist nicht zu leugnen, daß das Volk auch die geschlechtlichen Verhältnisse in seiner Poesie berührt, in diesem Landstrich mehr, in einem andern weniger. Dabei ist der Zweck, der mit diesen Liedern verfolgt wird, wohl zu berücksichtigen. Ist die Spinnstube, der Platz unter der Dorflinde und Ähnliches der Schauplatz des Gesanges, wo Jung und Alt sich zusammenfindet, dann zieht das Volk eine sorgfältige Grenzlinie, welche selten vom guten Tone abweicht. Aber die Gasselreime (Reime beim Fensterln) in den Alpen können diese Grenze zu leicht überschreiten und verfallen vielfach in eine Tonart, welche auch manchem Forscher nicht mehr zusagt. Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit den Schnadahüpfln und spanischen Romanzen (auch spanische Gstanzeln).

Gehen wir zum Beweise dessen auf diese einzelnen Arten der erotischen Volkspoesie etwas näher ein, uns namentlich auf die Arbeiten von Blümml, Reiskel usw. stützend.

Der **Gasselreim**, **Gasselspruch** oder **Fensterlreim** ist ein Liebes-, Lob- und Spottreim (Schmeller, Bayr. Wörterbuch I, 945). Er wird vor dem Fenster des Mädchens mehr gemurmelt als gesungen. Dieses Fensterln war vordem sehr verbreitet, ist heute wohl aber in ausgedehnterem Maße nur noch in den Alpen in Übung. Am Niederrhein nannte man das Fensterln die Schluht, in der Schweiz Kiltgang usw. (m. vergl. darüber u. a. Fr. Chr. J. Fischer. Über die Probenächte der deutschen Bauernmädchen; Rochholz, Glauben und Brauch II, 59 ff.; K. Weinhold, Die deutschen Frauen, S. 174). Witz (oft der alten Lügendichtung entlehnt) und Satire sind die Hauptwürze der Gasselreime. Derbe Anzüglichkeiten gesellen sich sehr oft hinzu. Die Sprache ist vielfach hyperbolisch, aber doch so klar und verständlich, namentlich in geschlechtlichen Dingen, daß mancher sich davon angewidert fühlt. Man vergegenwärtige sich auch nur die ganze Situation: ein liebeglühender junger Bursche in dunkler Nacht einsam in unmittelbarer Nähe der Geliebten. Das muß unbedingt Instinkte anregen, die unter anderen Verhältnissen unterdrückt werden. E. K. Blümml hat Gasselreime aus Steiermark in der Anthropophyteia (III, 41 ff.) veröffentlicht, dort auch eine eingehende Literatur derselben zusammengestellt.

Wir sagten vorhin, das Fensterln war vordem sehr verbreitet. Das gilt nicht nur von Deutschlands weitgedehnten, verschieden gearteten Gauen. Auch in vielen anderen Ländern war der Brauch bekannt, z. B. in der Schweiz (Tobler, Schweizerische Volkslieder I; Alemannia IV, 5 f.); bei den moslimischen Serben; dort heißen die betreffenden Lieder Makamen (Fr. S. Krauß, Anthrop. I, 54 ff); in Nord-Schottland (W. Gregor, Echo of the Olden Time, S. 108); in Wales (Rodenberg, Ein Herbst in Wales, S. 66; Brand's Pop. Ant. ed. Carew Hazlitt 2, 56); in Holland (Michelet, Orig. du droit usw. 28); bei den Tartaren und Kurilen (Migne, Nouv. Encycl. Théol. Tom. 37 usw.); auf Borneo (Liebrecht, zur Volkskunde, S. 379).

Schnadahüpfel und Graseltänze sind vielfach miteinander verwandt. K. Reiskel (Anthrop. II, 117) gibt über das Wesen derselben Aufschluß. „Graseltänze sind auch vierzeilige Lieder, die seinerzeit nach dem im Jahre 1818 in Wien hingerichteten Räuber Grasel benannt sein dürften. Johann Grasel, dessen Person mit einem gewissen romantischen Schimmer umgeben war, liebte Wein, Weib und Gesang. Sein Schicksal gab den Stoff zu einer Novelle der Karoline Pichler „Der schwarze Fritz“ und zu einem Romane „Die beiden Graseln“ von Eduard Breier. — — Der Name Grasel ging sogar in die Mundart über, indem ein alter Verführer ein alter Grasel genannt wird, was auf den verhängnisvollen Einfluß des alten Grasel auf seinen Sohn zurückzuführen ist.

Die Volkssänger Lamminger und Lasky machten in den Jahren 1860—1868 in Wien die Graseltänze sehr populär, die dann später in dem Sänger und Theaterdirektor Johann Fürst einen originellen Förderer und Sänger fanden.“

Über die Bedeutung der Schnadahüpfel verbreiteten wir uns früher.

Schnadahüpfel und Graseltänze wurden in Wien gewöhnlich gesungen, wenn die Fidelitas auf einen hohen Grad gestiegen war; daher ihr stark erotisches Gepräge.

Die spanischen Romanzen sind namentlich unter den Wiener Studenten beliebt, vor allen Dingen bei ausgelassenen Festlichkeiten.

Das erotische Element ist in sehr vielen Volksliedern nachzuweisen, zählt man doch neuerdings das volkstümliche (Hoffmann von Fallersleben, Volkstümliche Lieder, S. 77) Goethe'sche Lied: „Ich ging im Walde so für mich hin“ auch dazu. Es ist eine ungeheure Skala, welche die volkstümliche Erotik von einem so fein empfundenen, zum mindesten sehr fein dargestellten Liede bis etwa zu den Außeer und Ischler Schnadahüpfel von E. K. Blümml und Fr. S. Krauß (Der Volksmund, Band VIII) darstellt. Der Spott und die schelmische Neckerei, welche in den Alpengebieten eine besondere Heimstätte haben, regen sich in der zuletzt angezogenen Sammlung von Volkspoesien allerorten. Das ganze Leben der Älpler, namentlich das Liebesleben, zieht

in plastischer Klarheit, ohne jede Prüderie, in den knappen Vierzeilern an uns vorüber.

Den Gipfel der volkstümlichen Erotik erreicht wohl das Wirtshaus an der Lahn. W. Bruinier (Das deutsche Volkslied, S. 141) bemerkt dazu: Da wären wir denn glücklich auf unserer Fahrt vor dem berüchtigten „Wirtshaus an der Lahn" angelangt. Wir gehen nicht hinein. Aber es gehört einmal in die Landschaft hinein, die wir durchwandern. Wir wollen daher nur einen Blick durch die halbblinden, schmutzigen Scheiben werfen. Die Wirtin sitzt am Ofen, die Gäste um den Tisch herum, und alle sind — — —". Im Deutschen Liederhain von Erk-Böhme (II, S. 653) heißt es über unser Lied: „Rheinl. Volkslied wird besonders von Studenten zum Zeitvertreib in der Kneipe gesungen und mag wohl aus Studentenkreisen stammen, darum in allen neueren Kommersbüchern seit 1840. Es stammt jedenfalls aus der Zeit, wo der Fuhrmannsberuf noch ein poetischer war und darum diesem Stande viele Liebesabenteuer angedichtet worden, deren wir schon mehrere zu Anfang des 16. Jahrh. erzählt fanden. — Ein verwandtes Lied mit dreizeiligen Strophen fand ich in Kestner's Handschriften 1809—1814 aufgezeichnet: „Es steht ein Wirtshaus an dem Rhein" usw."

(M. vergl. noch Fuchs, Das erotische Element in der Karikatur, S. 235).

XVIII. Abwege und Ausklänge.

Die ideale Höhe, auf der wir das Volkslied in den meisten Schilderungen kennen lernen, und welche man ihm so gern für immer sichern möchte, wurde ehemals und wird auch heute noch oft verlassen: das Volkslied gerät auf Abwege und verliert sich in unwürdige Ausklänge. Auch dieser wollen wir kurz gedenken.

Hierher zählt zunächst die Parodie, zwar nicht jede Parodie, aber doch die, die sich ans Volkslied hält und dies

in seinen heiligen Gefühlen aufzulösen und ins Lächerliche zu ziehen strebt. Curt Müller hat (in der Zeitschr. d. V. f. Volkskunde XV, 275) eine Reihe parodierter Kirchenlieder aus der Oberlausitz veröffentlicht, z. B.:

Befiehl du deine Wege
Und bleib ein frommer Christ
Und fall mir nicht vom Stege,
Wenn du besoffen bist.

Oder:

Nun laßt uns den Leib begraben,
Der Sänger will de Pfenge haben,
Der Dutengraber schreit anôch:
Für 18 Groschen mach'ch ke Loch.

Der wandernde Fechtbruder hat das bekannte Lied vom Tiroler und seinem Kind in folgender Form umgewandelt:

1. Wenn ich mich nach der Heimat sehn',
Und meine Beine nicht mehr gehn,
Und der Berliner drückt so sehr,
Dann fühl ich's Reisen um so mehr.
2. Wenn ich wohl auf der Landstraß' steh',
Und mich nach mein'm klein' Geld umseh',
Und dann des Abends fechten geh',
Und dann die Herbergsschwester seh'.
3. Komm' ich des Abends müd' und matt
Nach Aachen in die Kaiserstadt,
Und seh' ich da den Brunnen an,
Den man umsonst genießen kann.

Auch die Mordgeschichte muß hierher gerechnet werden, jene schauerliche Vorführung in Bild und Lied; aber letzteres ist ein Volkslied nach seinem Ursprung, seiner Form, seiner Melodie usw. Als eine Probe aus den letzten Jahren führe ich folgende Mordgeschichte an, welche ich aus dem Munde eines Kindes aufzeichnete:

1. Ach, das Herz sollt' einem brechen,
Wenn man denkt an die Geschicht',
Wie zu Hamburg eine Mutter
:,: Ihrem Kind das Urteil spricht. :,:

2. Ihren Mann hat sie verloren,
   Eine Witwe war sie schon,
   Und ein Kind war ihr geboren,
   :,: Kaum acht Jahre war es schon. :,:
3. Einen Mann, den wollt' sie heiraten,
   Ja, wenn nur das Kind nicht wär';
   Und sie ließ dem Manne sagen:
   :,: Dieses Kind lebt bald nicht mehr. :,:
4. Und die Mutter tat's probieren,
   Und sie führt es bei der Hand

— — — — — — — — —

5. Und die Mutter tat's nicht rühren,
   Und sie ließ es noch drei Tag';
   Dann ließ sie dem Schreiner sagen,
   :,: Daß er mach' die Totenbahr'. :,:
6. Bei dem ersten Hammerschlage
   Dreht das Kind sich einmal um;
   Bei dem zweiten Hammerschlage
   Dreht das Kind sich zweimal um.
   Bei dem letzten Hammerschlage
   Dreht das Kind sich dreimal um.
7. „Liebste Mutter, hab' Erbarmen!
   Hab' ich dir schon Leid's getan?
   Morgen sollst du Hochzeit halten
   Vor dem ganzen hohen Rat.
8. Und die Leut', die dich begleiten,
   Sollen Henkersknechte sein;
   Und die Glocken, die da läuten,
   Sollen Totenglocken sein."

Abwege vom gesunden Volkslied, das seine Nahrung aus dem Gefühl und Leben des Volkes, der Natur usw. zieht, betritt auch das Volkslied mit seiner Schwärmerei für südländische Stoffe. Spanien und Italien, neuerdings gar China, werden hier mehr oder weniger schwärmerisch besungen. So war am Niederrhein noch vor wenigen Jahren das Lied ungemein beliebt:

Fahr' mich hinüber, junger Schiffer,
Nach dem Rialto fahr' mich hin.

Oder: Nach Sevilla, nach Sevilla.

Als Probe ganz neuzeitlicher Volksliederkunst dieser Art mag dann noch folgendes auf die Kämpfe in China folgen, welches Motive aus echten Volksliedern enthält:

1. China, ach China
Läßt mir keine Ruh.
Morgen marschieren wir
Nach China zu.
Morgen marschieren wir
Nach China zu.

2. Bruder, ach Bruder,
Sie hab'n mich geschoss'n;
Bring' mich geschwinde
Ins Lazarett,
Daß meine Wunde
Verbunden wird.

3. Bruder, ach Bruder,
Ich kann dir nicht helfen,
Helf' dir der liebe,
Liebe, liebe Gott.
Morgen marschieren wir
Noch weiter fort.

Zwischen dem wahren und dem gesuchten Empfinden des Volkes muß man wohl unterscheiden. Warum z. B. bei den Stoffen in die Ferne schweifen, wo das Gute so nahe liegt! Das sind nicht die wahren Wurzeln der Volksdichtung. Ebenso ist das Sentimentale und Empfindsame in den Volksliedern dem natürlichen, gesunden Empfinden unsers Volkes zuwider, wenn auch unbedingt zugegeben werden muß, daß unser Volk dem Reckenhaften, Gigantischen unserer Vorzeit keine wahre Sympathie mehr entgegenbringen kann.

Ferner müssen die fliegenden Blätter, welche heute noch ebenso gut vertrieben werden, wie vor hunderten von Jahren, allen Ernstes als eine Schädigung an der Seele unseres Volkes verurteilt werden, denn durchweg bringen sie keine wahren Volkslieder, sondern allerlei rührselige, wertlose Nachdichtungen von solchen, oder Mordgeschichten und pikante (um nicht zu sagen zotenhafte) Lieder, welche ihr Gift in den deutschen Volkskörper ergießen, ohne daß

die Gebildeten etwas ahnen. Und einige dieser älteren Flugblätter, welche vor mir liegen, tragen sogar den Zensur-Stempel der Behörden.

Wir haben mit den letzten Ausführungen schon das sogenannte Bänkelsängertum gestreift. W. Bruinier (Das deutsche Volkslied, S. 46) sagt darüber: „Das Bänkelsängerlied ganz allgemein zum Volksliede zu rechnen ist durchaus unstatthaft: es beansprucht im Buche der Geschichte unserer Dichtung eine Stelle ganz für sich, ebenso wie die höhere Kunstdichtung; und wenn ein Bänkelsängerlied, wie so manches höhere Kunstgedicht auch, zum Volksliede geworden ist — was gewiß, wie wir sehen werden, häufig vorkam — so sind ganz andere Umstände daran schuld, als der ganz nebensächliche, daß es vom Bänkchen aus zuerst erklang."

Die fliegenden Blätter sind seit dem 16. Jahrhundert (merkwürdigerweise trifft es mit dem beginnenden Verfall unseres Volksliedes zusammen) zur Verbreitung der Volkslieder (und anderer Nachrichten) verwandt worden. Damals waren sie am Platze; heute sind sie es nicht mehr mit vier oder sechs Liedern auf schlechtem Papier, überall auf Jahrmärkten, Messen usw. feilgeboten. Aber auch die alten fliegenden Blätter brachten manches Lied, das nicht verdient, Volkslied genannt zu werden. Das wird begreiflich, wenn wir die damalige Zeit und ihren Kulturstand ins Auge fassen. Auf diesen fliegenden Blättern wurden nämlich in gereimter Form politische Nachrichten, Berichte über Mordtaten und Unglücksfälle, auffallende Erscheinungen aller Art, aber auch Lieder gebracht. Daß bei diesem bunten Allerlei manches mit unterlief, was nichts weniger als ein „Volkslied" war, ist klar. Der Gelderwerb spielte damals wie heute bei der Presse eine wichtige Rolle.

Allerdings sind die alten bekannten Volkslieder vielfach auf solche fliegenden Blätter gedruckt worden, durch sie zu unserer Kenntnis gelangt. Aber eine scharfe Sichtung ist hier wie bei den neuzeitlichen Produkten dieser Art dringend geboten. Nicht alles, was im Volke gedichtet wurde, auch mehr oder weniger den Volkston trifft, ist den Volksliedern zuzuzählen. Bei weitem gehört nicht alles zu den Volksliedern, was früher oder heute von Liedern für das

Volk bestimmt war. Aber auf den fliegenden Blättern beruhen die frühen Sammlungen von Volksliedern.

Ferner müssen die geschriebenen Liedersammlungen, denen man noch häufig bei den Burschen und Mädchen auf dem Lande und vereinzelt auch in der Stadt begegnet, erwähnt werden. Da steckt manches schöne Volkslied und ist auf diesem Wege vielleicht vor dem Vergessenwerden gerettet worden. Aber diese Blätter nehmen gar oft auch Lieder auf, welche auf den Ehrennamen „Volkslieder“ nicht den geringsten Anspruch erheben können.

Ferner ist der Zauberformeln und Zauberlieder zu gedenken. Auch diese gehören nicht zu den Volksliedern, schon aus dem Grunde nicht, weil sie nicht gesungen, sondern gesprochen werden. Dazu ist ihre Kenntnis nicht allgemein und es ist, nach des Volkes Glaube, mit peinlichster Sorgfalt darauf zu halten, daß ihr Wortlaut auch nicht die geringste Abänderung erfährt. Hingegen ist das Volkslied in stetem Fluß begriffen. Es ist fortwährenden Abänderungen unterworfen.

Über den Rundreim geben wir W. Bruinier (Das deutsche Volkslied, S. 48) das Wort: „Und anfänglich gehören nicht dazu die Lieder, die von einem Einzelnen vorgetragen wurden und wo der Chor nur den Rundreim mitzusingen hatte. Solche Lieder sind später allgemein in den Volksliederschatz aufgenommen worden, so daß der Chor dann auch das ganze Lied mitsingt. Jeder weiß, wie schwer es dem deutschen Sänger fällt, sich auf den Rundreim zu beschränken, wenn er den Wortlaut des eigentlichen Liedes bereits kennt. Wir dürfen diesen gewiß volkstümlichen Zug deutscher Unfügsamkeit unbedenklich für sehr alt halten, so daß das reine Rundreimlied nach welschem Muster bei uns wohl nie so recht eine Stelle hatte und jedes mehr bekannte Lied gleich aus dieser Abteilung in den Volksgesang übertrat. Ähnlich steht es um den Wechselgesang, wo der Chor sich bald nachdem er mit dem Wortlaut bekannt geworden, nicht mehr in die einander abwechselnden Teile spaltete, obwohl der Sinn eine solche Ablösung der Wechselrede Haltenden verlangte.“

Das sind einige Ausklänge und Abwege des Volksliedes. Ihre Zahl ließe sich leicht vermehren.

XIX. Die Feinde des Volksliedes einst und jetzt.

Das Volkslied ist durchweg von hohem, sittlichem Ernst durchdrungen. Ernstreligiös ist seine Grundanschauung. Vor allen Dingen gilt dies natürlich vom geistlichen Volkslied. Daß Ausnahmen vorkommen, kann nicht geleugnet werden. Aber diese sind keineswegs hinreichend, den Widerspruch der Geistlichen und der Kirche gegen das Volkslied zu erklären. Dieser Widerspruch macht sich fast zu allen Zeiten bemerkbar. Zuerst dürfte es Augustin gewesen sein, der gegen die verbrecherischen und nichtswürdigen Tänze und Lieder eiferte. Ähnliches läßt sich von Chrysostomus nachweisen. Diese feindselige Stimmung gegen den Volksgesang ging später auf die katholische Kirche über, welche nicht nur den weltlichen Gesang an geweihter Stätte (Kirchen und Klöstern) untersagte, sondern auch außerhalb derselben. Der heilige Patrick glaubte sich ein besonderes Verdienst zu erwerben, als er im Jahre 430 an einem Tage 300 Bardenbücher verbrennen ließ. Bischof Cäsarius von Arles († 542) griff in seinen Predigten die „teuflischen, schimpflichen Liebeslieder" der Bauern der Provence an. Auch die Konzilien wandten sich gegen die Volksgesänge (Ilerda 546, Mainz 813 usw.). Leider sind diese kirchlichen Verbote so ungenau in ihrer Fassung, daß wir den Charakter der Lieder, deren Gesang untersagt wurde, gar nicht kennen lernen. Eine gewisse Schablone in diesen Verboten läßt die innere Haltlosigkeit derselben nur zu deutlich durchblicken. Auch bei der Beichte schlug man dasselbe Verfahren ein, z. B. in dem Bamberger „Glaube und Beichte" (Müllenhoff-Scherer, Denkmäler Nr. 91). Einen tiefen Einblick gewährt der Korrektor des berühmten Bischofs Burchard von Worms († 1025). Er kannte das Volk, seine Sitten und Gebräuche, wie kaum ein anderer.

Daneben machte sich ein Versuch geltend, dem Volke nicht nur die Volksgesänge zu nehmen, sondern dieselben durch andere Lieder zu ersetzen. Otfrid von Weißenburg wagte einen solchen Versuch mit seiner berühmten Evan-

gelienharmonie oder Krist, einem beachtenswerten Gegenstück zu dem in altsächsischer Sprache geschriebenen Heliand. Otfrids ausdrückliche Absicht war es, durch seine Evangelienharmonie den „unzüchtigen Gesang der Laien" zu unterdrücken. Das war ein vereinzelter Versuch, der schon aus dem Grunde fehlschlagen mußte, weil Otfrid als Mönch dem Volk und Volksleben zu entfremdet war, um durch ein Gedicht wie seinen Krist Eingang zu finden. Die Geistlichen fuhren unentwegt fort, gegen die Lieder des Volkes zu eifern und zu predigen. In Island zog Bischof Jón Ogmundarson (1106—1121) gegen die Liebeslieder und Wechselgesänge zu Felde. Der redegewandte Berthold von Regensburg erklärte das Singen weltlicher Lieder als Sünde des Mundes. Thomas von Cantimpré erklärte gar den Teufel als Verfasser eines Martinsliedes. Auch die Konzilien fuhren fort, die Volkslieder zu ächten. In Portugal läßt sich dieser Kampf bis ins 17., in der Bretagne gar bis ins 19. Jahrhundert nachweisen.

Die protestantische Kirche bewegte sich in demselben Fahrwasser, Luther voran. Er bemerkt in seiner Vorrede zum Wittenberger Gesangbuche vom Jahre 1524 wörtlich: „und sind auch ynn vier stymme bracht, nicht aus anderer ursach, denn das ich gerne wollte der iugent, die doch sonst soll und mus ynn der Musica und andern rechten Künsten erzogen werden, ettwas hatte, damit sie der bullieder und fleyschlichen Gesenge los werde". Bucer äußerte sich mit ähnlichen Worten. Wer es wagen würde, Volkslieder zu singen, sollte nach der Instruktion für die kursächsischen Visitatoren vom Jahre 1527 bestraft werden. Ein im Jahre 1570 zu Basel gedrucktes Gesangbuch redet auf dem Titelblatt von „abgöttischen, üppigen, schädlichen Liedern". Diesen sollten die frommen Lieder des Gesangbuches entgegenwirken. Dasselbe Bestreben läßt sich für Frankreich, Schottland, Finnland usw. nachweisen.

Die Presbyterien der großen, kleinen und kleinsten Kirchen stimmten in diese Tonart ein. Es würde zu weit führen, auch nur einige Ausführungen in dieser Richtung zu bringen. Gegen alles Volkstümliche in Sitte und Brauch eiferte man, weil man hinter allem und jedem teuflischen Einfluß witterte. Ein Eingehen auf den Geist des Volkes wurde gar nicht einmal versucht. Und die Kirche wußte

allerorten die weltliche Obrigkeit für ihre Maßnahmen zu gewinnen. Im Norden und Süden lassen sich weltliche Verfügungen gegen alles Volkstümliche, nicht zuletzt gegen das Volkslied, nachweisen.

Doch ist es all diesen feindlichen Mächten nicht gelungen, das Volkslied zu verdrängen. Dafür zeugt die große Zahl der auf unsere Zeit gekommenen Lieder; dafür zeugt auch der große Schatz der Kinderlieder, in welche sich alte Volkslieder vielfach verwandelt haben. Darum ist es auch im Grunde eine Unmöglichkeit, Volkslied und Kinderlied (Kinderreigen usw.) zu trennen. Hier liegt noch ein reiches Feld der Forschung vor, dem hoffentlich die Lehrerschaft ein besseres Verständnis und mehr Liebe entgegenbringt, als vordem die Geistlichkeit dem Volksliede. O. Böckel (Psychologie usw., S. 169) spricht sich unter Benutzung eines Ausspruches von Rud. Hildebrand in folgenden Worten über diesen Punkt aus: „Wenn das Volkslied nach zähem Widerstand endlich das Feld räumen muß, so sucht und findet es seine letzte Zufluchtsstätte im Lied und Spiel der Kinder. Dieser lange verkannte und sehr spät erst gesammelte Liederschatz enthält zahlreiche (meist allerdings bis zur Unkenntlichkeit verstümmelte und zersungene) Gesänge, die früher aus dem Munde der Erwachsenen erklangen. Die Kinder, bekanntlich sehr scharfe Beobachter und eifrige Nachahmer, haben sich diese Lieder angeeignet und in ihrer Art zurecht gemacht. So spinnen sich in den Liedern der Kleinen auf der Gasse mitunter leise, kaum erkenntliche Fäden zwischen Gegenwart und Urzeit unabgerissen fort."

Das alte Volkslied hat das Kind in erster Linie zum Reigentanz umgebildet. Unter letzteren wird sich aber eine große Anzahl alter Volksgesänge verstecken; auch diesen müßte eifrig nachgeforscht werden. Überreste altdeutscher Hochzeitslieder sind bereits im Kinderlied erwiesen worden, ebenso ein uralter germanischer Opferruf und Anklänge an uralte Lieder usw.

Allerdings ist die ungemeine Beweglichkeit des Kindesgemütes und Kindesgeistes fortwährend bemüht, Umbildungen und Neuerungen vorzunehmen; aber den Kern des alten Liedes, Tanzes usw. greift es doch selten an. Als Beweis für diese Tatsache sei nur an das Lied vom Herrn von Niniveh erinnert, von dem ich an demselben Orte im Laufe

weniger Jahre fünf stark voneinander abweichende Varianten aufzeichnen konnte.

Das gilt nicht nur von Deutschland, sondern auch von den meisten Nachbarländern. P. Hansen hat dieselbe Erscheinung für Dänemark nachgewiesen, Züricher für die Schweiz, Gagnon für Frankreich, Kießmann für England, Rochholz für Böhmen usw.

Vor allen Dingen fühlt sich das Kind zu den Balladenstoffen hingezogen. Das liegt psychologisch nahe. Deutsche Volksballaden singen und spielen die Kinder unserer Großstädte und Dörfer mit Vorliebe. So ist es in Deutschland und Frankreich, in England und Italien. Böckel (S. 170 f.) hat eine Anzahl Beweise dafür erbracht, worauf wir verweisen müssen.

Verlassen wir das „Einst" und wenden wir uns in aller Kürze dem „Jetzt" zu.

W. Bruinier (Das deutsche Volkslied) hat eingehend dargelegt, daß dem deutschen Volkslied mit dem Abschaffen der Spinnstuben der größte Abbruch geschehen ist. „Diese Spinnstubengeselligkeit" (bemerkt er) „ist weniger von der wirtschaftlichen Entwicklung erwürgt worden — an die Stelle des übrigens keineswegs überall aufgegebenen Spinnens hätte eine andere winterliche Arbeit treten können — als von der löblichen Ortsbehörde und einem verehrlichen Pfarramt." Dieser Ansicht darf man im großen und ganzen zustimmen. Wir haben für den Niederrhein usw. einigen Ersatz der Spinnstuben nachgewiesen. O. Böckel (Psychologie usw., S. 405) hat einen weitern Blick als Bruinier, wenn er schreibt:

„Wenn ein hochragender Baum langsam dahinsiecht, so liegen die Ursachen seines beklagenswerten Geschickes oft weit, sehr weit zurück, es hat eines langsamen Zerstörungsprozesses und vieler Jahre und Jahrhunderte bedurft, um den Riesen zu töten. Jahraus, jahrein treibt er noch Schößlinge, aber sein Mark ist welk und sein Schicksal besiegelt.

Solches allmähliche Absterben ist auch das Los des Volksgesanges. Auch er ist durch die veränderten Verhältnisse dem Tode geweiht. Nicht plötzlich erlischt seine Kraft, sondern mit zäher Ausdauer weicht er nur langsam schrittweise zurück, bis er endlich von allen Seiten bedrängt schnell dahinschwindet: das Volksleben, in dem das Lied entstand,

und wurzelte, das Leben der Naturvölker geht dahin! Welt und Menschen sind anders geworden, deshalb muß das Volkslied aussterben."

Die Richtigkeit dieser Auffassung begründet ein Überblick über den gegenwärtigen Stand der Volksdichtung in den verschiedenen Ländern Europas. Am meisten erhalten hat sich der Volksgesang in den deutschen Ländern Österreichs, in den deutschen Alpenländern. In Dänemark, das ungemein viele Volkslieder besaß, ist das Volkslied ebenfalls sehr stark im Rückgang begriffen, trotz des ausgesprochenen Familiensinns in diesem Lande. Hier dürfen wir die Nachbarländer, namentlich Deutschland und Schweden, mit für diesen Rückgang verantwortlich machen, da sich aus diesen Ländern immer mehr Lieder einbürgern, so daß diese Sucht nach Fremdem in den hervorragendsten dänischen Tagesblättern mit Nachdruck an den Pranger gestellt wird.

Sehr im Rückgang, geradezu im Untergang begriffen ist das Volkslied in Frankreich. Fast ebenso schlimm steht es in Italien, Spanien, Portugal. Trostlos ist es um das Volkslied der Ehsten, Litauer, Letten und Finnen bestellt.

In unseren Tagen ist es nicht zuletzt die Presse, welche in die entlegensten Täler und Ortschaften dringt und das Volkslied verdrängt. Als man anfing, die Volkslieder in fliegenden Blättern, Liederheften und endlich gar in dickleibigen Bänden zu sammeln, da war der naive Zauber, der über der Volkspoesie geschwebt hatte, zerstört. Nun war ihr das Lebenselement, die mündliche Überlieferung, entzogen und der blütenschwere Baum welkt mehr und mehr dahin. Die Tagespresse mit ihrem zerstreuenden Inhalte nimmt dem Volke die Gedächtniskraft. Wo trifft man noch Menschen, die mit sicherem Gedächtnis die langen Balladen und lyrischen Ergüsse der Vorzeit wiederzugeben vermöchten! Man vergleiche nur die Guslarenlieder.

Abbruch tut dem Volkslied auch der Gesang der Alpenlieder in allen Großstädten Deutschlands, nämlich in der Art, wie diese meistens gesungen werden, worüber die Zeitschrift „Das deutsche Volkslied" sich wiederholt eingehend und mit Nachdruck ereifert hat (z. B. 8. Jahrg., S. 61).

Alles in allem ist es die steigende Kultur der Völker, welche das Volkslied mit ausgesprochener Feindseligkeit verfolgt und ihm sicher den Todesstoß versetzt. Da hilft kein

Jammern und Klagen. Wir stehen mit dieser Erscheinung vor einer Tatsache, die zwar tief betrübend, aber nicht aus der Welt zu schaffen ist.

XX. Einige Bemerkungen über das Sammeln der Volkslieder.

Wer Volkslieder sammeln will, muß sich in erster Linie darüber klar werden, wo noch Volkslieder zu finden sind. Welche Gegenden Deutschlands hier vorzugsweise inbetracht kommen, wurde schon an anderer Stelle nachgewiesen.

Ferner sind die Stätten des Volksgesangs (man vergl. den betr. Abschnitt) zu berücksichtigen. Eine Prüfung derselben ergibt, daß das Volkslied hauptsächlich noch unter den Landbewohnern zu finden ist, und das ist natürlich, ganz in der Natur der Sache begründet. Beim Landmann mit seiner rastlosen Arbeit, die so ganz von der Natur abhängt, hat die Volkspoesie noch einen Zufluchtsort bis zur Gegenwart gefunden; den Einfluß der Natur auf das Volkslied lernten wir ebenfalls früher kennen. Wer also Volkslieder sammeln will, muß zum biedern Landvolk seine Schritte lenken, ihm nahe zu kommen suchen, wenn es seine Feste feiert oder zwanglose Zusammenkünfte zu gemeinsamer Arbeit veranstaltet. Das ist nicht leicht, denn der Landbewohner ist dem Fremden, dem Städter, der ihn oft zur Zielscheibe billigen Spottes macht, keineswegs immer hold. Wenigstens erfüllt ihn lange ein gewisses Mißtrauen gegen ihn, das erst langsam schwindet und das ihm wenigstens anfangs eine gewisse Reserve auferlegt. Wer aber der Sprache der Landbewohner nicht ganz mächtig ist, wer ihre Eigenart nicht genau kennt und dieser keine Rechnung trägt, der möge von vornherein darauf Verzicht leisten, das Volk zum Singen zu bewegen; er bringt es höchstens dazu, daß man ihm aus Höflichkeit antwortet, also zum Sprechen, ohne daß sich Herz gegen Herz öffnet, wie es doch sein muß, wenn das gefühlvolle Volkslied frei und zwanglos über die

Lippen strömen soll. Vor allen Dingen zeige man dem Landbewohner ein warmes, mitfühlendes Herz; das erschließt sein Herz am leichtesten und ersten.

Wer die Eigenart der Landleute in einer bestimmten Gegend genau kennt, der wird auch am ersten wissen, welcher Art die von ihnen gesungenen Volkslieder sind, damit er so die Spuren verfolgen kann, welche in der Herzensader ausmünden.

Immer seltener werden auch die ländlichen Bezirke, in denen das Volkslied noch heimisch ist. Über die Ursachen dieser Erscheinung hat sich L. Bein im Grazer Tageblatt (Nachdruck in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied"; 9. Jahrg., S. 129 ff.) eingehend geäußert. Aber oft liegen kostbare Fundstätten in unmittelbarer Nähe des lebhaftesten Verkehrs, der großen Städte und der wichtigsten Verkehrswege. Man braucht nicht immer in die Ferne zu schweifen, um das Gute, was man sucht, zu finden. Zum Beweise sei nur angeführt, was K. Simrock (Die deutschen Volkslieder, S. 593) mitteilt: „Wer sucht, der findet; auch mich hat das bekannte Sammlerglück nicht verlassen. Das aber durfte ich kaum erwarten, daß in meinem eigenen Hause am Menzenberg die besten Sängerinnen echter Volkslieder wohnten und verkehrten, die ich weit und breit hätte finden können. Einer derselben, welche ich die Menzenberger Nachtigall zu nennen pflege, verdanke ich so viel Schönes, daß ich wenigstens den Namen dieser seltenen alten Frau dem Andenken erhalten muß, da ich für jetzt verhindert bin, ihr Bildnis mitzuteilen. Es ist Marie Cäcilie Rivelers, nach ihrem Manne genannt Heinemöhn, geboren den 17. März 1778." Unweit von Menzenberg, jenseits der sieben Berge, hat der Verfasser auch manches Lied singen hören, noch vor wenigen Jahren.

Gehen wir nun zum Sammler selbst über. Wir streiften vorhin schon das, was ihm not tut bei seiner Arbeit. Aber er muß noch andere Eigenschaften aufweisen. Er muß vor allen Dingen in den meisten Fällen unauffällig seine Aufzeichnungen machen, denn nicht selten versiegt der Liederstrom, wenn der biedere Sänger, die holde Sängerin des Landes das Aufschreiben bemerkt. Man tut in solchen Fällen erfahrungsgemäß gut, am folgenden Tage oder bei passender Gelegenheit die besten Sänger und Sängerinnen

privatim aufzusuchen, um sie nochmals zum Singen zu veranlassen. Dann kommt oft ein gewisser Zug zur Eitelkeit ins Spiel, der aber bei richtiger Benutzung häufig zum Ziel führt.

Sehr wichtig ist es, wenn der Sammler befähigt ist, gleich die Melodie niederzuschreiben. Der Phonograph ist wohl als Ersatzmittel empfohlen worden. Er kann gute Dienste leisten. Ob aber sein Gebrauch praktisch immer möglich ist, erscheint doch etwas fraglich.

In erster Linie sind es musikalisch befähigte Volksschullehrer, welchen das Sammeln der Volkslieder aufs dringendste ans Herz zu legen ist. Ihnen bietet sich in der Schule und außerhalb derselben manche Gelegenheit, welche allen andern Sammlern fehlt.

Der vollen Beachtung empfehlen wir aber das genaue Studium der von Prof. Dr. Pommer in Wien herausgegebenen „Anleitung zur Sammlung und Aufzeichnung, samt Fragebogen", veröffentlicht in der Zeitschrift: Das deutsche Volkslied. Hier spricht ein erfahrener Fachmann, der lange Jahre sammelte und darum wohl raten kann. Und daß sein Bemühen nicht vergeblich gewesen ist, beweisen zwei Tatsachen: die Fülle seiner Veröffentlichungen und die Gründung des Sängerbundes „Deutsches Volkslied", dessen Bundesverein in Graz sich folgende schöne Devise erkoren hat:

„Das Lied, das sich unser Volk erfand,
Erklinge wieder im deutschen Vaterland."

Nicht nur in allen Gauen Österreichs ist man eifrig mit einer umfassenden Sammlung der Volkslieder beschäftigt, sondern im ganzen deutschen Vaterlande, in der Schweiz und in Frankreich. Und nicht nur gesammelt werden die schönen Volkslieder, sondern auch bereits wieder gesungen in echter Weise.

Möge das Volkslied in Deutschland wieder Allgemeingut des Volkes werden und — bleiben. Dann erblüht den großen Bemühungen um das Volkslied erst der rechte Segen und reift seine schönste Frucht.

XXI. Literatur.

I. Allgemeine Sammlungen.

A. von Arnim u. Cl. Brentano, Des Knaben Wunderhorn. 3 Bd. 1806—1808. (Die zahlreichen spätern Ausgaben können hier nicht verzeichnet werden.)

Bäumker, W., Zur Geschichte der Volksliedermelodien. Monatshefte für Musikgesch. 16 a. v. O.

Bartsch, K., Deutsche Liederdichter des 12.—14. Jahrh. 2. Aufl. Stuttgart 1879.

Böckel, Otto, Psychologie der Volksdichtung. Leipzig 1906.

Böhme, F. M., Altdeutsches Liederbuch. Leipzig 1877. (Im Anhang eingehende Quellennachweise.)

Bolte, J., Zum deutschen Volksliede. Berlin 1902.

Bruinier, J. W., Das deutsche Volkslied. Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. 2. Aufl. Leipzig 1904.

Bücher, K., Arbeit und Rhythmus. 2. Aufl. Leipzig 1899.

Ditfurth, Fr. Wilh. v., Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder des 17. u. 18. Jahrh. Nördlingen 1872.

Derselbe, Einhundert unedierte Lieder des 16. u. 17. Jahrh. mit ihren zweist. Singweisen. Stuttgart 1876.

Derselbe, 100 historische Volkslieder des preußischen Heeres von 1675—1866. Mit Musikbeilagen. Berlin 1869.

Derselbe, Die historisch-politischen Volkslieder des 30j. Krieges. Heidelberg 1882.

Derselbe, Historische Volkslieder der Zeit von 1756 bis 1871. 3 Bde. Berlin 1871.

Erlach, Fr. K. von, Die Volkslieder der Deutschen. 5 Bde. Mannheim 1834—1836.

Ernst, Paul, Auswahl aus des Knaben Wunderhorn. Leipzig 1903.

Erk-Böhme, Deutscher Liederhort. 3 Bde. Leipzig 1893—94.

J. M. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen. Berlin.

Goedeke u. J. Tittmann, Liederbuch aus dem 16. Jahrh. 2. Aufl. Leipzig 1881.

Görres, J., Altdeutsche Volks- und Meisterlieder aus den Handschriften der Heidelberger Bibliothek. Frankfurt a. M. 1817.

Haase, K., Die Pflege des Volksliedes. Cöthen 1903.

Harpf, Adolf, Über deutschvolkliches Sagen und Singen. Leipzig 1898.

Hartmann, Histor. Volkslieder des 16.—19. Jahrh. 1907.

Hauffen, Ad., Das Leben und Fühlen im deutschen Volkslied.

Herder, J. G., Volkslieder. I. Teil 1778. II. Teil 1779.

Hildebrand, R., Fr. L. von Soltau's deutsche historische Volkslieder. 2. Hundert. Leipzig 1856.

Derselbe, Materialien zur Geschichte des deutschen Volksliedes. Leipzig 1900.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl. Leipzig 1900.

Köhler, Reinh., Alte Bergmannslieder.

Körner, Ph. M., Historische Volkslieder aus dem 16. u. 17. Jahrh. Stuttgart 1840.

Kopp, Deutsche Volks- und Studentenlieder in vorklassischer Zeit.

Liliencron, R. von, Die historischen Volkslieder der Deutschen. 4 Bde. mit Nachtrag. Leipzig 1865—69.

Derselbe, Deutsches Leben im Volkslied um 1530. Berlin (1884).

Marriage, El., Georg Forsters Frische teutsche Liedlein in 5 Teilen. Halle 1903.

Meier, John, in Paul's Grundriß der germanischen Philologie (dort vortreffl. Bibliographie).

Pommer, Josef, Wegweiser durch die Literatur des deutschen Volksliedes. Wien 1896.

Derselbe, Das deutsche Volkslied. Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege. Herausgeg. von den deutschen Volksgesang-Vereinen in Wien. 1. Jahrg. 1899.

Reuschel, K., Volkskundliche Streifzüge. Dresden 1903.

Sahr, Jul., Das deutsche Volkslied. 2. Aufl. Leipzig 1905.

Schade, Oskar, Deutsche Handwerkslieder. Leipzig 1865.

Scherer, Georg, Die schönsten deutschen Volkslieder mit ihren eigent. Singweisen. Leipzig 1868. (2. Aufl.)

Derselbe, Jungbrunnen. Die schönsten deutschen Volkslieder. Berlin 1875.

Simrock, K., Die deutschen Volkslieder. Frankfurt a. M. 1851.

Soltau, Fr. L. von, Einhundert historische Volkslieder. Leipzig 1836.

Anton Ritter von Spaun, Das österreichische Volkslied.

Stierling, Hubert, Deutsche Volkslieder, von rosen ein krentzelein. Düsseldorf 1904.

Talvj (Therese Albertine Luise, geb. v. Jakob, verehl. Robinson), Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen. Leipzig 1840.

Uhl, W., Das deutsche Lied. Leipzig 1900.

Uhland, L., Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. 3. Aufl. usw. 4 Bde. Stuttgart.
Vilmar, A. F. Ch., Handbüchlein für Freunde des deutschen Volksliedes. Marburg 1867.
Weddigen, Otto, Geschichte der deutschen Volksdichtung seit dem Ausgange des Mittelalters bis auf die Gegenwart. In ihren Grundzügen dargestellt. 2. Aufl. Wiesbaden 1895.
Zur Kenntnis und Pflege des deutschen Volksliedes. Flugschriften, herausg. von dem deutschen Volksgesang-Vereine in Wien.

II. Sammlungen für einzelne deutsche Landschaften.

1. Rheinland. — Becker, Rheinischer Volksliederborn. 1892.
Freudenberg, Richard, Söitelsch Plott mit Wörterverzeichnis und Dialektproben. Viersen 1888.
Heuft, Hans, Volkslieder aus der Eifel in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XVIII, S. 184 ff. Soll auch 1876 besonders erschienen sein.
Hocker, Nic., Volkslieder von der Mosel. Z. f. d. Myth. I, 1853.
Joerres, P., Sparren, Späne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen, aufgelesen im Ahrtal. Ahrweiler 1888.
Köhler-Meier, Volkslieder von der Mosel und Saar. Halle a. S. 1896.
Kölns Legenden, Sagen, Geschichten, nebst Volksliedern, Schwänken, Anekdoten, Sprichwörtern usw. Herausgeg. v. mehreren rheinländischen Altertumsforschern. 6. u. letzte Lieferung erschien in Köln 1844.
Köln, Sprichwörter und alte Volks- und Kinderlieder in kölnischer Mundart. Köln.
Longard, J. P., Altrheinländische Märlein und Liedlein usw. Koblenz 1843.
Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche, und deutscher Volksglaube in Sagen, Märlein und Volksliedern. Iserlohn (1858).
Schmitz, J. H., Sitten und Sagen, Lieder, Sprüchwörter und Rätsel des Eifler Volkes usw. Trier 1856—1858. 2 Bände.
Schollen, M., Aachener Volks- und Kinderlieder, Spiellieder und Spiele. Zeitschr. d. Aachener Geschichtsvereins IX.
Schollen, A., Volkstümliches aus Aachen. Volks- und Kinderlieder usw. Aachen 1881.
Simrock, K., Die deutschen Volkslieder. Frankfurt a. M. 1851. Wie die Anmerkungen ausweisen, stammen viele dieser Lieder aus dem Rheinlande, namentlich aus dem Siebengebirge.
Spitz, J. W., Sagen- und Liederschatz (Rheinischer) in Volksgeschichten, Legenden usw. Düsseldorf 1843.
Spee, J., Volkstümliches vom Niederrhein. 2 Hefte. Köln 1875.
Waldbrühl, W. von, Rhingscher Klaaf. Rheinfränkische Lieder und Leuschen. Opladen 1869.

Weyden, E., Kölns Vorzeit. Köln 1826.

Zuccalmaglio, A. von, Das deutsche Volkslied und seine Fundstätten am Niederrhein. Festschrift der Realschule zu Mülheim a. Rhein 1879.

Zurmühlen, Hans, Des Dülkener Fiedlers Liederbuch. Viersen 1875. (Wiederum herausgeg. von P. Norrenberg.)

Die niederrheinische Liederhandschrift 1574 (Berlin). Euphorion 8, 499—528; 9, 21—42, 280—310, 621—637.

(M. vergl. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XV, 352.)

2. **Westfalen.** — Bahlmann, Münsterische Lieder. 1896.

Bahlmann, Märchen, Sagen, Lieder usw. 1898.

Hartmann, H. u. Mielck, W. H., Mundartliches aus dem Osnabrückischen. Ndd. Korresp.-Bl. XI.

Hartmann, Dreikönigs- und Martinslieder aus dem Osnabrückischen in K. Dorenwell, Niedersächs. Volksbuch 2. Hannover 1886.

Hartmann, H., Nachahmungen von Vogelstimmen. Ndd. Korresp.-Bl. X.

Hölscher, B., Niederdeutsche geistl. Lieder und Sprüche aus dem Münsterlande nach Hdschr. aus dem 15. u. 16. Jahrh. Berlin 1854.

Münster'sche Geschichten, Sagen und Legenden nebst einem Anhange von Volksliedern und Sprichwörtern. Münster 1825.

Prümer, K., Westfälische Volksweisheit. Barmen 1881.

Regenhardt, C., Mundartliches aus dem Münsterlande. Frommann's Z. VI.

Reifferscheidt, Al., Westfälische Volkslieder in Wort und Weise usw. Heilbronn 1878.

Sachse, über Volks- und Kinderdichtung nebst einigen Westfälischen Volks- und Kinderliedern. Programm. Berlin 1869.

Schönhoff, Herm., Zwei Volksballaden aus dem Münsterlande. Mit Melodien. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XVI, S. 440 f.

Weddigen, O., Gesammelte Dichtungen. Bd. 1. Minden 1884.

Westhuaff, F., Volkslaier füär väier Männerstemmen. Heft 1. Arnsberg 1884.

Woeste, F., Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark nebst einem Glossar. Iserlohn 1849.

Derselbe, Reime aus dem Volksmunde. Niederd. Korrespondenzbl. IV.

Die osnabrückische Liederhandschrift vom Jahre 1575 (Berlin), m. vergl. Archiv für neuere Sprachen 111, 1—28. 257 bis 274. 112, 1—24. (Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde XV, 352.)

3. **Hessen-Nassau.** — Belli-Gontard, M., Sammelsorium der alten Frankfurter u. Sachsenhäuser Volkslieder usw. Frankfurt 1875.

Böckel, O., Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Marburg 1885.

Heßler, K., Das Volkslied in Hessen in „Hessische Landes- und Volkskunde". Marburg 1904.

Hessische Volkslieder in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 176, 337, 467.

Kehrein, Jos., Volkstümliches aus Nassau. Leipzig 1891.

Krapp, H., Odenwälder Spinnstube. Darmstadt 1904.

Lewalter, Joh., Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen u. vergleichenden Anmerkungen. 5 Hefte. Homburg 1890—1894. M. vergl. dazu Karl Voretzsch in der Zeitschrift für Volkskunde III, 176 ff.

Derselbe, Schwälmer Tänze. Berlin 1904.

Schöner, G., Spezialidiaikon des Sprachschatzes von Eschenrod (Oberhessen) in der Zeitschr. f. hochdeutsche Mundarten, Bd. IV.

Strack, Ad., Studie über hessische Vierzeiler. Hessische Blätter für Volkskunde, Gießen 1902, I, S. 30, 60.

Weigand, Volkslieder und Kinderreime aus Gießen, Wetterau usw. Z. f. d. Myth. I, 1853.

Wolfram, Ernst H., Nassauische Volkslieder. Nach Wort und Weise aus dem Munde des Volks gesammelt, mit litterarhistorischen Anmerkungen versehen und auf Veranlassung des Bezirksverbandes des Regierungsbezirks Wiesbaden herausgeg. Berlin 1894.

4. **Königr. Sachsen, Thüringen u. Harz.** — Brückner, G., Landes- und Volkskunde des Fürstentums Reuß j. L. 2 Bde. Gera 1870.

Dähnhardt, O., Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt. 2 Hefte. Leipzig 1898.

Döring, M., Die Sächsischen Bergreyhen. Grimma 1839. 1840.

Dunger, Herm., a) Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtland mit einem Vortrag über das Wesen der volkstümlichen Kinderlieder. Plauen i. V. 2. Aufl. 1894.

b) Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande, mit 22 vogtländischen Schnaderhüpfl-Melodien. Plauen i. V. 1876.

Freytag, E. R., a) Historische Volkslieder des sächsischen Heeres. Dresden 1892.

b) 11 Volkslieder, zum Teil mit Beigabe der Melodien, in der Zeitschrift „Unser Vogtland", Bd. II, S. 309—321.

„Glückauf", Organ des Erzgebirgevereins IV, 40, 112, 122, 130 ff.

Jäger, J., Das Volkslied in Thüringen. Der Salon 1874.

Kaemmel, O., Eine sangreiche Landschaft in Mitteldeutschland (Vogtland). Grenzboten 1875.

Köhler, E., Volksbrauch im Vogtland. Leipzig 1867.

Mann, Reime und Sprüche in der Oberlausitzer Mundart in den „Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde" I, 10, 4 ff., 11, 6 ff.

Meiche, Alfred, Kinderverse, Tschamperliedchen und Neckreime aus der sächsischen Schweiz in dem „Sagenbuch der sächsischen Schweiz". Leipzig 1894.

Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde.
a) Volkslieder von Helmolt aus Breitenau Bd. I, Heft 8, S. 8 ff. usw.
b) P. Clauß (I, 9, 10—12).
c) Reuther (I, 9, 12).
d) Alf. Müller (I, 12, 3—10).
e) Wankel (I, 12, 14).

Müller, Alfr., Volkslieder aus dem Erzgebirge. Annaberg 1883.

Pröhle, Herm., Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Aschersleben 1855.

Rösch, Hugo, Sang und Klang im Sachsenland. Leipzig 1887.

Schade, Osk., Volkslieder aus Thüringen. Weimar 1854.

Spieß, Moritz, Aberglauben, Sitten und Gebräuche des sächs. Obererzgebirges, S. 74 ff. Annaberg 1862.

Tetzner, F., Aus dem Werdauer Walde in der Zeitschr. „Unser Vogtland" IV, S. 40—47; 193—199.

Wolff, O. L., Halle der Völker. 2 Bde. Frankfurt a. M. 1847. Im Anhange Volkslieder aus der Gegend von Koburg.

Wuttke, H., Das deutsche Volkslied. Album fürs Erzgebirge. Leipzig 1847.

5. **Niederdeutschland. Hannover. Braunschweig. Friesland.** — Andree, Richard, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. S. 477 ff.

Bolte, Joh., Zu den niederd. Volksliedern. Nd. Korrespondenzbl. 12, 81 f.

Dincklage, E. von, Das Volkslied des Emslandes. Der Salon 9, 370—380.

Hassebrauk, Volkslieder des Braunschweigischen Landes. Braunschw. Magazin, Jahrg. 1897, Nr. 9 ff. Meistens vom Harz und aus der Wesergegend.

Korrespondenzblatt für niederd. Sprachforschung. XIII, 39.

Meier, H., Ostfriesische Kinder- u. Volksreime. Leer 1888.

Niederdeutsches Liederbuch. Hamburg 1884.

Raabe, H. F. W., Allgem. plattd. Volksbuch. Wismar 1854.

Schattenberg, Beiträge zur Anthropologie Braunschweigs. Festschrift. Braunschweig 1898, S. 161.

Schütte, O., Braunschw. Magazin 1897, S. 198.

Siebs, Th., Saterländer Volkslieder in der Zeitschrift für Volkskunde III, 408.

6. **Provinz Sachsen.** — Adler, M., Volks- und Kinderlieder. Programm der Latina zu Halle. 1901.

Derselbe, Zwei Volkslieder aus dem Geiseltal bei Merseburg. Zeitschr. d. Ver. für Volkskunde XI, 459 ff.

Hätzlerin, Clara, Liederbuch. Quedlinburg u. Leipzig 1840.

Parisius, Deutsche Volkslieder in der Altmark und im Magdeburgischen gesammelt. Nur 1 Heft erschienen. Magdebg. 1879.

Wegener, Ph., Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland, besonders dem Magdeburger Lande und Holstein. Leipzig 1879. 1880.

7. **Brandenburg. Die Lausitz.** — Bolte, Joh., Berlin in der Volksdichtung. Mitteilg. des Vereins f. d. Geschichte Berlins Nr. 5. 1890.

Haupt und Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz. Grimma 1841.

8. **Schleswig-Holstein. Lauenburg. Hamburg.** — Ferber, H. R., Die Gesellschafts- und Volkslieder in Hamburg an der Wende des vorig. Jahrh. in K. Koppmann, Aus Hamburgs Vergangenheit. Hamburg 1885.

Handelmann, H., Volkstümliches aus Dithmarschen. Z. d. Gesellsch. f. schlesw.-holst.-lauenburg. Geschichte XII.

Müllenhoff, K., Sagen, Märchen und Lieder aus Schleswig-Holstein-Lauenburg. Kiel 1845.

Vielfach ist diese Provinz bei den dänischen (jütischen) Sammlungen berücksichtigt; m. vergl. die Abteilung Skandinavien.

Zur Sammlung der Sagen, Märchen und Lieder usw. der Herzogt. Schleswig, Holstein und Lauenburg. Jahrb. f. d. Landeskunde der Herzogt. Schleswig, Holstein und Lauenburg. Bd. 1—10.

Theen, H., Volkslied aus Schleswig-Holstein. Am Ur-Quell III, 1892.

9. **Pommern. Mecklenburg.** — Brunk, Aug., Plattdeutsche Volkslieder aus Pommern in der Festschrift zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Herrn Gymnasialdirektor Prof. Lemke. Stettin 1898.

Gadde, Volkslieder aus Hinterpommern. Z. f. Volkskunde 1891.

Haas, Volkskundliches von der Halbinsel Mönchgut. Monatsblätter. Herausgeg. von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Altertumskunde in Stettin. Jahrg. 18 Nr. 12.

Knoop, O., Volkslieder aus Hinterpommern. Z. f. Volkskunde II, 1890.

Latendorf, Fr., Kinder- und Volksreime aus Mecklenburg. Frommann's Zeitschr. 5.

Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Heft 1. Rostock 1885 ff.

10. **Schlesien.** — Drechsler, Paul, Vergleichung eines schottischen und schlesischen Volksliedes. Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde IX, 41 ff.

Enns, F., Das Oppaland. Wien 1836.

Glatzer Volkslieder und Kinderlieder in der Vierteljahrsschrift für Gesch. u. Heimatkunde der Grafschaft Glatz, Bd. I—IX (1882—90).

Hoffmann v. Fallersleben und Ernst Richter, Schlesische Volkslieder mit Melodien. Leipzig 1842.

Knötel, A., Volkslieder aus Schlesien. Rübezahl 1872. 2. Heft.

Meinert, J. G., Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Wien 1817.

M k., Vom schlesischen Volkslied. Schles. Zeitg. 1890, 157 f.

Peter, A., Volkstümliches aus Österreich-Schlesien. Troppau 1865.

Pradel, E., Schlesische Volkslieder in den Mitteilg. der schles. Gesellschaft für Volkskunde 14, S. 94—104.

Ruf, Sang und Spruch beim Aus- und Eintreiben des Viehs. Mitt. der schles. Gesellschaft f. Volkskunde 12, 97—102.

Das Volkslied der polnischen Oberschlesier verglichen mit der deutschen Volkspoesie. Mitt. der schles. Gesellschaft für Volkskunde 11, 40—65.

Weinhold, K., Weihnacht-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. Neue Ausgabe. Wien 1875.

Wieth, Franz, Aus der Grafschaft Glatz. Zeitschr. des Vereins für Volkskunde IX, 446 ff.

11. **Ost- und Westpreußen.** — Bornowski, Th., Lieder aus Ermland. Z. f. d. Myth. II.

Dorr, T., Zwöschen Wiessel on Noacht, plattdeutsche Gedichte. Elbing 1862.

Frege, Ludwig, Zur Geschichte des preußischen Volksliedes mit einem Anhange von Liedern aus neuester Zeit. Berlin 1850.

Frischbier, Herm., Ostpreußische Volkslieder. Frommann's Z. 7.

Derselbe, Preußische Volksreime und Volksspiele. Berlin 1867.

Derselbe, Preußische Volkslieder in plattdeutscher Mundart. Königsberg 1877.

Derselbe, Hundert ostpreußische Volkslieder in hochdeutscher Sprache. Leipzig 1893.

Lemke, E., Volkstümliches in Ostpreußen. Teil I. Morungen 1884.

Treichel, Alex., Volkslieder und Volksreime aus Westpreußen. Danzig 1895.

12. **Bayern. Württemberg. Baden.** — Aumer, C. F., Ulmer Liederbuch aus dem Volk und für das Volk. Ulm 1883.

Beck, Paul, Volkslieder aus Schwaben. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XVI, 432 ff.

Bender, Augusta, Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge gesammelt. Niederschrift der Weisen von J. Pommer. Karlsruhe 1902.

Birlinger, Anton, Schwäbische Volkslieder. Freiburg i. Br. 1864.

Ditfurth, F. W., Fränkische Volkslieder mit ihren zweist. Singweisen. 2 Teile. Leipzig 1855.

Glock, J. Ph., Lieder und Sprüche aus dem Elsenztale. Aus dem Munde des Volkes gesammelt. Bonn 1897.

Hachtel und Abel, Hohenlohisch-fränkischer Liederschatz.

H. M., Oberbayerische Volkslieder mit ihren Singweisen. München 1846.

Hartmann, A., Weihnachtslied und Weihnachtsspiel in Oberbayern. München 1875.

Kleeberger, Volkskundliches aus Fischbach (Bayrische Pfalz).

Kobell, F. von, Schnaderhüpfln und Sprüchln. München 1846.

Derselbe, Schnadahüpfln und Geschichtln. München 1872.

Derselbe, Oberbayrische Lieder mit ihren Singweisen für das bayerische Gebirgsvolk gesammelt. Mit Bildern von A. v. Ramberg. 2. Aufl. München 1874.

Krapp, Odenwälder Spinnstube.

Leoprechting, Karl Freiherr von, Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde. München 1855. S. 257 ff.: Lied und Sang.

Marriage, M. Eliz., Volkslieder aus der Badischen Pfalz. Halle a. S. 1902.

Meier, Ernst, Schwäbische Volkslieder mit ausgewählten Melodien. Berlin 1855.

Meisinger, O., Volkslieder aus dem Wiesental. Freiburg i. Br., Bielefeld 1906.

Reuß, F. A., Sammlungen zur fränkischen Volkskunde. (Handschrift im Germanischen Museum zu Nürnberg; m. vergl. darüber Hermann Haupt in der Zeitschrift für Volkskunde V, 413 ff.)

Volksfeste und Volksgesang in Schwaben. Altona 1839. 44 S. Ausschnitt.

Volkslieder, Schwäbische. Beitrag zur Sitten- und Mundart des schwäbischen Volkes. Freiburg i. Br. 1864.

Darunter eine Anzahl Lieder aus einer alten Hirschauer Handschrift.

Zopf, R., Odenwälder Volkslieder. Beerfelden 1885.

13. **Elsaß-Lothringen.** — Eck, Mühl, Christophorus, Bresch, A. Stöber, Ältere Volkslieder, welche im Elsaß gesungen werden. Alsatia 1854—55.

Goethe, J. W. von, Volkslieder, 1771 im Elsaß für Herder aufgezeichnet. Deutsche Litteraturdenkm. d. 18. u. 19. Jahrh. usw.

Houpert, N., Das deutsche Volkslied in Lothringen. Jahrb. f. Lothr. Gesch. u. Altertumskunde 2 (1890).

Kern und Roth, Sammlung deutscher Volkslieder, die im Elsaß gesungen werden. Straßb. 1856.

Mühl, G., Alte Volkslieder, welche im Elsaß gesungen werden. Alsatia 1852.

Mündel, Curt, Elsässische Volkslieder. Straßburg 1884.

Pfannenschmid, Weihnachts-, Neujahrs- und Dreikönigslieder aus dem Oberelsaß.

Stöber, A., Oberrhein. Sagen u. Volkslieder. Straßburg 1840.

Stöber, August, Elsässisches Sagenbuch. Straßburg 1843. Man beachte S. 610.

Derselbe, Elsässisches Volksbüchlein. 2. Auflage. Mühlhausen 1859.

Teichmann, W., Unsere elsässischen Volkslieder. Jahrbuch für die Geschichte Elsaß-Lothringens XX, 130 ff.

III. Das Ausland.

1. **Österreich-Ungarn.** — Aigner, Ungarische Volksdichtungen. 1873.

Blümml, E. K., Erotische Volkslieder aus Deutsch-Österreich. Mit Singnoten. Wien 1906.

Böhmische Volkslieder in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 176; IV, 5, 6.

Egerländer Volkslieder. Herausgeg. vom Verein für Egerländer Volkskunde in Eger. Heft 1. Eger 1898.

Egerländer Volkslieder in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde II, 317; VIII, 462.

Friaulische Volkslieder, Zeitschr. des Ver. für Volkskunde III, 329.

Greinz und Kapferer, Tiroler Volkslieder. 2. Folge.

Hauffen, Die Sprachinsel Gottschee. Graz 1895.

Hruschka-Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Prag 1891.

Kohl, F. F., Echte Tiroler Lieder. Wien 1899—1903.

Krauß, Fr. S., Österreichische Volkslieder. (Tschischka und Schottky.) Leipzig.

Meinert, Kuhländer Volkslieder. 1817.

Müller, Willibald, Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren. Wien und Olmütz 1893.

Pogatschnigg und Hermann, Deutsche Volkslieder aus Kärnten. 1869. 1879.

Pommer, J., 252 Jodler und Juchezer. Neue Folge 1893.

Schröer, Wörterbuch der Mundart von Gottschee (Wiener Sitzungsberichte). 1868. 1870.

Schlossar, A., Die deutschen Volkslieder in Steiermark. Wien 1879. (Auch andere Sammlg. herausgegeb.)

Schuster, Friedr. Wilh., Siebenbürgisch-sächsische Volkslieder usw. Hermannstadt 1865.

Spaun, Österreichische Volksweisen. Wien 1882.

Steiermark, Deutsche Volkslieder aus. 1881.

Süß, Maria Vincenz, Salzburgische Volkslieder.

Tschischka und Schottky, Österreichische Volkslieder. 1. Aufl. 1819. 2. Aufl. 1844 (meist aus dem Wienerwald).

Wagner, Die Volksdichtung in Salzburg. Salzburg 1882.

Weinhold, K., über das deutsche Volkslied in Steiermark. Mitt. d. histor. Ver. f. Steiermark 9 (1859).

Wlislocki, Heinrich von, Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner. Gesammelt und aus unedierten Originaltexten übersetzt. Wien 1890.

Wolf, Adam, Egerländer Volkslieder. 1869.

2. **Skandinavien.** — Afzelius, Arv. A., Volkssagen und Volkslieder aus Schwedens älterer und neuerer Zeit. Aus dem Schwedischen übersetzt von F. G. Ungewitter. Mit einem Vorwort von L. Tieck. 3 Teile. Leipzig 1842.

Berggreen, Folke-Sange og Melodier. 3. Aufl.

Faeröische Volkslieder in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde III, 292.

Grundtvig, S., Danmarks gamle Folkeviser (fortges. von Axel Olrik). 1851—1899.

Isländische Volkslieder. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 38.

Ker, W. P., Om de danske folkeviser. (Danske studier 1907).

Kristensen, E. T., Iyske Folkeminder. 1871—98.

Mohnike, Volkslieder der Schweden.

Olrik, Axel, Danske Folkeviser. Köbenhavn 1899.

Derselbe, Danmarks folkeviser. Köbenhavn 1905.

Pineau, Léon, Les vieux chants populaires scandinaves. Paris 1898.

Recke, E. van der, Nogle folkeviser. Köbenhavn 1906.

Warrens, R., Norwegische Volkslieder.

Derselbe, Schwedische Volkslieder der Vorzeit.

3. **England.** — Percy, Reliques of ancient english poetry (Tauchnitz ed.).

Sargent, Helen Child and George L. Kittredye. English and scottish popular ballads etc. London, Boston etc. 1905.

Warrens, R., Schottische Volkslieder der Vorzeit. 1861.

4. **Holland.** — Duyse, F. van, Het oude nederlandsche Lied. s'Gravenhage 1900 ff.

Hoffmann von Fallersleben, Niederländische geistl. Volkslieder des 16. Jahrh.

Derselbe, Niederländische Volkslieder. Hannover 1836.

5. **Schweiz.** — Allgemeines Schweizer Liederbuch. 5. Aufl. Aarau 1881.

Gaßmann, A. L., Das Volkslied im Luzerner Wiggertal. Basel 1906.

Kurz, Heinr., Ältere Dichter, Schlacht- und Volkslieder der Schweizer. In einer Auswahl. Zürich 1860.

Schneeberger, F., Schweizer-Lieder. Bern 1883.

Der Schweizersänger. Luzern 1883.

Tobler, L., Über die histor. Volkslieder der Schweiz. Archiv des histor. Vereins zu Bern 6, 305—362.

Derselbe, Schweizerische Volkslieder. Bd. 1. 2. Frauenfeld 1882—84.

Tobler, Alfr., Kühreihen oder Kühreigen, Jodel und Jodellied in Appenzell. Mit 7 Musikbeilagen. Leipzig 1890.

Derselbe, Das Volkslied im Appenzellerland. Zürich 1903.

6. **Frankreich.** — Bǝauquile, Charles, Chansons popul. rec. en Franche-Comté. Paris 1894.

Doncieux, Georg, Le romancéro popul. de la France. Paris 1904.

Grane, Th. Fr., Chansons Popul. de la France. New-York et London.

Hartmann, M. und Pfau, L., Bretonische Volkslieder (größtenteils nach der Sammlg. v. La Villemarqué).

Keller, A. und Seckendorf, E. v., Volkslieder aus der Bretagne. Mit Musikbeilg. 1841.

Lambert, Louis, Chants et Chansons popul. de Languedoc. Paris und Leipzig 1906.

Scheffler, Wilhelm, Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. 2 Bde. Leipzig 1884—85.

Trébucq, L., La chanson popul. en Vendée. Paris 1896.

Ulrich, J., Französische Volkslieder ausgew. und erklärt. 1899.

7. **Italien.** — Bab̄ke, Das italienische Volk im Spiegel seiner Volkslieder.

Bellorini, Egidio, Canti popolari etc. Bergamo 1893.

Caselli, J., Chants popul. de l'Italie. Paris 1865.

Finnamore, Gennaro, Tradizioni popolari abbruzzesi etc. 1886.

Giannini, Giovanni, Canti popolari toscani. Firenze 1902.

Kestner, Herm. (Sammlung in Hannover). Einige Lieder daraus teilt J. Bolte in der Zeitschr. des Vereins für Volkskunde XII, 57—65, 167 ff. mit.

Kunz, Edg., Volkslieder aus der Toscana. Tübingen 1904.

Pitré, Gius., Canti popolari siciliani. Palermo 1870—71.

Salomone-Marino, Salv., Canti popolari siciliani etc. Palermo 1867.

Somborn, Das venezianische Volkslied.

Tommaseo, Nicoló, Canti popolari etc. Venezia 1842.

8. **Spanien-Portugal.** — Bellermann, Portug. Volkslieder und Romanzen.

Kestner, Hermann, Auswahl spanischer und portugiesischer Lieder. Hannover 1846—59.

9. **Slavische Länder und Volksgruppen.** — Bačkaër Liederbüchlein (Südungarn-Serbien). Neusatz 1898.

Čechische Volkslieder, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 270, 414, 455.

Draganow, P., Makedonsko-slavjantskij sbornik Vypusk 1894.

Haupt-Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Nieder-Lausitz. Grimma 1891.

Jacob, Therese A. L., Volkslieder der Serben. Leipzig 1853.

Juszkiewicz, Anton, Litauische Volksweisen. Krakau 1900.

Mährische Volkslieder, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 271 ff., 414.

Milewska, J. u. Karlowicz Miecz, 34 Schaukellieder. Wisla.

Mišiks, Stefan, Lieder des Slovakenvolkes, herausg. v. d. slovak. Musealgesellschaft.

Polnische Volkslieder, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 435, 440.

Rosen, Georg, Bulgarische Volksdichtungen. Leipzig 1879.

Russische Volkslieder, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 255.

Saloni, Alex, 54 Melodien. Wisla 1899.

Slovakische Volkslieder, Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde I, 270.

Staufe-Simiginowicz, Ludwig Adolf, Kleinrussische Volkslieder. Metrisch übersetzt. Leipzig 1888.

Strauß, A., Bulgarische Volksdichtungen. Wien und Leipzig 1895.

Strekelj, K., Slovenische Volkslieder. Laibach 1895—98.

Vacaresco, Helene, Lieder aus dem Dimbovitzatal. Ins Deutsche übertragen von Carmen Sylva. Bonn 1869.

Wendische Volkslieder. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde I, 432.

10. **Griechenland.** — Legrand, Emil, Chansons popul. grecques. Paris 1873.

Liebrecht, Felix, Neugriechische Volkslieder in seinem Werk „Zur Volkskunde“, S. 155—222.

Lübke, Herm., Volkslieder der Griechen in deutscher Nachdichtung. Zweite Auflage der neugriechischen Volks- und Liebeslieder. Berlin 1897.

IV. Volkslieder mit ihren Weisen.*)

1. Ausgaben für vier (und mehr) Männerstimmen.

Alpengrüße. Wien bei Rebay und Robitschek. Heft 1 enthält 15 echte Kärntnerlieder in fünfstimmigem Satze, bearbeitet von Seb. Fugger.

Franz Magnus Böhme, Ausgaben deutscher Volkslieder, für vier Männerstimmen bearbeitet. a) Sechs Volkslieder für Männerchor gesetzt, dem Frankfurter Lehrergesangverein gewidmet (1881). Mainz, B. Schott's Söhne.

*) Im Anschluß an J. Pommer, Wegweiser durch die Literatur des deutschen Volksliedes.

b) Alte Lieder aus Volksmund, für Männerchor gesetzt (1885). Mainz, B. Schott's Söhne.
c) Sieben deutsche Volkslieder aus alter und neuer Zeit. Offenbach a. M. (1882), J. André.
d) Drei Volkslieder. Offenbach (1888), J. Andree.
e) Heimische und fremde Weisen, für Männerchöre (1881). Mainz, B. Schott's Söhne.
f) Perlen aus dem Volksliederschatz (1890). Frankfurt a. M., Steyl und Thomas.
g) Sechs deutsche Volkslieder (1888). Leipzig, Th. Dietrich.
h) Fünf Volkslieder (1891). Leipzig, Th. Dietrich.

Ludw. Erk, Deutsche Liedertafel. Auswahl ernster und heiterer Gesänge für 4 Männerstimmen. Leipzig bei R. Winkler.

Joh. Herbeck, Drei Volkslieder aus Kärnten für Männerchor.

Hugo Jüngst, a) Altdeutsche Liedlein (aus dem 15., 16. und 17. Jahrh.) für Männerchor bearbeitet, op. 29. Leipzig bei C. F. W. Siegel.
b) Zwei altdeutsche Volksweisen aus dem 16. Jahrhundert. Leipzig bei A. Robitschek.
c) Drei deutsche Volkslieder aus dem 16. Jahrhundert.
d) Vier altdeutsche Volkslieder für 4 Männerstimmen bearbeitet. Bei Pabst in Delitsch.

Thomas Koschat, Fünf Kärntner Volkslieder für Männerchor eingerichtet. Leipzig bei F. E. C. Leuckart.

Eduard Kremser, Sechs altniederländische Volkslieder.

Derselbe, Sechs altniederländische Volkslieder aus der Sammlung des Adrianus Valerius vom Jahre 1626. Volksausgabe für Männerchor. Leipzig, F. E. C. Leuckart.

Karl Liebleitner, Dreißig echte Kärntnerlieder für vierstimmigen Männerchor. Wien 1903.

J. F. Lutz, Fünfundvierzig Tiroler Nationallieder für vierstimmigen Männergesang. Innsbruck bei Joh. Groß. (Nicht alle Lieder sind echte Volkslieder.)

J. C. Metzger, a) Zwei Volkslieder aus Kärnten.
b) Kärntnerlieder.

Hans Neckheim und Jos. Pommer, 222 echte Kärntnerlieder gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt. Wien, Deutscher Volksgesangverein. In zwei Abteilungen zu je 111 Liedern.

Martin Plüddemann, 7 Altdeutsche Liebeslieder nach den alten Singweisen für 4 Männerstimmen gesetzt. Berlin, Raabe und Plothow.

Josef Pommer, Sechzig fränkische Volkslieder aus der Sammlung des Freiherrn von Dithfurth ausgewählt und für vier Männerstimmen gesetzt. Herausgeg. von dem deutschen Volksgesangverein in Wien I.

Derselbe, Deutsche und deutsch-österreichische Volkslieder für vierstimmigen Männerchor. Eine Reihe von Heften. Wien bei Rebay und Robitschek.

Josef Pommer, Steirerlieder für vierstimmigen Männerchor bearbeitet. Leipzig bei F. E. C. Leuckart. 10 Lieder in 10 Heften.

Derselbe, „Die zwoa Pfeiferlbuam vom Grundlsee“. Steirisches Volkslied für vier Männerstimmen mit Begleitung von zwei Schwegelpfeifen. Leipzig bei F. E. C. Leuckart.

Derselbe, 16 Volkslieder aus den Alpen im Satze für vierstimmigen Männerchor. Wien 1897.

Rud. Rader, Lieder aus Kärnten, für fünfstimmigen Männerchor eingerichtet. 5 Hefte mit 37 Liedern.

Joh. Reiner, Drei Kärntnerlieder, wie sie im Lande gesungen werden. Graz bei C. Tendler.

J. Ed. Schmölzer, Volkslieder aus der Steiermark. Leipzig bei C. F. Kahnt.

Derselbe, Eine Fortsetzg. der vorigen Sammlung. Graz bei Gutenberg.

Franz Stöckl, Steirische Volkslieder für Männerchor. Graz bei Hans Wagner.

Friedr. Silcher, Dreißig deutsche Volkslieder für vier Männerstimmen gesetzt. Tübingen bei Laupp.

Derselbe, Gesamtausgabe der 144 Lieder. 4 Bde. Tübingen bei Laupp.

Derselbe, Silcher-Album für Männerchor. Leipzig bei Peters.

Derselbe, Volkslieder gesammelt und für vier Männerstimmen gesetzt. Tübingen bei Laupp.

Derselbe, Einundzwanzig echte deutsche Volkslieder für vier Männerstimmen. Wien 1906.

Friedr. Silcher und R. Palme, Heimatklänge, 87 deutsche Volkslieder, Tonsätze von Fr. Silcher und R. Palme, und 33 Lieder von Friedr. Silcher. Leipzig bei Max Hesse.

G. Weber, Altdeutsche Volkslieder für Männer-Chor gesetzt (1883). Zürich, Gebrüder Hug.

Karl Weidt, Kärntner Volkslieder für fünfstimmigen Männerchor gesetzt. Klagenfurt bei J. Leon d. Alt.

S. B. Wohlgemuth, Tiroler Landsturmlied (das „Spingeser Schlachtlied“ 1791) für Männerchor und Orchester eingerichtet. Wien, im Verlage des Komponisten.

2. Volkslieder in vierstimmigem Satz für Sopran, Alt, Tenor und Baß.

Joh. Brahms, Deutsche Volkslieder. Mit Klavierbegleitung.

Derselbe, Deutsche Volkslieder für vierstimmigen Chor. Leipzig bei Rieter-Biedermann.

J. R. Fuchs, Altdeutsche Volkslieder mit Zugrundelegung der Originalmelodie, für gemischten Chor gesetzt. Wien bei Rebay und Robitschek.

Hugo Jüngst, a) Drei Volkslieder aus dem 16. Jahrh. b) Liebeskummer.

Liederheft des Deutschen Volksgesang-Vereins. Mit Bemerkg. von Josef Pommer.

Rud. Palme, Liederstrauß II. 92 deutsche Volkslieder und 38 Lieder von Friedr. Silcher, für gemischten Chor ges. u. herausgeg. Leipzig bei Max Hesse.

M. Plüddemann, a) Sechs altdeutsche geistliche Volkslieder vom 12.—16. Jahrhundert genau nach den alten Singweisen. Leipzig bei Siegel.

b) Drei altdeutsche Lieder aus dem 16. Jahrhundert. Berlin, Sulzers Nachfolger.

Jos. Pommer, a) 22 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. Verlag des Deutschen Volksgesangvereins Wien I.

b) 24 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. Fortsetzg. der vorigen Sammlung. 3. Aufl. Wien 1905.

Derselbe, 22 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. Ausgewählt aus dem Liederschatze des Deutschen Volksgesangvereins, und mit Bemerkungen über die Quellen des Liedes. 5. Aufl. Wien 1906.

Derselbe, 33 Volkslieder für gemischten Chor. 2. Aufl. Wien 1904.

Derselbe, 44 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. 3. Aufl. Wien 1905.

Derselbe, Zwanzig echte alte Jodler. Für gemischten und für Männerchor eingerichtet. Wien 1906.

Derselbe, 27 deutsche Volkslieder für gemischten Chor. Wien 1907.

(Man beachte ferner die von J. Pommer herausgegebene Zeitschrift „Das deutsche Volkslied".)

Georg Scherer, Deutsche Volkslieder mit Bildern und Weisen. Leipzig bei Alph. Dürr.

45 Tiroler Nationallieder für gemischtes Quartett von J. F. Lutz.

3. Volkslieder mit Begleitung.

Hans Bellina, 25 Original-Kärntnerlieder für zweistimmigen Gesang mit Zitherbegleitg. Klagenfurt bei Joh. Hagen.

Franz Magnus Böhme, Altdeutsches Liederbuch. Leipzig bei Breitkopf & Härtel.

Derselbe, Erks deutscher Liederhort. Neue Ausgabe in drei Bänden. Leipzig bei Breitkopf & Härtel.

Johannes Brahms, Deutsche Volkslieder. Mit Klavierbegleitung. 7 Hefte.

Alex. von Edlinger, Zitherklänge aus Tirol. Sammlung der beliebtesten Tiroler Nationallieder für eine Singstimme mit Zitherbegleitung. Innsbruck bei Joh. Groß. 4 Bände.

Ludwig Erk, Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder mit ihren eigentümlichen Melodien. Berlin bei Enslin.

Derselbe, Germania. Deutsches Volksgesangbuch. Berlin bei Otto Janke.

M. Friedländer, 100 deutsche Volkslieder für eine Singstimme mit Begleitung des Klaviers. Leipzig, C. F. Peters.

J. N. Fuchs, Altdeutsche Volkslieder mit Zugrundelegung der Original-Melodien gesetzt. Wien bei Rebay und Robitschek.

Carl Hase, Felix Dahn und Carl Reinecke, Liederbuch des deutschen Volkes. Leipzig bei Breitkopf & Härtel.

Edmund Freiherr von Herbert und Franz Decker, Kärntner Volkslieder für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. 5 Hefte. Klagenfurt bei E. Siegel.

V. Jabornik, Edelrauten. 25 Lieder aus der grünen Steiermark. Graz bei Wagner.

D. H. Lange, Altdeutsche Lieder für eine Singstimme mit Pianoforte-Begleitung eingerichtet. Braunschweig bei Litolff.

v. Liliencron, M. Friedlaender usw., Volksliederbuch für die deutschen Männerchorvereine. Herausg. auf Befehl Kaiser Wilhelms II. Leipzig (1907) bei C. F. Peters.

Albert Methfessel's deutsches Lieder- und Kommersbuch. Sammlung der beliebtesten Volks-, Vaterlands-, Kriegs- und Studentenlieder für Gesang und Pianoforte. Leipzig bei Schäfer.

Hans Neckheim, Original-Kärntner Volkslieder für Sopran und Alt mit Klavierbegleitung. 2 Hefte. Klagenfurt bei Joh. Leon d. Ält.

Martin Plüddemann, a) Lieder und Gesänge für Sopran und Tenor. Mit Klavierbegleitung. München bei Alfred Schmid.

b) Altdeutsches Lied: „Es steht eine Lind' in jenem Tal" für eine mittlere Stimme und Pianoforte. Berlin bei Simon.

Josef Pommer, Liederbuch für die Deutschen in Österreich. Herausg. vom Deutschen Klub in Wien.

Friedr. Silcher, Volkslieder für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte. Tübingen bei H. Laupp.

Derselbe, Deutsche Volkslieder mit Melodien für eine oder zwei Singstimmen mit Begleitung des Pianoforte. Leipzig bei O. R. Reisland.

Silcher und Erk, Allgemeines deutsches Kommersbuch. Lahr bei M. Schauenburg.

Anton Ritter von Spaun, Österreichische Volksweisen in einer Auswahl von Liedern, Alpen-Melodien u. -Tänzen. Wien bei Manz.

Wilhelm Tappert, Deutsche Lieder aus dem 15., 16. u. 17. Jahrh. Für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte. Berlin bei C. A. Challier.

Tiroler Alpenlieder für eine Singstimme mit Pianoforte- oder Guitarrebegleitung. 6 Abteilg. Innsbruck bei Joh. Groß.

V. Zack, Heiderich und Peterstamm, 25 steirische Volkslieder. Graz bei Tendler.

Handbücher zur Volkskunde
Band IV.

Kinderlied und Kinderspiel

von

Karl Wehrhan.

Verlag von Wilhelm Heims
Leipzig 1909.

Vorwort.

In der gedrängten und übersichtlichen Form eines Handbuchs zur Volkskunde soll die vorliegende Arbeit das für weitere Kreise Wissenswerteste aus dem anmutigen Gebiete des Kinderlieds und Kinderspiels bringen. Daß dabei in erster Linie der Schatz unserer deutschen Überlieferung ins Auge zu fassen war, erscheint wohl als selbstverständlich; darum konnte nur hin und wieder darüber hinausgegangen werden. An Texten durfte sich die Auswahl nur auf verhältnismäßig wenige Proben erstrecken. Die eingehendere Forschung muß für die weiteren Belege auf die reiche Fachliteratur und auf die zahlreichen Sammlungen selbst verwiesen werden, weshalb auch hier wieder in so reichem Maße die sachlich und geographisch geordneten Literaturverzeichnisse in einem Umfange gegeben worden sind, wie bisher noch in keinem Werke.

Die anheimelnden Kinderlieder und Kinderspiele bilden in der langen und engen Kette der volkstümlichen Überlieferungen eins der hervorragendsten Glieder. Möge ihre kindlich-naive Weisheit, ihre die Kinderlust aller Zeiten und Völker hervorrufende Schönheit und ihre unverwüstliche Stärke, die sie durch das Überdauern vieler Jahrhunderte bewiesen haben, sich auch weiterhin bewähren in einer Zeit, in der alle Zeichen darauf hindeuten, daß wir einer neuen, schöpferisch aufbauenden nationalen Kulturperiode entgegengehen! Auf allen Gebieten regt es sich;

überall ringt man heute nach gesundem Fortschritt, nach wahrer Befriedigung, nach neuen Formen, nach Belebung mit vollem Inhalt; ein kaum geahnter Wetteifer spornt alle Kräfte zu frischem frohen Schaffen an. Die Volkskunde will dabei nicht hintan stehen. Im Gegenteil, sie will in einem Zeitalter, in dem leicht die Blicke von dem Nahen ab in die Ferne schweifen könnten, auf den unergründlichen Reichtum des eigenen Volkslebens und Volksdenkens, auf die gesunde Tiefe der Volksseele nachdrücklich hinweisen, damit die echte volkstümliche Eigenart, die wahre Wurzel unserer Kraft, nicht verloren gehe. Dazu will auch dieses Büchlein an seinem Teile beitragen.

Frankfurt a. M., Michaelis 1908.

K. Wehrhan.

Inhaltsverzeichnis.

I. Zur Geschichte der Kinderlied- und Kinderspielforschung.

Die Erforschung des Kinderliedes (und des Kinderspieles) blickt noch nicht auf eine lange Geschichte zurück, aber dennoch geben einige recht bedeutsame Marksteine ihr auf dem Wege der Entwicklung ein recht charakteristisches und schönes Gepräge. Sie fällt im großen und ganzen zusammen mit der Zeit der nationalen Wiedergeburt unseres deutschen Volkes, mit dem Erwachen und Aufblühen des wiedergefundenen edlen Selbstbewußtseins in den deutschen Herzen; sie hat ihre Wiege in jener Periode der deutschen Literatur, die wir mit Stolz die klassische nennen; sie reicht mit ihren Wurzeln ins 18. Jahrhundert zurück*).

In früheren Zeiten achtete man der anspruchslosen Kinderreime nicht; sie galten des Studiums eines erwachsenen Menschen nicht würdig und wurden darum nicht aufgezeichnet. Nur gelegentlich erfahren wir in den literarischen Erzeugnissen vorhergehender Jahrhunderte etwas über ihre Namen oder über ihre Spielweise. Erwähnenswert sind da vor allem die Spielverzeichnisse, die sich in Meister Altswert und in Fischarts Gargantua finden. Als aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts der absolute Wert der Volksüberlieferungen erkannt war, als man anfing, Sagen, Märchen und Volkslieder zu sammeln, da wurden auch die lieben deutschen Kinderlieder aus ihrer Wiege, in der sie so lange Jahrhunderte geruht und sich erhalten hatten, hervorgeholt, wenn die Poesie der Kinder auch vorläufig nur als mehr

*) Vergl. K. Wehrhan, Die Sage. Handbücher zur Volkskunde I. Leipzig 1908, S. 1 ff.: Geschichte der Volkssagenforschung.

oder weniger nebensächlicher Teil in einzelnen Sammlungen der deutschen Volkslieder Berücksichtigung fand.

Der englische Bischof Percy gab 1765 seine „Reliques of ancient English Poetry" heraus, Herder 1778 seine „Stimmen der Völker", dann folgten Arnim und Brentano 1806 mit „Des Knaben Wunderhorn". Stellen diese drei Werke in der Erforschung und Wertschätzung der Volkspoesie im allgemeinen bis vor hundert Jahren drei bedeutende Stufen dar, so ist ihre Reihenfolge für das Kinderlied nicht minder wertvoll. Das Interesse für das Kleine und scheinbar Unbedeutende wurde dadurch reger; mehr und mehr kam das Lied unserer Kinder zur Beachtung. Anfangs, noch unsicher und tastend, hing man noch vorwiegend an den der Kunstpoesie sich nähernden Teilen und Stücken der Sammlungen, von deren Eigenart aber die Kinderlieder sich ja häufig sehr weit entfernen. Herder selbst wurde, nebenbei gesagt, nicht erst durch Percy auf die Volkspoesie hingewiesen, wohl aber ist sein Interesse durch ihn neu geschärft worden. Er hatte schon früher selbständig gesammelt und auch Gesammeltes veröffentlicht. Er erwägt unter anderm auch, ob nicht die einfältigen und einschmeichelnden monotonen Kadenzen unserer Kinder- und Bauernlieder dem deutschen Ohr gemäßer seien als die komplizierte Bewegung antiker Metra*).

Für die Sammlung des Kinderliedes jener Zeit ist auch Friedrich Gräter (geb. 1768) und seine Zeitschrift „Bragur" zu nennen, in der er einen Aufsatz „Über die deutschen Volkslieder und ihre Musik" veröffentlichte (Bd. III S. 207 ff.). Er wollte darin nach seinen eigenen Worten Ideen zur weiteren Nachforschung anderen hinstreuen. Da spricht er von Zunftliedern, Arbeitsliedern, Tanzverschen, Schnadahüpfeln, Ringelreihen und Abzählversen, Jäger- und Schäferliedern. So viele Schichten waren bisher nie unterschieden worden; in den Gesichtskreis der Gebildeten waren vornehmlich die Ballade und das größere lyrische Lied getreten; von Kinderliedern waren einzig die Verse zur Einholung des Sommers am Sonntage Lätare nach Inhalt,

---

*) Man vergleiche über diese ganze Periode Heinrich Lohre, Von Percy bis zum Wunderhorn, Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland [a. u. d. T.: Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, hrsg. von Alois Brandl und Erich Schmidt, XXII. Berlin 1902].

Form und Vortrag gewürdigt worden. Gräter ging „ohne rationalistische Wohlweisheit“ aber weiter, er stieg zu den Ringelreihen und Spielen der Kinder hinab.

Die Zeiten der tiefsten politischen Erniedrigung Deutschlands, die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts brachten nach der anderen Seite, wie schon bemerkt, ein Besinnen auf den eigenen Wert, ein Zurückkehren zu sich selbst, ein Wiedererfreuen an dem alten deutschen Volkstum mit sich. Man suchte sich durch die übrig gebliebene und nicht zu vernichtende Schönheit der deutschen Sprache und Poesie zu trösten und drang tiefer in die Erkenntnis des eigentümlichen geistigen Lebens auch unseres Volkes ein. Neben der dadurch schon geförderten Belebung des vaterländischen Sinnes zeigte sich das eifrige Bestreben für Reinerhaltung und Entwicklung unseres Volkstums; man suchte die Literaturdenkmäler der Vergangenheit dem Studium und dem Genusse zugänglich zu machen, zu erhalten, zu benutzen, sie mit der Gegenwart zu vermählen. Es entstanden die „mannigfaltigsten Bestrebungen“, wie Hoffmann von Fallersleben sagt, „das geistige Leben unseres Volkes, insofern es sich durch Sprache und Literatur kundgibt, darzustellen“.

In diesem Bestreben, das die besten Männer seinerzeit in den vordersten Reihen sah, die Brüder Grimm und viele andere, bildet das Werk von Achim von Arnim und Clemens Brentano einen besonderen Markstein, das Wunderhorn.

Während das Volk, das größere Publikum, das Wunderhorn mit Freuden aufnahm, mit Anerkennung beurteilte, und, wie viele Gelehrte, den folgenden Bänden mit größter Teilnahme entgegensah, mäkelten andere gelehrte und verknöcherte Literaten daran herum und suchten das allgemeine Lob zu beschränken, soviel sie nur konnten. Goethe gehörte zu den ersten, die außerordentlich günstig urteilten. Ein anderer Rezensent des Wunderhorns sagte*): „. . darum haben die Herausgeber des Wunderhorns die Bürgerkrone verdient um ihr Volk, daß sie retteten von dem Untergange, was sich noch retten ließ“.

Wir können es uns hier nicht versagen, einen kleinen

*) In den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur. II. 1809 Bd. I. S. 231.

Auszug aus der eingehenden Rezension, die Goethe dem Wunderhorn zu teil werden ließ, zu geben. „Die Kritik," so sagt er in der Jenaischen Literatur-Zeitung, „dürfte sich nach unserem Dafürhalten mit dieser Sammlung nicht befassen. Die Herausgeber haben solche mit soviel Neigung, Fleiß, Geschmack, Zartheit zusammengebracht und behandelt, daß ihre Landsleute dieser liebevollen Mühe nun wohl erst mit gutem Willen, Teilnahme und Mitgenuß zu danken hätten. Von Rechts wegen sollte dieses Büchlein in jedem Hause, wo frische Menschen wohnen, am Fenster, unterm Spiegel, oder wo sonst Gesang- und Kochbücher zu liegen pflegen, zu finden sein, um aufgeschlagen zu werden in jedem Augenblick der Stimmung oder Unstimmung, wo man denn immer etwas Gleichtönendes oder Anregendes fände, wenn man auch allenfalls das Blatt ein paarmal umschlagen müßte .... Diese Art Gedichte, die wir seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Teil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zueignet und mitunter fortpflanzt — dergleichen Gedichte sind so wahre Poesie, als sie irgend nur sein kann; sie haben einen unglaublichen Reiz, selbst für uns, die wir auf einer höheren Stufe der Bildung stehen, wie der Anblick und die Erinnerung der Jugend fürs Alter hat."

Goethe hat in seiner ausführlichen Rezension des Wunderhorns den einzelnen Liedern eine knappe und doch meist sehr treffende Charakteristik gegeben, z. B.

Wiegenlied (in der Originalausgabe des Wunderhorns Bd. I. S. 92): Reimhafter Unsinn, zum Einschläfern völlig zweckmäßig.

Bettelei der Vögel (S. 115): Gar liebenswürdig.

Das Todaustreiben (S. 161): Gar lustig, wohlgefühlt und zweckmäßig.

Martinsgans (S. 226): Bauerburschenhaft, lustig losgebunden.

Wenn ich ein Vöglein wär (S. 231): Einzig schön und wahr.

Maikäferlied (S. 235): Unsinn der Beschwörungsformeln.

Marienwürmchen (S. 235): Desgleichen, mehr ins Zarte geleitet.

Kinder still zu machen (S. 362): Recht artig und kindlich.

Gewiß hatte das Wunderhorn manche Fehler; es brachte viele neugedichtete Lieder, sogar solche, deren Verfasser noch lebten, gab nicht überall den besten, auch nicht den vollständigen Text, ließ sich hier und da willkürliche und unnötige Änderungen zu schulden kommen, verschwieg oft die Quellen, gab neben recht guten auch schlechte Lieder. „Trotzdem und alledem ist und bleibt," sagt Hoffmann von Fallersleben*), „das Wunderhorn ein Werk, dessen wir uns immer freuen dürfen und mit Liebe und Dank gedenken müssen. Es war von nachhaltiger und guter Wirkung, zunächst auf unsere lyrische Poesie, dann auch auf die Musik und die zeichnenden Künste; es hat das deutsche Element mit wieder zu Ehren gebracht; es hat den Sinn für das Volkstümliche geweckt und genährt; es hat das Studium des Volksliedes angebahnt und manchen zum Sammeln und Forschen ermuntert, so daß nach und nach der Schatz unserer alten Lieder aus seltenen Büchern und Handschriften ans Licht getreten ist, und die noch im Volke vorhandenen vom allmählichen zwar, aber sicheren Untergange gerettet sind. Das Wunderhorn hat seine Sendung erfüllt".

Arnim starb 1831, Brentano 1842, das Werk ist so geblieben, wie es war.

Nach Erscheinen des Wunderhorns mehrten sich die gelegentlichen und planmäßigen Mitteilungen über die Kinderreime in Zeitschriften. Auch verschiedene Spezialsammlungen, darunter mundartliche, erschienen. Die Wichtigkeit des in den niederdeutschen Kinderreimen steckenden interessanten Stückes Volkstums als erster in hervorragender Weise erkannt und betätigt zu haben, dürften wir dem Senator Smidt in Bremen zuschreiben, der schon 1836 die hübsche Sammlung „Kinder- und Ammenreime in plattdeutscher Mundart" anonym zum Besten des Frauenvereins veröffentlichte, eine Sammlung, die später öfter nachgedruckt, d. h. in andere Sammlungen, z. B. in Simrocks Kinderbuch aufgenommen wurde. Dieses letztere

*) Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache, Literatur und Kunst II. 1855 S. 261 ff.

Werk war das erste allgemeine deutsche Kinderbuch, 1848 in Simrocks Volksbücher-Serie erschienen, in einer Reichhaltigkeit von über 1100 Nummern. Simrock hat darin alles zusammen getragen, was bisher an Kinderreimen irgendwo gedruckt war, soweit er es erreichen konnte; er vermehrte dann diesen Stoff noch durch eigene Sammlungen aus mündlichen Quellen. Simrocks Kinderbuch enthielt, eben weil es als Volksbuch herausgegeben wurde, kein wissenschaftliches Beiwerk; Erläuterungen jeder Art, selbst Quellenangaben fehlten vollständig. Diese wissenschaftliche Seite führte vor allem ein großes Werk aus, das im Jahre 1857 erschien: Ernst Ludwig Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, „ein Buch voll tiefer Gelehrsamkeit, das durch seine geistreichen historischen Abhandlungen alle überragt", wie F. M. Böhme sagt. Es ist ein Werk, das sich in manchen Teilen auch heute noch nicht überlebt hat, wenn man auch den mythologischen und anderen Schlußfolgerungen nicht beistimmen kann.

Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts hat nun die Forschung über die „Kinderpoesie" immer mehr zugenommen; viele Sammlungen erschienen, die hier nicht alle angeführt werden können; sie sind ja unten in dem Literaturverzeichnisse nachzusehen. Wir können es noch heute den Verfassern Dank wissen, daß sie oft unter vielen Opfern und Mühen die dahinschwindenden Überreste aus unserer Väter Tagen gerettet haben. Aus all diesen vielen großen und kleinen Sammlungen unseres deutschen Vaterlandes ist nun vor ungefähr einem Jahrzehnt ein Werk hervorgegangen, das das Zerstreute in wünschenswerter Weise zusammenfaßt, dem Forscher reiches Material zu seinen Untersuchungen bietet, ihn des eigenen Suchens in den oft so zerstreuten Quellen vielfach enthebt, das über die Verbreitung der einzelnen Reime und Spiele hinreichende Auskunft gibt und auch für das ganze Gebiet der Kinderliedforschung, sowie zu einzelnen Reimen, anregende Mitteilungen bringt: Franz Magnus Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, 1897 in Leipzig erschienen. Dadurch ist die Kinderliedforschung in der angenehmen Lage, einen Mittelpunkt zu haben, wie ihn manches andere Spezialgebiet der deutschen Volkskunde leider noch nicht besitzt.

Literatur: Wunderhorn. Achim von Arnim und Clemens Brentano. Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder gesammelt. Heidelberg 1806—1808. 3 Bde. Kinderlieder als Anhang zum Wunder-

horn. Heidelberg 1808. Bd. I. 2. Aufl. 1819. 3. Aufl. Berlin 1845. 1846 mit einem 4. Bande, nach von Arnims handschriftlichem Nachlaß hrsg. v. Ludwig Erk. Von den Herausgebern des Wunderhorns wurde eine kleine Melodiensammlung veranstaltet: Vierundzwanzig alte deutsche Lieder aus dem Wunderhorn mit bekannten meist älteren Weisen, beim Klavier zu singen. Heidelberg 1810.
(Die verschiedenen Neuausgaben dieses Werkes hier aufzuführen, können wir wohl unterlassen.)

Joh. Wolfg. von Goethe. [Rezension des „Wunderhorn", Bd. I.] (In der bei Henschel, Berlin erschienenen Ausgabe von Goethes Werken, XXIX, S. 384—398.) (Jenaische Literatur-Zeitung Nr. 18 u. 19 vom 21. u. 22. Januar 1806. S. 137—148.) Hoffmann von Fallersleben. Zur Geschichte des Wunderhorns. (Weimarer Jahrbuch II. 1855. S. 261 ff.) — W. Kreiten. Wie entstand des Knaben Wunderhorn? (Stimmen aus Maria-Laach 1896.) — O. Warnatsch. Des Knaben Wunderhorn und der lai du corn. (Ztschrft. f. vergleich. Liter.-Gesch. XI. 1897. S. 481—484.) — Zu des Knaben Wunderhorn. (Alemannia II. 1874. S. 181—191, III. 1875. S. 164—172; IV. 1876. S. 33—45; 283—288; VIII. 1880. S. 55—74; X. 1882. S. 142—154; XI. 1883. S. 51—80; XIV. 1886. S. 194—214; XV. 1887. S. 41—50; XVIII. 1890. S. 72—74.) — Felix Atzler. Nachträge und Bemerkungen zu des Knaben Wunderhorn. (In: Festgabe für Wilhelm Crecelius. Elberfeld 1881. S. 124—132.) — Fr. Pfaff. Zum Wunderhorn. (Ztschrft. f. vergleich. Liter.-Gesch. N. F. 1888. S. 264.) [Nur über das Titelkupfer zum 3. Bande.] — P. Ernst. Des Knaben Wunderhorn: (Deutsche Heimat. V. 1902. S. 625—631.)

Literatur: Geschichte des Kinderlieds und Kinderspiels. Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum. Würzburg 1864. [Darin griechische und römische Spiele beschrieben.] — Meister Altswert. [Mittelhochdeutsches Gedicht, vermutlich vom schwäbischen Ritter Hermann von Sachsenheim, 1458.] Neuausgabe durch Holland und Keller. Stuttgart 1850. [Darin ein Abschnitt: „Der Tugenden Schatz" mit einem Verzeichnis von 54 Spielen.] — Sebastian Frank. Weltbuch. Würzburg 1534. [Darin manches über deutsche Volksfeste und Ansingelieder.] — Johann Fischart. Geschichtklitterung von Gargantua 1590. Erste Ausgabe: Geschichtschrift 1575. Neudruck Halle 1885. [Darin belangreich ein Spielverzeichnis in Kap. 25, erste Ausg. Kap. 26]. — Kleidungsbüchlein des Augsburger Bürgers Veit Konrad Schwarz [geb. 1541.] [Darin viele Kinderspiele beschrieben. Abgedruckt in: Scheible, Gute alte Zeit. Stuttgart 1847.] — Melchior Frank. Fasciculus quodlibeticus. Nürnberg 1611. Wiederholt 1615. [Darin auch einige Kinderreime mit Noten.] — Hadr. Junius. Nomenclator omnium rerum propria nomina varia linguis explicata. Paris 1617. [Darin S. 319—324: Spiele.] — J. Scheible. Die gute alte Zeit. Stuttgart 1847. [A. u. d. T.: Das Kloster, Bd. VI. S. 558—572, Kinderfeste und Kinderspiele der Vorzeit.] — C. M. Blaas. Ein Kinderspruch aus dem 15. Jahrhundert. (Germania XXIII. S. 343.) — Albert Richter. Zur Geschichte des deutschen Kinderspiels. (Westermanns Monatshefte 1870.) — Ignaz Zingerle. Das deutsche Kinderlied im Mittelalter. Wien 1868.

2. Aufl Innsbruck 1873. — Albert Richter. Über deutsche Kinderreime. Kulturhistorische Skizzen. (Mitteil. d. deutschen Gesellsch. zur Erhaltung vaterländischer Sprach- und Altertümer in Leipzig VI. Leipzig 1877.) — Albert Richter. Zur Geschichte des Kinderspiels. (Wiss. Beil. der Leipziger Zeitung 1886, Nr. 55. 57.) — P. B. Green. A history of nursery rhymes. London 1899. — H. Boesch. Kinderleben in der deutschen Vergangenheit. Leipzig 1900. [A. u. d. T.: Monographien zur deutschen Kulturgeschichte von Georg Steinhausen, Nr. 5.] — H. Lohre. Von Percy zum Wunderhorn. Beiträge zur Geschichte der Volksliedforschung in Deutschland. Berlin 1902. — Th. Ebner. Kinderspiele in alter Zeit. (Nordd. Allg. Ztg. 1903, Nr. 214.) — K. Blind. Uralte Lieder unserer Kinderwelt. (Voss. Ztg. 1903. Sonntagsbeilage Nr. 18.) — Hermann L. Köster. Geschichte der deutschen Jugendliteratur in Monographien. I. Teil. Hamburg 1906. [Darin S. 69—76: Der Kinderreim.]

II. Zum Wesen des Kinderlieds und Kinderspiels.

Gern weilt unser Blick auf einer fröhlichen, heiteren, spielenden Kindergruppe; es erheitert unser Herz und Gemüt, die sorglosen und für die Zukunft unbekümmerten Wesen so mit ganzer Seele ihrem Spiel ergeben zu sehen. Wem fiele dabei nicht die eigene selige Jugendzeit ein! Ja, die Erinnerung an eine ferne Jugend ist schön, und ohne daß wir es wollen, lassen wir sie wieder aufleben, wenn wir flinke Knaben spielen und muntere Mädchen den Reigen tanzen sehen!

Hier soll auch von solchen Erinnerungen an die Jugendzeit die Rede sein. Jeder wird in seiner Kindheit, wo und wie er sie auch verlebte, gespielt und gesungen, getanzt und gescherzt, gekost und geherzt haben. Insbesondere wollen wir die zarten Erzeugnisse der kindlichen Poesie, wenn man so sagen darf, näher betrachten, das Kinderlied und Kinderspiel. Beide stehen in so inniger Beziehung zueinander, daß sie füglich nicht ganz von einander getrennt werden dürfen. Man könnte schon eher den Kinderreim von den Spielen absondern; aber bei den meisten Spielen gibt es auch einen Reim, der gesprochen oder gesungen wird, und andererseits gibt es viele Erzeugnisse der Kinderdichtung, die nicht als eigentliche Kinder-

spiele angesehen werden und die ihrem Wesen nach doch wirkliche Spiele sind (z. B. die Kniereiterliedchen), bei denen für das Kind das eigentliche Spiel doch zum Wesentlichsten gehört.

Das Wort Kinderlied, Kinderreim, Kinderspiel soll hier nur die volkstümlichen Erzeugnisse der Kinderdichtung bezeichnen, solche Liedchen, Sprüche und Spiele, die sich seit Jahrhunderten und Jahrtausenden durch mündliche Tradition fortgepflanzt haben und so auf uns gekommen sind. Die Kunstdichtung ist hier vollständig ausgeschlossen. Sie hat ja auch manches für unsere Kinder gebracht, was zu den edelsten Perlen der Dichtkunst gehört. Man denke nur an die hübschen Dichtungen eines Hoffmann von Fallersleben, eines Rudolf Löwenstein, Robert Reinick, Friedrich Rückert, Friedrich Güll u. a. Aber diese Dichtungen sind mit Absicht zur Unterhaltung, Belehrung und Mahnung der Jugend ausgedacht und von einem einzelnen in die Form gebracht, die sie haben. Mit jenen Reimen und Spielversen, die jedem Erwachsenen noch als sonnenhelle, liebliche und echt kindliche Freude erweckende Erinnerungen aus seliger Jugendzeit in der Seele aufsteigen, wenn er an die Kindheit zurückdenkt, oder an sie erinnert wird, ist es ganz anders. Sie sind nicht Eigentum eines einzelnen nach Inhalt und Form; sie haben zum Inhalt, was alle Glieder des Volkes und der Kinderwelt bewegt, und haben zum Verfasser vielleicht eine ganze Reihe von Generationen, die alle umformend und ändernd an ihnen tätig gewesen sind. Zu den Spielen gehören hier auch nicht die kunstmäßig erdachten Spiele, insbesondere nicht die feineren Spielsachen, die kostbaren Puppen, (obgleich die Puppe an und für sich volkstümlich ist), die prächtig ausgestatteten Puppenhäuser, die ganzen Regimenter von Soldaten, die großen Jagden usw.

Wenn wir den Kinderreimen einen Platz anweisen wollen, so können wir sie zwischen die Sprichwörter und die eigentlichen Volkslieder stellen. Diesen sind sie einmal hinsichtlich ihrer Entstehung nahe verwandt; sie sind als Kinder desselben Geschlechts auf demselben Boden erwachsen. Sie haben keinen bestimmten Verfasser, wenigstens keinen nachweisbaren; sie sind ein echtes Produkt der Volksseele, das, wenn es auch ursprünglich von einem einzelnen die erste Form und Fassung erhalten hat, doch den Veränderungen unterworfen ist, die wir am Volksliede kennen. Das ist die

und sieht die Dinge an, wie sie sich ihm darstellen. Dem Kinde ist der Satz: naturalia non sunt turpia (natürliche Dinge sind nicht häßlich) noch volle Wahrheit. Wenn es erst anfängt, sich solcher Dinge zu schämen, hat es schon den Einfluß der Gesellschaft und der Sitte verspürt, hat es von dem Baume der Erkenntnis gegessen" *): Wirkliche Gemeinheiten sind nicht kindlicher Art.

Wie ist es mit den Roheiten? Die Kinder haben sich zuweilen im Spiel mit gefangenen Vögeln und anderen Tieren beschäftigt in einer Weise, die wir in keiner Beziehung gut heißen können. Wie heute die Buben und selbst kleine Mädchen Maikäfer an einem Faden befestigen und sie dann fliegen lassen, so scheinen sie es früher mit Vögeln gemacht zu haben. Schon Geiler von Keisersberg erzählt darüber **): „Wenn ein knab ein spetzlin gefacht, so bindt er es an einen faden, etwan wies armes lang oder zwaier, und laßt das spetzlin fliegen und behelt den faden in der Hand; so fleugt es auff und maint, es wöl hinweg, so zeucht der knab den faden zu im, so felt das spetzlin wieder ab." Käfer an Fäden fliegen zu lassen, war übrigens schon der römischen und griechischen Jugend bekannt. Das ist natürlich Tierquälerei; das Kind sieht die Sache aber mit anderen Augen an, worauf wir bei der Psychologie des Kinderspiels noch einmal zurückkommen. Bei aufmerksamem Forschen nach den Ursachen, die solche Erscheinungen hervorbringen, bewährt sich auch hier oft das Wort:

Die Unart, die ich finde
Im Kinde,
Ist, wohlverstanden, Tugend
Der Jugend.

Doch soll damit nicht die Tat an sich in Schutz genommen sein.

Vieles von dem, was unsere deutschen Kinderlieder und Kinderspiele enthalten, gehört, worauf hier nur in Kürze hingewiesen werden soll, zu dem Schatze, der allen Nationen

*) L. Strackerjan, Aus dem Kinderleben. Oldenburg 1851. S. 7.

**) In seinem „Granatapfel", gedruckt 1511, hier mitgeteilt nach Ignaz Vincenz Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter (Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Klasse. VII. Wien 1868. S. 119. 120).

oder doch vielen gemeinsam ist; es ist gleichsam ein allgemein menschlicher Fond, ein sich über einen großen Teil der Erde erstreckendes Beweismaterial im Leben und Treiben unserer Liebsten. Es wird sich bei den einzelnen Reimen und Spielen noch Gelegenheit bieten, darauf näher einzugehen.

Wer sich aber liebevoll in die Kinderwelt und ihre Schätze zu versetzen vermag, der wird finden, das die wirkliche und wahre Geschichte des deutschen Volksgeistes und Volkslebens ihre Quellen nicht nur in Pergamenten und Akten, sondern auch im Volksherzen und auch in der Heimlichkeit dieser Kinderreime und Kinderspiele findet.

Literatur: Allgemeine Bedeutung von Kinderlied und Kinderspiel. H. Steinthal. Zur Volksdichtung. [Mit Rücksicht auf Dungers Werk.] (Ztschrft. f. Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft XI. 1. 1879.) — Mielck. Zu den Volksreimen. (Niederd. Korrespondenzbl. V. 1880. S. 11 f.) — J. Weingärtner. Das Kind und seine Poesie in plattdeutscher Mundart. Münster 1880. — H. Ploß. Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Anthropologische Studien. Berlin 1876. 2. bedeut. verm. Aufl. Berlin 1882. — A. Englert. Zum Kinderlied. (Mitteil. zur bayrischen Volksk. I. 1895.) — R Hildebrand. Beiträge zum deutschen Unterricht. Leipzig 1897. [Darin S. 27—33: Ein Scherzspruch aus Volksmund, alt und neu; S. 39—43: Ein Kinderlied mit tiefem Hintergrunde; S. 43—59: Metrisches aus dem Kinderliede; S. 430—436: Humor im Kinderliede.] — E. H. Meyer. Deutsche Volkskunde. Straßburg 1898. [Darin S. 118—130: Kinderlieder und Kinderspiele.] — M. Gerhardt und R. Petsch. Uckermärkische Kinderreime. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. IX. 1899. S. 273-284, 389—395.) [Mit vielen wertvollen Hinweisen.] — O. Wiener. Das deutsche Kinderlied. (Bohemia 1902. Nr. 70.) — F. M. Schiele. Brauch und Spiel in Lied und Reim. [Pädagogische Blätter XXXIII. 1903. S. 76-85, 105—121; XXXIV. 1904. Nr. 2. 3.] — S. Singer. [Über] deutsche Kinderspiele. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XIII. 1903. Heft 1 und 2.) — O. Wiener. Das deutsche Kinderlied. Prag 1904 25 S. (A. u. d. T.: Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 304.) — K. Wehrhan. Kinderlied und Kinderspiel. (Ztschrft. d. Vereins f. rhein. u. westfäl. Volksk. I. 1904. S. 175—189.)

III. Die Arten der Kinderlieder und Kinderspiele.

Eine zweckmäßige Einteilung der Kinderreime bietet allerhand Schwierigkeiten. Wohl sind einige der Reime lyrisch, z. B. Wiegenlieder, Kindergebete und Ringelreihen, andere episch, z. B. Auszählreime, und wieder andere dramatisch, z. B. Kinderspiele. Eine sehr erhebliche Anzahl von ihnen gehört aber mehreren Gruppen an, so daß die Zuordnung nicht eine reinliche Scheidung ermöglicht. Am besten ist es noch immer, wenn man sie nicht nach ihrer Form, sondern nach ihrem Inhalt, bezw. nach ihrer Anwendung einreiht. Wir schließen uns im großen und ganzen dem Ordnungsprinzipe an, das die weitaus bedeutendste deutsche Kinderlied- und Kinderspielsammlung der neueren Zeit (Böhme) befolgt.

A. Kinderlieder.

1. Wiegenlieder.

Es hat etwas Erhebendes, eine deutsche Mutter an der Wiege ihres Lieblings die alten sanften Wiegenlieder singen zu hören. Seit jeher ließen es sich die Mütter nicht nehmen, darin ihre Mutterwonne auszusingen. Wie schrecklich eine sang- und klanglose Kindheit ist, sagt uns folgende tiefsinnige Sage: Kaiser Friedrich II. ließ einmal einige Kinder zum Zwecke der wissenschaftlichen Forschung so aufziehen, daß sie keinen menschlichen Laut und kein Lied zu hören bekamen, um so zu erfahren, welche Sprache sie selber wohl reden würden; doch, so vermeldet der Chronist, die Kleinen mußten vor der Zeit sterben, weil sie nicht mit Liedern eingeschläfert wurden. Von jeher ist den deutschen Müttern für ihr Singen an der Wiege großes Lob gesungen worden; sagt doch z. B. Friedrich Rückert von der Bedeutung solchen Spieles für sich und seine Jugend:

Ich war ein böses Kind,
Und schlief nie ungesungen;
Doch schlief ich ein geschwind,
Sobald ein Lied erklungen,
Das mir die Mutter sang gelind.

Und viele berühmte Männer wissen nicht genug davon zu erzählen, wie sie von ihren Müttern in der Wiege besungen wurden. Schiller gedenkt an seine Jugend, als er die Macht des Gesanges preisen will; Goethe erzählt von seinem fabulierenden Mütterchen; Mozart schlief nie ein, ohne mit seinem Vater gesungen zu haben.

Die Wiegenlieder sind herzinnig treu, offen und naiv, neckisch und schelmisch, gemütvoll und unschuldig. Manche sind nur des onomatopoetischen Spieles wegen da, und wir dürfen dann in ihnen keinen tiefen Inhalt suchen wollen; man kost eben, und dazu ist Silbenklang und Reimspiel, Säusellaut und Klangnachahmung gerade gut.

Wiegenlieder hat man seit jeher gesungen. Schon Fischart sagt:

Wo Honig ist, da sammeln sich die Fliegen,
Wo Kinder sind, da singt man um die Wiegen.

Ein schönes Beispiel bildet ein griechisches Lied des Dichters Theokrit (300 v. Chr.), wenn es auch kein volkstümliches Reimchen ist:

Schlaft mir, Kinderchen, süß, o schlaft den erquickenden Schlummer,
Trauteste, schlaft, o Seelchen, ihr Zwillinge keck voll Lebens,
Liegt in seliger Ruh und erreicht in Ruhe das Frühlicht.

Schon Plutarch erwähnt die Wiege, die im deutschen Mittelalter um 1230 in einer Zeichnung bezeugt ist.

Die Melodie der Wiegenlieder ist von anmutigem, eigentümlich schaukelndem, sanftem Rhythmus, so daß sie schon ohne Text erkannt werden kann; die einschmeichelnde Melodie hat sich ganz dem Takte der Wiege angeschmiegt.

Gänschen und Schäfchen spielen im Wiegenliede eine Rolle. Das Schäfchen wird als liebes, geduldiges, sanftes Tier gepriesen; das Kind soll so wie es werden, dafür soll es dann allerlei schöne Sachen erhalten: Rosinen und Mandelkern, Äpfel und Nüsse u. a. Das Gänschen soll Mitleid erwecken, weil es keine Strümpfe und Schuhe hat. Sollen das angenehme Vorstellungen sein, so benutzt das Wiegenlied andererseits auch unangenehme Vorstellungen, um das Kind

zum Schlafen zu bringen, selbst der Tod*) muß herhalten:

Hunne, hunne, hunne,
Der Tod sitzt uf der Tunne.
Er hoat a langen Kittel oan,
Er will die klênen Kinder hoan.

Ninne, ninne, sause,
Der Tod steckt hinterm Hause,
Er hat ein kleines Körberlein,
Er steckt die bösen Kinder nein,
Die guten läßt er sitzen
Und kauft ihn'n rote Mützen.

Es mögen nun noch einige Wiegenlieder in Auswahl folgen:

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Der Vater hüt't die Schaf,
Die Mutter schüttelt's Bäumelein,
Da fällt herab ein Träumelein.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Da draußen geht ein Schaf,
Das hat so weiße Füße
Und gibt die Milch so süße ....

Schlaf, Kindchen, süße!
Ich bring dir Äpfel und Nüsse,
Mandelkern und Feigen;
Das Kind soll schlafen und schweigen ....

Eia popeia, was raschelt im Stroh?
Gänschen sind barfuß und haben keine Schuh.
Der Schuster hat Leder, kein'n Leisten dazu:
Was woll'n wir mit den armen Gänschen tun?

Buko von Halberstadt,
Bring doch meinem Kinde was!
Was soll ich ihm den bringen?
Rote Schuh mit Ringen,
Schöne Schuh mit Gold beschlagen,
Die soll unser Kindlein tragen.

*) Vergl. K. Weinhold in Zeitschrift des Vereins für Volkskunde V. 1895. S. 214—217.

Literatur: Wiegenlieder. Max Friedländer. Wiegenlieder. Leipzig. [o. J.] — Hoffmann von Fallersleben und Richter. Schlesische Volkslieder. Leipzig 1842. [Darin Wiegenlieder.] — M. Moltke. Wiegenlieder. Was die deutsche Mutter ihren Kindern singt. Leipzig 1876. — O. Glöde. Niederdeutsche Wiegenlieder. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht VII. 1893. S. 268). — A. Englert. Wiegenlieder aus dem Spessart. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. IV. 1894. S. 54—60, 88 ff.) — Hub. Gierlichs. Wiegenlieder aus der Gegend von Reifferscheid. (Rheinische Geschichtsblätter II. Bonn 1896. S. 275—278.) — Renn. Wiegenlieder aus Treblin. (Blätter f. pomm. Volksk. V. 1897. S. 41 f.) — C. Schumann. Niederdeutsche Wiegenlieder. (Urquell I. 1897. S. 243. 244.) — J. Kusserow. Wiegenlieder aus Charbrow, Kreis Lauenburg. (Bl. f. pomm. Volksk. VII. 1899. S. 108 f.) — O. Notholz. Wiegen- und Kinderreime [aus Schaumburg-Lippe]. Bückeburg 1901. — Hub. Gierlichs. Wiegenlieder vom Niederrhein. (Rhein. Gesch.-Bl. VI. Bonn 1901/02. S. 118—126.) — Hub. Gierlichs. Wiegenlieder aus der Gegend von München-Gladbach. (Ebda. VI. 1901/02. S. 348—352, 381—383.) — Frankamp. Wiegenlieder aus der Osnabrücker Gegend. (Niedersachsen. VIII. Bremen 1902/03. S. 292.) — Wiegenlieder. (Deutsche Volkslieder aus dem östlichen Böhmen III. 1903.) [Mit Melodien und Literaturangaben.] — Julius Dorn. Niedersächsische Wiegenlieder [aus Voerde.] (Niedersachsen X. Bremen 1904/05. S. 292.) — W. Hardebeck. Wiegenlieder [aus Ankum]. (Ebda. X. 1904/05. S. 366.) — K. Alb. Kägebein. Mecklenburgische Wiegenlieder. (Ebda. XIII. 1907/08. S. 228—229.) — Buko von Halberstadt. G. Sello. Das Halberstädter Schlummerlied. (Mitteil. d. Vereins f. Anhaltische Gesch. u. Altertumskunde IV, 5. 1885. S. 333—348.) [Vgl. ebda. IV, 4.] — A. Klutz. Buhkäuking von Halberstadt. (Bl. f. pomm. Volksk. I, 1. 1892.) — A. N. Harzen-Müller. Niederdeutsche Städtelieder. (Niedersachsen VII. Bremen 1901/1902. S. 67—69.) [Darin u. a. Bukóken v. H.] — Bremer. Bartels. Englert. Zum Wiegenliede vom schwarzen und weißen Schafe. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht V. 1891. S. 59. 282. 359.) — Liedchen zum Einschläfern der Kinder. [Hans Pitterken, Sandmännchen.] (Das deutsche Volkslied, hrsg. v. J. Pommer. V. 1903. S. 96. 157.) — Zur Deutung des Kinderliedchens Kinne- Winne- Winnchen. (Ebda. V. 1903. S. 115 ff.) — H. Moses. Unser Bua der Veitl. Ein Wiegenlied [aus Liesling bei Pottschach]. (Ztschrft f. österr. Volksk. III. 1897. S. 179 ff.) — F. A. Bacciocco. Eja popeja, das älteste deutsche Wiegenlied. (Alt-Wien. Monatsschrift f. Wiener Art u. Sprache XXXIV. 1894.) — A. L. Haiderl pupaiderl. (Ebda. XXXIV. 1894.) — K. Weinhold. Über ein schlesisches Wiegenlied. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. V. 1895. S. 214—217.)

2. Koselieder und Scherzreime.

Hierher gehören alle Reime, welche in den ersten Lebensjahren des Kindes zu seiner Erheiterung und Unterhaltung von Müttern, Ammen usw. gebraucht werden: Reime beim

Baden und Anziehen; wenn die Hosen zerrissen sind; beim Kitzeln, um das Kind zum Lachen zu bringen; Krabbel- und Schmeichelreime, Händeklatsch- und Fingerspielverschen, Trost- und Beruhigungssprüchlein; Reime beim Essen; Heilsegen, wenn sich das Kind weh getan hat, wenn es den Schlucken hat; beim Tragen, Heben, Hin- und Herschwingen; wenn man das Kind tanzen läßt; wenn man es auf dem Rücken hat; ferner Redensarten und Scherze beim Stillen, Entwöhnen, Einlöffeln der Speisen, Waschen, Gehenlernen, Zahnen, Niesen usw.; man vergesse auch die Kose- und Schmeichelnamen nicht, die den Kindern beigelegt werden. Alles dient der liebevollen Unterhaltung und der Förderung der erwachenden geistigen Kräfte des Kindes. Es mögen einige der Reime folgen:

Patschhändchen:

Schmeerhändchen,
Teerhändchen,
Pack, pack ins Händchen,
Killekillekillekillekille ins Händchen.

Krabbelreim:

Kriwwele, krawwele,
Langweis, kreuzweis,
Löchel bohren,
Näslein zupfen,
Härchen rupfen,
Und — 'nen großen Platsch!

Fingermärchen:

Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der liest sie auf,
Der ißt sie auf,
Und der sagt: Warte, ich will es der Mama sagen!

Beim Gehenlernen:

Rechten, linken,
Speck und Schinken,
Brot und Wurst,
Das macht Durst.

Heilspruch:

Heile, heile, Segen,
Morgen gibt es Regen,
Übermorgen Schnee,
Tut's Kindle nicht mehr weh!

3. Schaukel- und Kniereiterlieder.

Sie haben große Ähnlichkeit mit den Kosereimen, werden aber in erster Linie von den Vätern mit den Kindern gesungen. Sie befördern nicht nur die beglückende Unterhaltung, sondern tragen zur Herzlichkeit des Verhältnisses zwischen Vater und Kind nicht wenig bei, da ersterer ja in der Regel sich nicht so oft mit seinem Kinde beschäftigen kann.

Schaukelreim:

Hopp, hopp, hopp, hopp, Reiterlein,
Wenn die Kinder kleiner sein,
Reiten sie auf Stöckelein,
Wenn sie größer werden,
Reiten sie auf Pferden,
Wenn sie größer wachsen,
Reiten sie nach Sachsen,
Soll ich dir eins holen,
Mußt du mit nach Polen.
Hopp, hopp, hopp, hopp, hopp, hopp!

Kniereiterreim:

So fahren die Damen,
So reiten die Herren,
So juckelt der Bauer,
Hopp, hopphopp, hopphopp!

4. Kinderzucht und allerlei Reime aus der Kinderstube.

Für die Mahnung und Drohung, Warnung und Lehre hat die Kinderstube eine Reihe von Reimen, die „zu wehren den Knaben und lehren die Mädchen" hervorgebracht sind. Dazu kommt alles sonstige gereimte Geplauder, an dem die Kinderstube so reich ist. Eine besondere Stelle nimmt darin eine Schreckgestalt ein, die in verschiedenen Gegenden verschiedene Namen hat. Diese Gestalt ist alt; schon die Griechen kannten sie. Der Geograph Strabo (ca. 90 v. Chr.) sagt

davon: „Wir erzählen den Kindern liebliche Märchen zur Ermunterung; aber auch sie abzuhalten, schreckliche, wie jene von der Lamia, der Gorgone, von Ephialtes und Mormolyk“ *). Und schon Moscherosch tadelt in seinem „Christlichen Vermächtnis“ jene „unverständigen Eltern und loses Gesinde, welche die Kinder mit Mummel, Butzenmummel, langem Mann, dem schwarzen Mann, der Holzmutter, dem bösen Mann, dem Hopmann, dem Kametfeger, und wer weiß was für Narren schrecken“.

Butzemann:

Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann
In unserm Haus herum.
Er rüttelt sich, er schüttelt sich,
Er wirft sein Säckchen hinter sich.
Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann
In unserm Haus herum.

Bei Tische:

Kindlein, willst du Suppe essen,
Darfst das Blasen nicht vergessen!

Nahrung:

Bim, bam, beier,
Die Katze mag keine Eier,
Was mag sie denn?
Speck aus der Pfann,
Bier aus der Kann!
Futtika! Du Leckerzahn!

Beim Weinen:

Die Tränlein, Tränlein fließen
Wie's Bächlein auf der Wiesen.

Beim Vielfragen:

Wie heißt? Hans Geist.
Wie weiter? Drei Reiter.
Wie meih? Papagei.
Wie wenig? Drei König.

*) Vergl. Böhme a. a. O. Einleitung XXVI. Lamia = kinderfressende Frau; Gorgone = Frau mit Schlangenhaaren, ehernen Händen und Zähnen, so groß wie Eberhauer, ihr Anblick tötete und versteinerte; Ephialtes = himmelstürmender Riese; Mormolyken = Geister und Gespenster.

Schulreim:

Sitzenbleiben ist mein Vergnügen,
Wenn die Faulen Urlaub kriegen.

Im Dämmerstündchen:

Liebe Mutter, 's wird finster,
Zünd's Lämplein nun an,
Mach Feuer in d'n Ofen
Und setz dich mit dran!

Ostern:

Wenn's Ostern ist, wenn's Ostern ist,
Dann schlacht't mein Vater 'n Bock,
Dann spinnt meine Mutter, dann spinnt meine Mutter,
Dann krieg ich 'n neuen Rock.

Beim Tauschen:

Einmal gegeben, zweimal genommen,
Dreimal in die Hölle gekommen.

Beim Tanzen:

Hopp, Mariandchen, hopp Mariandchen,
Komm, wir wollen tanzen!
Nimm ein Stückchen Käs' und Brot,
Stecks in deinen Ranzen,
Aus dem Ranzen in den Sack,
Nimm ein Prieschen Schnupftaback.

Beim Versagen von Sachen:

Messer, Gabel, Scher' und Licht,
Paßt für kleine Kinder nicht.

Gasselreim:

Dreimal, dreimal rund ums Haus,
Hänschen, bist du drinnen?
Reich mir deinen Rocken 'raus,
Will dir helfen spinnen.

Bettelhochzeit:

Bürstenbinders Tochter und Besenbinders Sohn,
Die haben sich versprochen, sie woll'n einander han.
Die Mutter kam gelaufen und schrie im Laufen laut:
Viktoria! Viktoria! Meine Tochter ist 'ne Braut.

Und wenn sie erst beisammen sind und haben dann kein
Haus,
So setzen sie sich ins Körbel und gucken oben heraus.

Literatur: Sprech- und Zungenübungen. A. Treichel. Sprech- und Zungenübungen aus Preußen. (Am Urquell V. 1894. S. 122—126; 144—148; 180—182; 222—224.) — C. Dirksen. Ostfriesische Lautspiele und Sprechübungen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. IV. 1894. S. 91 f.) — L. Fränkel. Zungenübungen. (Am Urquell. VI. 1895. S. 134.) — O. Schütte. Braunschweigische Sprechübungen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. X. 1900. S. 336 f.) — A. Treichel. Zungenübungen aus Preußen. (Urquell. N. F. II. 1897. S. 254—256.) — F. Asmus. Plapperreden. (Bl. f. pomm. Volksk. IX. 1901. S. 273 f.)

5. Das Kind im Verkehr mit der Natur.

Das Kind steht mit allen Wesen der Natur auf vertrautem Fuße: Katze und Hund sind ihm werte Spielgenossen, Maikäfer und Schmetterling bereiten ihm helle Freude; Löwenzahn und Kornblume geben ihm erwünschtes Material zu schmucken Kränzen; die lebhafte Phantasie des Kindes weiß noch von keiner Schranke zwischen sich und dem Tiere. Darum redet und tut es mit ihnen, wie mit seinesgleichen in guten und bösen Worten, grüßt und besucht, liebkost und zankt sie. Selbst Sonne und Mond schauen vom Himmel hernieder, wie zwei menschliche Antlitze.

Tierwelt: Henne:

Kleines, kleines Klüterchen,
Was tust du in mein'm Hof?
Du pflückst mir alle Blümechen,
Du machst das gar zu grob;
Papa, der hat's verboten, Mama die hat's gesehn;
Kleines, kleines Klüterchen, wie wird dir das noch
gehn?

Hühnchen:

Tuck, tuck, tuck, mein Hühnchen,
Tuck, tuck, tuck, mein Hahn,
Möchte gerne wissen,
Wie man Eier legen kann.

Ente:

Alle meine Enten
Schwimmen auf dem See,

Kopf ins Wasser,
Beine in die Höh.

Kätzchen:

Miesemaukätzchen, miese,
Wovon bist du so griese?
Ich bin so griese, ich bin so grau,
Ich bin das Kätzchen Griesegrau.

Kuckuck:

Kuckucksknecht,
Sag mir recht,
Wieviel Jahr ich leben soll?
Belüg mich nicht,
Betrüg mich nicht,
Sonst bist du der rechte Kuckuck nicht.

Rabe:

Rab, Rab, dein Haus brennt an,
Deine Kinder schreien alle z'samm'n.
Dein Weib sitzt uf'm Herd
Und schreit wie'n alter Bär.

Storch:

Klapperstorch, Langbein,
Bring uns doch ein Kind herein!
Leg es in den Garten,
Wollen es fein warten;
Leg es auf die Stiegen,
Wollen es fein wiegen.

Maikäfer:

Maikäfer, flieg!
Dein Vater ist im Krieg,
Deine Mutter ist im Pommerland,
Pommerland ist abgebrannt.
Maikäfer flieg!

Sonnenkäfer:

Marienkäfer flieg!
Dein Häuschen brennt,
Dein Mütterchen flennt,
Dein Vater sitzt auf der Schwelle,
Flieg' in'n Himmel aus der Hölle.

Schnecke:

Schneckenhaus, komm heraus,
Streck deine vier, fünf Hörner aus!
Wenn du das nicht tuen willst,
Schmeiß ich dich in'n Graben,
Fressen dich die Raben.

Pflanzenwelt: Blumen-Orakel:

Er liebt mich,
Von Herzen,
Mit Schmerzen,
Ein klein wenig,
Gar nicht.

Beim Pfeifenmachen:

Saft, Saft, Sinn!
Korn in der Münn,
Staub in die Bach,
Der Müller hat sein Frau verloren,
Er sucht sie unterm Dach.
Das Mäuschen hat sie funden.
Das Kätzchen schlug die Trumme.
Das Häschen lief den Berg hinauf
Und hat zwei rote Strümpfchen an,
Und wie das Kätzchen wiederkam,
So war mein Pfeifchen ausgetan.

Waldbeerlied:

Roll, roll, roll!
Mei Topp is voll,
Mei Bauch is leer,
Mei Kopf is schwer,
Heuer sein voel schwarze Beer.

Beim Birnenschütteln:

Spannenlanger Hansel,
Nudeldicke Dirn.
Gehen wir in Garten,
Schütteln wir die Birn.
Schüttel ich die großen,
Schüttelst du die kleinen,
Wenn das Säckel voll ist,
Geh'n wir nach der Heimen.

Bei trübem Wetter:

Liebe Frau, machs Tür'l auf,
Laß die heilge Sunn heraus!
Laß a Bisserl drinna
Für die armen Kinna;
D' Engerln sitzen am Brunn,
Bitten um warme Sunn.

Regenlied:

Regen, Regen, Tröpfchen,
Fall nicht auf mein Köpfchen,
Fall nicht auf mein Butterfaß,
's wird sonst alles klatschennaß.

Hier sind schließlich auch noch die mancherlei Lautausdeutungen zu erwähnen, die bei den Kindern außerordentlich beliebt sind und auf die schon an anderer Stelle hingewiesen ist.

Kohlmeise:

Spinn dicke, spinn dicke,
Alle Tage drei Stücke!

Ente und Geiß:

Die Ente ruft im Hof: „Back, back, back!"
Die Geiß im Stall antwortet: „Mer hewe keen Mehl!"

Glocke:

Bum, bum, bum, die Glock ist krank.
Wo leit sie dann? Im Kreuzgang.

Trompeterreim:

Ein jeder geh in sein Quartier,
Er sei ein Soldat oder Unt'roff'zier!
Zur Ruh, zur Ruh, zur Ruh!

Literatur: Tierstimmen. Vögel. A. Birlinger. Tierstimmen. (Alemannia XI. 1883. S. 44 f.; XII. 1884. S. 41—43.) — Aug. Gittée. Tierreime aus Flandern [Vogelstimmendeutung.] (Am Urdsbrunnen VI. 1899. S. 72—74.) — A. Brunk. Tierstimmen im Volksmunde. (Am Urquell V. 1894. S. 31—33.) — O. Schütte. Tierstimmendeutung im Braunschweigischen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XIII. 1903. S. 91—95.) — W. v. Waldbrühl. Der Vogelgesang und das Volkslied. (Die Natur. 1865, Ergänzungsheft Nr. 6.) — A. Waldau. Die Vögel in den böhmischen Kinderliedern. (Magazin f. d. Literatur des Auslandes 1868. Nr. 23.) — Nörrenberg. Bei-

träge [zur Vogelsprache.] (Kölnische Volkszeitung 1878. Nr. 100. 107.) — Vogelflug, Vogelgeschrei, Vogelgesang, der Pestvogel. (Europa 1882. Nr. 51.) — H. Hartmann. Nachahmung von Vögelstimmen [aus dem Osnabrückschen.] (Niederd. Korrespondenzbl. X. 1886. S. 4 f.) — H. Hartmann. Mundartliches aus dem Osnabrückschen. Nachahmung von Vogelstimmen. (Niedersachsen III. 1897/98. S. 224.) — Reinhold Köhler. Schwalbensprache. (In: Kleinere Schriften. Berlin 1900. S. 318 f.) — H. Carstens. Die Schwalbe im Volksmunde und im Kinderliede. (Am Urdsbrunnen VI. 1889. S. 240—244.) — H. Menges. Zu Rückerts Schwalbenlied: „Aus der Jugendzeit". (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht. XIII. 1899. S. 826—829.) — A. Haas. Der Storch im Munde des pommerschen Volkes. Stettin 1894. [Storchreime.] — Der Kuckucksruf. (Bl. f. pomm. Volksk. X. 1902. S. 32.)

Tier- und Pflanzenreime. Rich. Wossidlo. Volkstümliches aus Mecklenburg. Heft I. Beiträge zum Tier- und Pflanzenbuch. Tiergespräche, Rätsel. Legenden und Redensarten ..... Rostock 1885. — Das Kätzchen. [Reime.] (Bl. f. pomm. Volksk. VI. S. 182.) — Terwelp. [Storchreime vom Niederrhein.] (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht XII. 1898. S. 356—358.) — Das Lied vom Hühnchen. (Bl. f. pomm. Volksk. X. 1902. S. 154—156.) — Huhn, Hahn und Ei. (Ebda. X. 1902. S. 179—182.) — C. Dirksen. Ostfriesischer Schneckenspruch. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. VII. 1897. S. 209.) — C. M. Blaas. Der Marienkäfer im niederösterreichischen Kinderspruch. (Germania XIX. 1874. S. 67—72.) — E. K. Blümml und A. J. Rott. Die Verwendung der Pflanzen durch die Kinder (in Reimen) in Niederösterreich und Deutsch-Böhmen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XI. 1904. S. 60—62.)

Beereneinsammeln. Pilz. Kleine Beiträge aus dem Volksleben in Geitheim. Beim Heidelbeersammeln. (Mitteil. d. Vereins f. sächsische Volksk. III. 1903. S. 93. 94.) — Beereneinsammelverse. (Ebda. III. 1904. S. 158. 160. 190 ff.) — Eugen Becker. Waldreerlied. (Ztschrft. d. Vereins f. rhein. u. westfäl. Volksk. II. 1905 S. 248.) — Volkspoesie. (Sauerländischer Gebirgsbote. XIV. 1907. S. 180.) [Reime beim Beereneinsammeln. Altena.]

Bastlösereime. Joh. Winkler. Bastlösereime [aus Niederland]. (Niederd. Korrespondenzbl. II. 1877. S. 89.) — Fr. Woeste. Bastlösereime [aus Westfalen]. (Ebda. II. 1877. S. 52.) — Otto Heilig. Bastlösereime aus Franken. (Alemannia XX. 1892. S. 200—203.) — O. Schell. Bastlösereime, Eine Umfrage. (Urquell III. 1892. S. 203. 204, 254. 255, 294. 295, 324; V. 1894. S. 193.) — A. Englert. Bastlösereime aus dem Spessart. (Alemannia XXII. 1894. S. 81—87.) — Otto Heilig. Neue Bastlösereime aus Franken und Schwaben. (Ebda. XXII. 1894. S. 77—80.) — K. E. Haase. Bastlösereime. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. IV. 1894. S. 74—76.) — H. Ankert. Bastlösereime. (Am Urquell VI. 1895. S. 192 f. und Mitteil. d. nordböhm. Exkursions-klubs XIX. 1895. S. 34—42.) — G. Hanauer. Abzählreime aus dem Kurpfälzischen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. V. 1895. S. 450. 451.) — O. Hartung. Bastlösereime aus Anhalt. Über Ortsspottnamen. (Mitt. d. Vereins f. Anhaltische Gesch. VII. 1895. S. 450 bis 463.) — O. Heilig. Bastlösereime aus der Gegend von Heidelberg. (Alemannia XXIII. 1895. S. 189. 190.) — H. Ankert. Bastlöse-

reime aus Deutsch-Böhmen. (Mitteil d. Nordböhm. Exkursionsklubs XIX. 1896. S. 34—42, 285—287; XX. 1897. S. 164—169.) — A. Englert. Bastlösereime. (Am Urquell VI. 1896. S. 215.) — K. E. Haase. Bastlösereime [aus der Mark Brandenburg und Thüringen.] (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. VI. 1896. S. 99—101.) — F. Hübber. Bastlösereime aus dem Gebiete des Iser- und Jeschkengebirges. (Jahrbuch f. d. Iser- u. Jeschkengeb. VI. 1896, VII. 1897. S. 42—50.) — H. Moses. Kinderreime beim Pfeifenmachen im nordöstlichen Schneeberggebiete. (Ztschrft. f. österr. Volksk. II. 1896. S. 77. 78.) — Reichardt. Bastlösereime aus Heimat und Provinz. (Aus der Heimat. Sonntagsbeilage des Nordhäuser Kuriers 1896. Nr. 17.) — A. Schullerus. Bastlösereime. (Korrespondenzbl. d. Vereins f. siebenbürg. Landeskunde XIX. 1896. S. 76 f.) — Bastlösereime. (Unser Egerland. I. 1897. S. 23 f.) — J. Cornelissen. Holländische Bastlösereime. (Urquell I. 1897. S. 170.) — Gadde u. a. Bastlösereime. (Bl. f. pomm. Volksk. V. 1897. S. 158, 173, 174, 184.) — J. Krauß. Erzgebirgische Bastlösereime. (Erzgebirgszeitung 1897. Nr. 18.) — Reichardt. Pfeifenreime. (Die Landjugend II. 1897.) — Abzählreime, Bastlösereime und Kinderspiele. (Unser Egerland II. 1898. S. 43. 44, 50. 51, 62.) — Wilhelm Buhe. Wenn die Pfeifen geschnitten wurden. (Niedersachsen IV. 1898/99. S. 215.) — R. Reichardt. Bastlösereime aus der Provinz Sachsen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. VIII. 1898. S. 62—66.) — L. St. Bastlösereime [aus Westfalen.] (Niedersachsen VI. 1900/01 S. 220.) — O. Hartung. Bastlösereime aus Anhalt. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XI. 1901. S. 64—67.) — A. Andrae. Bastlösereime. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht XVII. 1903. S. 449. 450.) — W. L. Westfälische Bastlösereime. (Niedersachsen IX. 1903/04. S. 235.) — Otto Wagenführer. Pfeifenschneiden. (Ebda. XII. 1906/07. S. 323.)

Glockenrufe. Kulkmann. Volkstümliches aus Eisleben. (Mansfelder Blätter 1894. S. 174—176.) [Darin u. a.: Was die Glocken Eislebens läuten.] — Deutungen des Glockengeläutes. (Niedersachsen VII. 1901/02. S. 258, 292, 405.) — K. Lieblei tner. Die Sprache der Innsbrucker Glocken. (Das deutsche Volkslied hrsg. v. Pommer. V. 1903. S. 141.) — Bartsch. Glockensprache. (Mitteil. d. Vereins f. sächsische Volksk. III. 1904. S. 136—140, 191. 192.) — Zur Glockensprache. (Das deutsche Volkslied hrsg. v. J. Pommer. VI. 1904. S. 9.) — B. A. Glockensprache. (Niedersachsen XI. 1906. S. 312.) [Mindener Gegend.]

Dreschrufe. Eßreime. Trompetersignale. H. Schukowitz. Unterlegte Verse zu Trompetersignalen. (Ztschrft. f. österr. Volksk. VII. 1901. S. 21.) — H. Zschalig. Dreschrufe und Eßreime aus der Rochlitzer Pflege. (Mitteil. d. Vereins f. sächs. Volksk. II, 8. 1901. S. 242—246.) — K. Brändel. Zur Lautausdeutung. (Ebda. III. 1904. S. 155. 156.) [Webstuhl, Glocke, Lokomotive usw.]

6. Lustige Geschichten; Neck- und Spottreime.

Kinder haben gern den Schalk hinter den Ohren, sie hören nicht nur mit Vorliebe etwas Lustiges erzählen, sondern tragen auch an ihrem Teile zur Heiterkeit bei, wo-

zu diese Art von Reimen ein Beispiel bildet. Die Kinder machen sich über andere gern einen Spaß, den man nicht so bedenklich ansehen muß, wenn er es zuweilen auch wohl zu sein scheint; jedenfalls geht er nicht aus boshaftem Herzen hervor, und es ist Aufgabe der Erziehung, etwa überschäumende Auslassungen in die rechte Bahn zu lenken.

Scherzerzählung:

Es war einmal ein Mann,
Der hieß Johann Pumpan,
Und seine Frau hieß Liese;
Da kam 'ne große Wiese,
Da mußten sie dreimal niesen:
Hazi, hazi, hazi!

Verkehrte Welt:

Die Donau ist ins Wasser gefall'n,
Der Rheinstrom ist verbrannt,
Da ist der Wiener Stefflas Turm
Mit 'm Stroh zum Löschen g'rannt.

Zählgeschichte:

Der Bauer schickt den Jockel aus . . . .

Der kurze runde bunte Mann:

Es ist der kurze, runde, bunte Mann,
Hat kurze, runde, bunte Hosen an,
Reitet auf einem kurzen, runden, bunten Pferde,
Ritt auf einer kurzen, runden, bunten Wiese,
Wo die kurzen, runden, bunten Kinder saßen.
Gehet weg, ihr kurze, runde, bunte Kinder,
Daß euch mein kurz rund bunt Pferd nicht trete!

Neckreime:

Denkt ihr denn, denkt ihr denn,
Mädchen wären teuer?
Fünfe für ein Pfennigstück,
Fünfzehn für 'nen Dreier.

Denkt ihr denn, denkt ihr denn,
Jungens sind so teuer?
Fünfzehn für ein' Flederwisch,
Sechzehn für ein'n Dreier.

Namenverdrehung:

Anna Marei,
Koch den Brei,
Koch en net ze dick,
Dat mer net dran erstick.

Spottreime auf Berufe:

Bäcker:

Wie machen die Bäcker die Wecken so klein,
Sie schieben dreihundert ins Ofenloch 'nein.

Schneider:

Neunundneunzig Schneider
Die wiegen hundert Pfund,
Und wenn sie die nicht wiegen,
Dann sind sie nicht gesund.

Zimmermann und Maurer:

Die Zimmer und die Maurer,
Das sind die rechten Laurer.
Eine Stunde tun sie messen,
Eine Stunde tun sie essen.
Eine Stunde rauchen sie Tabak,
Und so vergeht der ganze Tag.

Näherinnen:

Sie können stricken und auch nähen
Und dabei aus dem Fenster sehen.

Auf rothaarige Menschen:

Rotes Haar und Ellernhüchte,
Tragen selten gute Früchte.

Spottreime auf Ortschaften:

Lippischer Städtereim:

Blomberg, die Blume,
Horn, die Krone,
Detmold, die hohe Fest',
Lemgo, das Hexennest,
Ufeln, das Salzfaß,
Barntrup will auch noch was.

Literatur: Neck- und Spottreime. J. E. Waldfreund. Sprichwörtlich angewandte Vornamen und damit verbundene Kinderreime im Unterinntal und im Salzburger Gebiet. (Dtsche. Mundarten, hrsg. v. Frommann III. 1859. S. 314--317.) — H. Meier. Zur ostfriesischen Neck- und Spottlust. (Globus XXVI. 1874. Nr. 6.) — Reime auf Eigennamen. (Niederd. Korrespondenzbl. V. 1880. S. 35, 48—50.) — A. Birlinger. Schwabenneckereien. (Alemannia X. 1882. S. 22.) — R. Wossidlo. Neckreime auf Vornamen. (Niederd. Korrespondenzbl. XII. 1888. S. 69—72.) — Heinr. Schröder. Neckreime auf Vornamen. (Ebda. XIII. 1889. S. 50—52.) — A. Haas. Volkstümliche Spottverse und Neckereien auf einzelne Stände und Gewerke. (Bl. f. pomm. Volksk. VI. |1898. S. 44—47, 71—73, 89—91.) — A. Brinck. Die Vornamen in Pommern. (Ebda. VII. 1899. S. 105—107.) [Spottverse und Wortspiele zu einzelnen Namen.] — Bartsch. Spottvers. (Mitteil. d. Vereins f. sächs. Volksk. III. 1903. S. 123.) — [Rätsel und Dorfneckereien sind nicht berücksichtigt.]

Humor im Kinderliede. R. Hildebrand. Humor im Kinderliede. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht. VIII. 1894 S. 281—286.) — F. Spälter. Humor im Kinderliede. (Ebda. X. 1896. S. 585 f.) — F. Söhns. Humor im Kinderliede. (Ebda. XIII. 1899. S. 353 f.) J. Wehr. Humor im deutschen Kinderliede. (Ebda. XV. 1901. S. 806—809.) — R. Dürnwirth. Humor im deutschen Kinderliede. (Ebda. XXI. 1907. S. 383—386.)

7. Aus der Schule.

Hierher gehören Buchstabierscherze und Federproben oder Tintehornphrasen, die die Kinder als Eigentumsspruch gern in ihr Buch schreiben; dazu kommen Fibelreime älterer Art, die noch als Scherz gekannt sind, und das sogenannte Sauerkrautlatein, dessen unten noch näher gedacht wird.

Abc
Die Katze lief in'n Schnee,
Und als sie wieder 'raus kam,
Hatt' sie weiße Stiefel an.
Abc, die Katze lief in'n Schnee.

A — b, ab,
Mein Bauch schnappt,
J — n, in,
's is nix drin,
U — m, um,
Muß was 'nein kumm.

N . N . bin ich genannt,
N . N . ist mein Vaterland;

Am . . . bin ich geboren,
Wer das Buch find't, ich hab's verloren.

Der Affe gar possierlich ist,
Zumal wenn er den Apfel frißt. (Buchstabe A)

Zum Schnellsprechen:

Sechsundsechzig Schock sächsische sechseckige Schuhzwecken.

Wenn Wasser Wein wäre,
Wer würde wissen, wo Wirte wären,
Und wo wollten Weiber Windeln waschen?

Absichtlich verdrehte Wortstellung:

Voriges Jahr im Handschuh verlor ich meinen Herbst,
Ich ging drei Tage finden, als ich ihn suchte.
Da kam ich an ein großes Guck und lochte da hinein,
Da saßen drei vornehme Stühle auf einem hohen Herrn.
Da nahm ich meinen guten Tag und sagte: „Schönen Hut, meine Herren!"
Da bring ich drei Pfund Strümpfe auf ein Paar Garn,
Sie sollen morgen fertig werden, damit ich sie heut' noch anziehen kann.

Sätze mit veränderter Betonung:

Sóldatén habén Säbél.

Ich saß an meinem Schúbfenstérchen
Und dachte an mein Vórderbéen;
Da kam ein kleines Géspenstérchen
Und zupfte mich am Róckärmél.

Satz ohne Reim, der beim Mitlesen der Interpunktionszeichen gereimt ist:

Lieber N . N ., von mir weichen
Willst du wirklich?
Guter Freund —
Nimmermehr verlaß ich dich!

Sauerkrautlatein und Geheimsprachen werden weiter unten noch berücksichtigt.

8. Kinderpredigten und Kettenreime.

In diesen Reimen hängt der ganze Gedankengang in erster Linie vom Reim ab; dieser ist, wie Herder sagt, die Gedankentrommel.

Kinderpredigten:

Ein Huhn und ein Hahn,
Die Predigt geht an;
Ein Hahn und ein Huhn,
Die Predigt ist nun;
Eine Katze und eine Maus,
Die Predigt ist aus.
Geht alle nach Haus . . . . usw.

Ich bin der Herr Pastor
Und predige euch was vor —
Von Katzen und von Mäusen
Und allen guten Gäusen;
Und wenn ich nicht mehr weiter kann,
So fang ich wieder von vorne an.

Kettenreime:

Eins, zwei, drei,
Alt ist nicht neu,
Neu ist nicht alt,
Warm ist nicht kalt,
Kalt ist nicht warm,
Reich ist nicht arm,
Arm ist nicht reich,
Ungrad ist nicht gleich,
Gleich ist nicht ungrad,
Ein Wagen ist kein Pflugrad,
Pflug ist kein Wagen,
Singen ist nicht sagen,
Sagen ist nicht singen,
Tanzen ist nicht springen,
Springen ist nicht tanzen. . . . . usw.

Literatur: Kinderpredigten. E. Stobola. Kinderpredigt [Ofen.] (Ethnologische Mitteil. aus Ungarn I. .1887. S. 84. 85.) — Joh. Bolte. Lügenpredigt. (Ztschrft. f. dtschs. Altertum XXXVI. 1892. S. 150—154.) — Seb. Mayr. Kinderpredigt. (Ztschrft. f. dtschn. Unterricht VIII. 1894. S. 600.) — A. Haas. Kinderpredigten. (Bl. f. pomm. Volksk. V. 1897. S. 171—173.) — Kinderpredigt. (Ebda. VI. 1898. S. 142. 143.) — Die Bauernpredigt. (Ebda. X. 1902. S. 87.)

Kettenreime. A. Englert. Zu dem Kettenreime: Ihr Diener, meine Herrn. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht VIII. 1894. S. 482. 483.) — O. Heilig. Kettenreime aus der Bruchsaler Gegend. (Urquell I. 1897. S. 83.)

9. Kindergebete und fromme Reime.

Eine Anzahl von Kindergebeten und anderen frommen Reimen ist im Laufe der Jahrhunderte volkstümlich geworden und hat sich auf dieser Grundlage weiter entwickelt. Es sind besonders die Reime, die die fromme deutsche Mutter mit ihren Lieblingen betet, wenn sie sie dem Schlummer der dunklen Nacht anvertraut.

Ich bin klein,
Mein Herz ist rein;
Daß niemand drin wohne
Als Jesus allein.

Der Tag ist schon umma,
Der Män scheint so hell:
Bitt' di ga schen, mein Engel,
Gib acht auf mein Seel!

Da steht ein Baum,
Dahin leg ich meinen Traum,
Dahin leg ich meine Sünd',
Dann schlaf ich mit dem Jesuskind,
Mit Joseph und Maria rein,
Ganz sicher ein. Amen.

Liebes Christuskindelein,
Bring mir was auf Tellerlein,
Ich will fromm und artig sein.

Christkindchen, komm in unser Haus,
Schüttle deine vollen Taschen aus;
Stell das Hoppferdchen unter'n Tisch,
Daß es Heu und Hafer frißt;
Heu und Hafer frißt es nicht,
Zuckerstuten kriegt es nicht.

Literatur: Kindergebete. H. Schukowitz. Kindergebete. (Ztschrft. f. österr. Volksk. III. 1897. S. 280—283.) — Reinhold Köhler. Ein altes Kindergebet. (Germania V. 1860. S. 448—456, XI. 1866. S. 435—445.) — Reinhold Köhler. Ein altes Kindergebet. (Jahrbuch für romanische Literatur VIII. 1867. S. 409—417.) — P. J. Münz. Ein merkwürdiges Kindergebet. (Annalen d. Vereins f. naussauische Altertumskunde und Geschichtsforschung IX. 1868. S. 177—186.) — A. L. Stiefel. Ein altes Gebet. (Ztschrft. f. engl. Literaturgesch. V. 1892. S. 470 ff.) — Reinhold Köhler. Ein altes Kindergebet. (Kleinere Schriften III. Berlin 1900. S. 320—341.) [Enthält

die obigen Aufsätze.] — K. Reuschel. Ein altes Kindergebet und seine Entstehung. (Euphorion IX. 1902. S. 273—280.) — Krebs. Ein Kinderliedchen [Weihnachtsgebet an das Christkind aus Gütersloh.] (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht IV. 1890. S. 84.) — A. Englert. Zu dem Kinderliedchen: Christkindchen, komm in unser Haus. (Ebda. VIII. 1894. S. 124.) — Gebet [der Kinder] beim Gewitter. [La Haute Bretagne en France.] (Revue des traditions populaires XVIII. 1903. Nr. 5.)

10. Reime für die Feste und für bestimmte Tage des Jahres.

Alle diese Lieder werden meist in der Absicht gesungen, eine Gabe zu heischen, weshalb sie auch wohl mit dem weniger wohlklingenden Namen Bettelreime bezeichnet werden. Sie sind für die Festgebräuche früherer Zeit von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit und liefern so einen Beitrag zu den Sitten und Gebräuchen, wie wenig andere Reime. Es gehören hierher die Reime an Nikolaus und Weihnachten, Neujahr, Dreikönigstag, Fastnacht, Sommertag, Karwoche, Karsamstag, Ostern, Ostereierspiele, 1. April, Himmelfahrt, Pfingsten, Johannistag, Martinstag, Schlachtfest, Kirmes, Geburtstag, Hochzeit usw. Wir können hier auf Mitteilung einzelner Reime verzichten, da sie bekannt genug sind und unten verschiedentlich Erwähnung finden.

Literatur: Weihnachts-, Neujahrs- und Dreikönigslieder. C. M. Blaas. Volkstümliches aus Niederösterreich. (Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit XXVII, 2. S. 48.) [Neujahrsspruch der Kinder, Wunschspruch der sogenannten Dreikönigssinger.] — M. K. Joachimstaler Christspiele und Ansingelieder. (Mitteil. d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XVIII. 1880. S. 305—328.) — W. Pailler. Weihnachtlieder und Krippenspiele aus Oberösterreich und Tirol. 2 Bde. Innsbruck 1881. — A. Schlossar. Deutsche Volkslieder aus Steiermark. Innsbruck 1881. [Darin u. a.: 95 Dreikönigs- und Weihnachtslieder.] — Weihnachtsbräuche [und Lieder]. (Europa. 1882. Nr. 51. 52.) — Jentsch. Niederlausitzer Weihnachts- und Neujahrsaberglaube, Fastnachts- und Ostergebräuche. (Neues Lausitzer Magazin LVII. 1882. S. 433—437.) — Kniescheck. Weihnachtslieder aus Reichenberg. (Mitteil d. Vereins f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen XXI. 1882. S. 95—100.) — H. Pfannenschmied. Weihnachts-, Neujahrs- und Dreikönigslieder aus dem Oberelsaß. Kolmar 1884. (S.-A. aus: Revue nouvelle d'Alsace-Lorraine III. S. 443—464.) — E. Gehmlich. Alte Kinderfeste in der Weihnachtszeit. (Wiss. Beil. d. Leipziger Ztg. 1893. Nr. 153.)

Fastnachtslieder. H. Pfannenschmied. Fastnachtsgebräuche in Elsaß-Lothringen, gesammelt und erläutert. Kolmar 1884. (S.-A. aus: Revue nouvelle d'Alsace-Lorraine III.) [Mit vielen Reimen.] — Otto Schell. Einige Fastnachtslieder vom Niederrhein. (Ztschrft.

d. Vereins f. Volksk. IX. 1899. S. 91. 92.) — A. Haas. Fastnachtsgebräuche [und -Reime] aus Pommern. (Bl. f. pomm. Volksk. VII. 1900. S. 69 f., 89—92.) — R. Mielke. Karibeln in Treuenbriezen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XII. 1902. S. 470 f.) [Fastnachtsbettel der Kinder.] — J. Meier. Kinderlied zu Mittfasten. (Schweizer. Archiv f. Volksk. VI. 1902. S. 214.) — C. Rademacher. Fastnachtsbräuche. I. Das Einsammeln der Gaben zur Fastenzeit in Lied und Brauch. (Ztschrft. d. Vereins f. rhein. u. westfäl. Volksk. I. 1904. S. 120—126, 189—197.) — W. H. Mielck. Der Rummelpott und das Schiff von Holland. Beiträge zur niederdeutschen Kinderliederkunde. (Niederd. Korrespondenzbl. VII. 1882. S. 9—24.) [Zu den Fastnachtsliedern.] — Rummelpottlieder. (Ebda. VII. 1882. S. 34 ff., VIII. S. 38. 39.) — Krüger. Zu dem Liede vom Rummelpott. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht. V. 1891. S. 698.) — O. Glöde. Zu dem Liede vom Rummelpott. (Ebda. VI. 1892. S. 127 ff.)

Laternenlieder. O. Glöde. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht VIII. 1894. S. 198. 199.) [Reime der an Sommerabenden mit Laternen umhergehenden Kinder.] — C. Schumann. Laternenlieder aus Lübeck. (Am Urquell VI. 1895. S. 98.)

Frühlings- und Pfingstlieder. K. Zell. Ferienschriften. 1826. [Darin über deutsche Frühlingslieder der Kinder.] — H. Goernig. Das Kinderfest am dritten Ostertage in Berka a. d. Werra. (Wartburg-Herold IV. 1898. S. 259—264, 268—277.) — C. Dirksen. Pfingstlied aus Meiderich. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. II. 1892. S. 82. 446.)

Wetter- und Regenliedchen. Frz. Branky. Wetter- und Regenliedchen. Kinderüberlieferungen aus Niederösterreich. (Ztschrft. f. dtsche. Philol. V. 1873. S. 155—159.) — G. Schmidt. Ein Egerländer Kinderliedchen. [Regenlied.] (Unser Egerland VII. 1903.)

Martinilieder. [K. Simrock.] Martinilieder. Bonn 1846. — H. Pfannenschmied. Germanische Erntefeste. Hannover 1878. [Enthält S. 468 ff. eine Übersicht über Fundstellen von Martiniliedern.] — C. Bühler. Sünder—Martens—Leeden. (Ostfriesisches Monatsblatt f. provinzielle Interessen 1879, Januarheft S. 19—24, 29—34; Nachträge im Februarheft S. 92—94. Vgl. Ebda. S. 60—65.) — W. H. Mielck u. a. Zur Kenntnis des Martiniliedes. (Niederd. Korrespondenzbl. VI. 1881. S. 81—89. Vgl. auch VIII. 1883. S. 40—42.) — Herm. Hartmann. Dreikönigs- und Martinilieder aus dem Osnabrückschen. (In K. Dorenwell, Niedersächsisches Volksbuch, Bd. I. S. 171—173. Hannover 1884.) — L. Bartels. Martinilieder. (Am Urdsbrunnen II, 1. 2.) — Claes. Sint Marten. Thielt 1890. — C. Dirksen. Bemerkungen zu einem ostfriesischen Martiniliede. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. V. 1895. S. 451 f.) — Minna Schrader. Zum Martinisingen [in Ravensberg]. (Niedersachsen VI. 1900/01. S. 37.) — Minna Schrader. Zum Martinisingen. (Ravensberger Blätter I. 1901.) — Sint Marten. Volksgebruiken en liederen. (Ons Volksleven. XI. 1899.) — A. Dieterich. Volksglaube und Volksbrauch in Altertum und Gegenwart. (Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts. Frankfurt 1903. S. 124—135.) [Darin S. 128 f. über Martinilieder.] — R. Reichardt. Volkspoesie am Martinitage. (Tägliche Rundschau 1903. Nr. 264.) — R. Clément. Ein Martinsabend in Düsseldorf. (Ztschrft. d. Vereins f. rhein. u.

westfäl. Volksk. I. 1904. S. 131—137.) — P. Markgraf. Ein Märtenlied aus Barmen. (Ztschrft. f. dtschn. Unterricht XVIII. 1904. S. 208.) — Dresselhaus. Altes Martinilied aus dem Kreise Tecklenburg in Westfalen. (Niedersachsen XII. 1906/07. S. 78.)

11. Auszählreime.

Wenn die Kinder ein Spiel beginnen wollen, so wird vorher abgezählt; die Kinder stellen sich in einen Kreis, und eins sagt einen Abzählreim unter hervorgehobener Betonung der Silben her, bei jeder Silbe mit dem Finger auf ein Kind zeigend. Der, auf den die letzte Silbe kommt, tritt entweder aus — und in diesem Falle ist der zuletzt Übrigbleibende „dran" — oder aber er muß das Spiel eröffnen. Die nur gesprochenen, niemals gesungenen Auszählreime sind für gewöhnlich das sinnloseste Zeug, das man sich nur denken kann; um so mehr sind die kleinen Spieler zu bewundern, die die Verse mit großer Leichtigkeit behalten.

Ischen, dischen, Silbergroschen,
Ischen, dischen, aus!

Abraham und Isaack,
Die schlugen sich mit Zwieback.
Der Zwieback ging entzwei,
Und du bist frei.

Durch unser Haus
Lief eine Maus;
Den tripp, den trapp,
Denn du bist davon ab.

1, 2, 3, 4,
Auf dem Klavier,
Steht ein Glas Bier,
Steht ein Glas Wein,
Denn du sollst es sein.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7,
Peter Paulus hat geschrieben
Einen Brief
Nach Paris,
Der soll holen
Drei Pistolen,
Eine für mich,
Eine für dich,
Eine für Bruder Heinerich.

1, 2, 3,
Du bist nicht dabei,
4, 5, 6,
Du bist keine Hex',
7, 8, 9,
Du sollst es sein.

Eine feine kleine Bohne
Reisete nach Engelland;
Engelland war zugeschlossen
Und der Himmel abgebrochen.
Piff, puff, paff,
Denn du bist davon ab.

Literatur: Abzählreime. O. Knoop. Abzählreime. (Bl. f. pomm. Volksk. III. 1895. S. 28 f., 73—75, 137—139.) — O. Schell. Abzählreime aus dem Bergischen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. V. 1895. S. 67—71.) — E. Boerschel. Abzählreime aus dem Posenschen. (Ebda. VI. 1896. S. 196—199.) — F. Ilwof. Abzählreime aus Steiermark. (Ebda. VI. 1896. S. 101 f.) — Abzählreime. (Bl. f. pomm. Volksk. V. 1897. S. 63 f.) — A. Haas. Abzählreime. (Ebda. VI. 1898. S. 108—111.) — A. Marx. Auszählreime der Kinder im mittleren Steiermark. (Ztschrft. f. österr. Volksk. IV. 1898. S. 210—212.) — R. Reichardt. Abzählreime aus der Grafschaft Hohenstein. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. VIII. 1898. S. 402—407.) — J. B. Kusserow. Abzählreime aus Charbrow, Kreis Lauenburg. (Bl. f. pomm. Volksk. VII. 1899. S. 39. 40, 108. 109.) — H. Dassow. Abzählreime aus Cussow. (Ebda. I, 1. 1892.) — F. Hübler. Auszählreime aus dem Iser- und Jeschkengebirge. (Jahrbuch f. d. Iser- u. Jeschkengebirge VIII. 1899. S. 53—56; IX. 1900. S. 86—91.) — O. Schütte. Braunschweigische Abzählverse. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XI. 1901. S. 461.) — Hubert Gierlichs. Reime, welche beim Abzählen gebraucht werden. (Rheinische Geschichtsblätter VI. 1901/02. S. 88—94.) — Abzählreime. (Mitteil. u. Umfragen zur bayrischen Volksk. IX. 1903.) — Wilh. Scheel. Auszählreime beim Spiel der Mädchen. (Niedersachsen IX. 1903/04. S. 183.) — P. Benndorf. Auszählreime aus Leipzig und Umgegend. (Mitteil. d. Vereins f. sächs. Volksk. II. 1904. S. 186—188.)

B. Kinderspiele.

Die Einteilung der Kinderspiele bietet verschiedene Schwierigkeiten und ist deshalb in fast jedem Spielbuch eine andere, je nachdem man nach der Art oder dem Orte des Spiels oder nach dem Geschlechte der Spielenden einteilt. Man könnte unterscheiden: Bewegungs- und Ruhespiele (Ringelreihen, Lauf-, Sprung-, Hüpf-, Hink-, Roll-, Wurf-

und Schlagspiele; Such- und Ratespiele); Gesellschafts- und Pfänderspiele; Knaben- und Mädchenspiele. Die wichtigsten sind die Bewegungsspiele, deren Erhaltung besonders den Mädchen zu verdanken ist, die noch am meisten die althergebrachten Spiele pflegen und sinniger und reicher spielen als die Knaben. Es kann hier nicht der Ort sein, alle Spiele aufzuführen; das würde nicht einmal dem Namen nach möglich sein. Nur einige einführende Mitteilungen sollen an dieser Stelle erfolgen.

Literatur: Spielzeug. E. Lemke. Uraltes Kinderspielzeug [aus Gräbern]. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. V. 1895. S. 183—187.) — J. Buchhorn und F. Krauß. Knicker, Kugel, Steinis. (Urquell N. F. II. 1898. S. 218. 219, 239—241.) — E. Hasser. Kleffeli—chläppere. [Brettchen, mit denen Knaben den Takt zum Marschieren schlagen.] (Schweizerisches Archiv f. Volksk. III. 1899. S. 57. 151.) — Paul Hildebrand. Das Spielzeug im Leben des Kindes. Berlin 1904. Mit 93 Illustrationen.

1. Unterhaltungen und Belustigungen aus dem Kinderleben ohne feste Spielregel.

Das Spiel des Kindes beginnt, wie noch weiter unten dargelegt wird, sehr früh, weshalb wir auf das dort Mitgeteilte verweisen, soweit es die allererste Kindheit betrifft; hier kommt hauptsächlich das selbstspielende Kind in Betracht, nachdem es laufen und den freien Gebrauch seiner Glieder gelernt hat. Von hierher gehörigen Spielen führen wir an: Steckenpferd, Puppenspiel, Spiel mit Haustieren, Kreisel, Reif, Seilspringen und Schwungseil, Schaukeln, Frühlings- oder Osterspiele, Schießen, Pfeifenmachen, Blasen auf Grasblättern, Knallen mit Pflanzenblättern, Pferdchen sein, Rasenwälzen, Purzelbaum, Radschlagen, Balgen, Durchstreifen von Busch und Wald, Blumensuchen, Kränzewinden, Reigenhüpfen, Sandspiele, Kneten mit Ton oder Lehm, Belustigungen am Wasser, Beerensuchen, Früchtepflücken, Pfeil, Bogen, hölzerner Säbel, Papierdrachen, Stelzenlaufen, Knicker-, Schusser- oder Murmelspiel, Umzüge mit Laternen am Martinsfeste, Spiel mit der Schweinsblase, Seifenblasen, Fingerspiele, Unterhaltung mit Musikinstrumenten, Schlitten, Schlittschuh, Gleiten auf dem Eise, Schneemann, Schneeball usw.

2. Reigen und Tanzspiele.

Diese Spiele sind so recht im schönen Frühling an der Tagesordnung und werden in erster Linie von kleinen Mädchen gespielt*).

Ringelreihen mit Niederfallen:

Ringlein, Ringlein Rosen,
Schöne Aprikosen,
Veilchen und Vergißmeinnicht,
Alle Kinder setzen sich.

Ringel, Ringel Reihe,
Sind der Kinder dreie,
Sitzen auf dem Hollerbusch,
Schreien alle: Husch, husch, husch.

Ringlein, Ringlein Rosenkranz,
Kommt zum Tanz, kommt zum Tanz,
Singet frohe Weise,
Drehet euch im Kreise,
So geschwind
Wie der Wind —
Alle setzt euch nieder.

Ringelreihen mit Umkehr des Kreises:

Ringel, Ringel Rosenkranz,
Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klingen soll,
So klar wie ein Haar,
Hat gesponnen sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um und um:
Fräulein N. N. dreht sich um.
N. N. hat sich umgedreht,
Ihr Liebster hat ihr'n Kranz beschert,
Von blauer, blauer Seide,
Auf der grünen Weide.

---

*) Die Reime in den folgenden Abteilungen sind größtenteils mündlicher Überlieferung aus Lippe entnommen; es ist darauf verzichtet worden, hier die Spielweise mitzuteilen, da sie meistens aus dem Reim oder der Bezeichnung als Reigen usw. hervorgeht. Wo sie nicht ohne weiteres ersehen werden sollte, kann sie in meiner Sammlung: Lippische Kinderspiele (Zeitschrift des Vereins f. rhein. und westfäl. Volkskunde V. 1908. S. 81 ff.) nachgesehen werden; auch ist sie von einzelnen Spielreimen in dem Böhmeschen Werke zu finden.

Ringelreihen mit Auflösen des Kreises:

Dreimal um den Kessel,
Ich weiß nicht, wer da sang.
Da sang ein kleines Mädchen,
Die da sang.
N. N., du mein liebes Kind,
Du sollst den Schleier tragen;
Und wenn der Schleier in Stücken fällt
So fall'n wir alle um — bidibum.

Droben am Karoler See,
Wo die Fischlein schwimmen,
Freue sich mein ganzes Herz,
Voller Lust und Singen.
Rolla, rolla, wir sind hier,
Der Goldfisch, der Goldfisch, er folge mir!

Ringelreihen mit Wahl:

Ich war mal auf der Brücke
Und ich ward naß;
Ich hatte was vergessen,
Und weiß nicht, was.
Schöne Jungfer, hübsch und fein,
Komm mit mir zum Tanz hinein;
Wir beide wollen tanzen,
Und lustig sein.

Blauer, blauer Fingerhut,
Hast du Geld, so geht es gut,
Jungfer, du mußt tanzen
In dem schönen Kranze;
Jungfer, du mußt stille stehn
Und dich dreimal um dich sehn;
Jungfer, du mußt knie'n
Und dir einen ziehn.

Petersilie, Suppenkraut,
Wächst in unserm Garten.
Jungfer N. N. ist die Braut,
Will nicht länger warten.
Roter Wein, weißer Wein —
Morgen soll die Hochzeit sein.

O Jam, o Jam (Jammer), o höre zu,
Was ich euch jetzt will sagen:
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Macht auf, macht auf den Garten:
Ich hab' verloren meinen Schatz,
Drum fall ich ihm zu Füßen,
Und der mich stets geliebet hat,
Den möcht' ich einmal küssen.

Reigenspiele mit Nachahmungen:

Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer aussät?
Seht so, so sät der Bauer seinen Hafer ins Feld!
Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer abmäht?
. . . . Schnäpschen austrinkt . . . Schnäpschen bezahlt . .
. . . . . . Hafer einfährt . . . . Hafer ausdrischt?

Adam hatte sieben Söhne,
Sieben Söhne hatte Adam.
Sie aßen nicht, sie tranken nicht,
Sie schlugen sich ins Angesicht,
Sie taten alle so:
Mit den Fingern tip, tip, tip,
Mit dem Köpfchen nick, nick, nick,
Mit den Füßen trapp, trapp, trapp,
Mit den Händen klapp, klapp, klapp.

Lange Reihe:

Lange, lange Reige,
Zwanzig ist 'ne Steige,
Dreißig ist ein Rosenkranz,
Vierzig ist ein Jungferntanz.
Jungfer muß sich neigen.

Gegenüberstehende Reihen:

(siehe unten „Die Herren aus Ninive").

Torbilden, Durchkriechen und Ziehkampf:

Goldne Brücke, goldne Brücke,
Wer hat sie denn zerbrochen?
Der Goldschmied, der Goldschmied
Mit seiner jüngsten Tochter.

Zieht alle durch! Zieht alle durch!
Den letzten woll'n wir fangen
Mit Spießen und mit Stangen.

Macht auf das Tor, macht auf das Tor,
Wir kommen unter'n Wagen!
Wer sitzt denn unter'm Wagen?
Ein Mann mit rotem Kragen.
Was will er denn, was will er denn?
Er will ein Mädchen haben,
Ein Mädchen von sieben Jahren.

Ringeltänze über Balladen- und Märchenstoffe:

Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein, einem Stein,
Mariechen saß auf einem Stein, einem Stein.
Und kämmte sich ihr goldnes Haar . . . . .
Und als sie damit fertig war . . . .
Da fing sie an zu weinen . . . . .
Da kam der Bruder aus dem Wald . . . .
„Mariechen, warum weinest du?“ . . . . . .
„Ich weine, weil ich sterben muß.“ . . . .
Da kam der Jäger aus dem Wald . . . .
Und stach Mariechen in das Herz . . . . .
Da kam die Mutter aus dem Wald . . . . .
„Wo ist denn mein Mariechen hin?“ . . . .
„Die ist schon längst begraben“ . . . . .
Da stand Mariechen wieder auf . . . .
Mariechen ist ein Engelein . . . .
Der Jäger ist ein Teufelein . . . . .

Es wollt ein Jäger früh aufstehn,
Dreiviertelstund vor Sonnaufgehn.
Er nahm sein Liebchen bei der Hand
Und führte sie durchs Vaterland.
Er führte sie durchs Paradies.
Vergeßt auch ja das Kosen nicht.

3. Lauf-, Sprung- und Haschenspiele.

Dahin gehören Wettlaufen, Gänsemarsch, Spirallauf oder Knäuelaufwinden, Schlangenlauf und Durchkriechen, Zickzacklauf, Plumpsack, den Dritten abschlagen, Haschen oder

Kriegen, Katze und Maus, Bocksprung, Räuber und Gendarmen, Verstecken und Suchen (Finkenstein), schwarzer Mann, der böse Wolf, Leinwanddieb, Vogelverkaufen u. v. a. Einige von ihnen haben einen Reim, mit dem die Hascherei eingeleitet wird, z. B.:

Häschen in der Grube
Saß und schlief.
Liebes Häschen, bist du krank,
Daß du nicht mehr tanzen kannst?
Häschen hüpf, Häschen hüpf!

Schäfer spricht:	Schafe antworten:
Schäflein, Schäflein, kommt nach Haus!	Wir dürfen nicht!
Warum denn nicht?	Der Wolf ist da!
Was möcht er gern essen?	Fleisch.
Was möcht er gern trinken?	Blut.
Schäflein, Schäflein, kommt nach Haus!	

4. Hüpf- und Hinkspiele.

Hierhin sind zu rechnen: Hinkkampf, Hinklauf, Sackhüpfen, die meistens ohne jeden Reim gespielt werden. Nur wenige bilden eine Ausnahme, z. B.:

Lämmerchen sind viele,
Futterchen ist wenig.
Hör' er mal, lieber Mann,
Fütter' er mir dieses Lamm!
Wenn das Lamm wird hinken,
Kriegt er welche vor den Schinken!

5. Wurf-, Schlag- und Zielspiele.

Diese Abteilung umfaßt schon mehr Spiele als die vorhergehende, z. B. die verschiedenen Spiele mit Knickern und Bohnen, das Schierzken, Pfahl- und Pfeilspiele, Ballspiele, Spiel mit Holzscheiben, mit der Armbrust, der Schleuder, der Pflock- und Stritzebüchse usw. Irgendwelche Reime sind bei ihnen wohl nicht zu finden.

6. Kleine Körperübungen ohne turnerischen Drill.

Solche sind u. a. das Butterwiegen, Gleichgewichtsübungen aller Art, die Mühle, das Klettern; Reime kommen bei ihnen fast nicht vor.

7. Kampfspiele.

Auch diese Spiele entbehren der Reime; im wesentlichen sind hier zu nennen: der Ringkampf (das Ringen), das Seilziehen (Ziehkampf), der Zieh- oder Zerrkampf.

8. Such- und Ratespiele.

Zu ihnen wären zu rechnen: Blindekuh, Jakob, wo bist du? Topfschlagen, Gerad oder Ungerad, Farbe erraten, Wieviel Hörner hat der Bock u. a.

Blindekuh, ich leite dich!
„Wohin?“
Ins Kaffeehaus.
„Was dort tun?“
Milchsuppe essen.
„Hab' ja keinen Löffel!“
Such dir einen!

Es kommt der Engel mit dem goldnen Stab.
„Was will er denn?“
Eine Farb'.
„Was für eine?“ . . .

9. Unterhaltungen und Spiele in der Stube zur Winterszeit.

Diese allerliebsten Beschäftigungen sind sehr reichhaltig; wir nennen: Schnitzarbeiten, Papparbeiten, Zeichen-, Mal- und Bauversuche, Schattenspiele, Spiele mit Spielsachen, Kreiselspiele, Lotterie, Lotto, Zwickmühle, Damespiel, Domino, Striche machen und zählen; bei diesem zuletzt genannten Spiel werden auf der Schiefertafel oder auf einem Blatt Papier Striche gezogen unter Aufsagen folgenden Reimes:

Unser kleiner Benjamin
Sitzt auf einer Nessel grün,
Sitzt auf einer Kirche
Mit vierhundert Lerchen,
Mit vierhundert Häselein:
Zwanzig müssen sein.

10. Gesellschafts- und Pfänderspiele.

Wenn die meisten dieser Spiele auch keine eigentlichen Kinderspiele, sondern mehr altes Erbgut der halbwüchsigen

Jugend bilden, so beteiligen sich doch auch die Kinder nicht nur gern an ihnen, soweit es möglich ist, sondern spielen sie auch im eigenen Kreise. Einige Reime mögen hier folgen:

Ich bin der Kaufmann von Paris,
Ich verkaufe wunderschöne Sachen,
Ich verbiete euch das „Ja“sagen,
Das „Nein“sagen, das Nicköppen und das Lachen.
Gefällt euch was von meinen schönen Sachen?

Ich ging einmal über den Kirchhof,
Da begegnet mir ein Bischof.
Der Bischof, der war jung und fein,
Er wollt nicht gern alleine sein,
Der Bischof, der Bischof, der Bischof . . .
Alter Vater Eberhard,
Ich fasse dich an deinem ehrwürdigen Bart.
Wenn du mich wirst sehen lachen,
Werd' ich an deiner Stelle wachen.

Ich bin der Herr von Rechen,
Verbiete Lachen und Sprechen,
Wer lacht und spricht,
Dem ein Pfand gebricht.
Esel laß dich hören!

Ringlein, Ringlein, du mußt wandern
Von der einen Hand zur andern.
O wie schön, o wie schön,
Läßt er sich 'ne Nase dreh'n.

IV. Kinderlust früherer Zeiten.
Untersuchungen über einzelne Lieder und Spiele.

Ein geschichtliches Bild der Kinderlust, wie sie sich in Spiel und Reim darstellt, ist nicht leicht, weil uns meist nur angedeutete und dabei gelegentliche und vereinzelte Mitteilungen von Schriftstellern und Dichtern gegeben werden,

die sich in der Regel auch nur jeweils auf einzelne Sachen beziehen. Doch auch noch anderswo können wir uns unter Umständen Rat holen. Wenn wir z. B. über Spielgeräte selbst nicht viel in Schriftwerken finden, so erhalten wir dafür um so wünschenswerteren und nicht gerade allzu spärlich fließenden Ersatz aus Grabfunden, wo die unbewußten mündlichen Überlieferungen einer fernen Vergangenheit oft beredte Zeugen finden und so unsere Kenntnis vom Spiel längst verflossener Jahrhunderte, ja Jahrtausende vervollständigen.

Die Reime und Melodien können uns nicht auf solch handgreifliche Weise überliefert werden, und für sie haben wir deshalb keine so unmittelbaren Beweise ihres Alters; aber dennoch sind wir berechtigt, anzunehmen, daß die uns in der Volksüberlieferung aufbewahrte Kinderdichtung an Alter von keiner anderen Dichtung übertroffen ist. Man darf annehmen, daß viele Kinderreime und Kinderspiele bis in die ferne Zeit des Heidentums unserer Vorfahren zurückreichen, abgesehen dabei von den Um- und Verbildungen, die jede Überlieferung ändert.

Gespielt und gesungen ist worden, so lange es eine fröhliche Jugend gegeben hat, und so lange es den Erwachsenen Bedürfnis war, zur Erholung von der Arbeit sich in Freude und Vergnügen zu ergehen. Erwachsenen, soweit sie nicht griesgrämig oder puritanisch streng waren, hat es ebenfalls immer Vergnügen bereitet, mit ihren Kindern sich zu freuen und fröhlich zu sein.

Schon der alttestamentliche Prophet Sacharja verlangt (Kap. 8, 5), „Der Stadt Gassen sollen sein voll Knäblein und Mägdlein, die auf der Gasse spielen." Christus weist einmal auf die spielenden Kinder in den Gassen hin (Matth., Kap. 11, 16), und die Legende berichtet uns von ihm, wie er als Kind an einem Weiher mit Sand spielte und wie er ein andermal aus Lehm kleine Vögel anfertigte, die fortflogen, als er in die Hände klatschte.

Schiller sagt einmal: „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt", und selbst die Großen der Erde, die Fürsten und Herren, haben im Spiele gezeigt, daß sie auch ganz Menschen waren. Es mutet uns eigen an, wenn wir von Helden und Weisen erzählen hören, wie sie dem kindlichen Spiele gehuldigt haben. Es mögen einzelne Mit-

teilungen darüber an dieser Stelle folgen*). Der griechische Philosoph Heraklit ordnete am Dianatempel zu Ephesus die Knabenspiele; von dem Weltweisen Sokrates wird uns mitgeteilt, daß er selber Knabenspiele mitmachte, besonders das Steckenpferdreiten; ebenso ritt der Spartanerkönig Agesilaos mit seinen Kindern auf dem Stecken. Heinrich IV. von Frankreich wurde von dem schwedischen Gesandten überrascht, als er auf allen Vieren in der Stube umherkroch, seinen Buben auf dem Rücken. Er ließ sich aber nicht irre machen, sondern fragte nur den Gesandten, ob er auch Kinder habe. Nach der bejahenden Antwort beendete er ruhig den angefangenen Ritt, und wir haben nichts davon gehört, daß sein Verhalten diplomatische Schwierigkeiten hervorgerufen habe. Cosimo von Medici, der von 1434 ab die Republik Florenz leitete, besserte höchst eigenhändig auf öffentlichem Spielplatze seinem Enkel das Pfeifchen aus. Gustav Adolf spielte nicht nur gern Ball mit seinen Offizieren, sondern auch Blindekuh mit ihnen. Der große Gelehrte Leibnitz bewunderte die scharfe unnachahmliche Erfindung in den hergebrachten Kinderspielen und trieb selbst das Grillenspiel, eine Art Geduldsprobe an verschlungenen Metallringen. Selbst vom alten Fritz wird erzählt, daß er sich einmal mit seinem General Ziethen unter eine Schar munterer Knaben gemischt, mit ihnen Kegel gespielt und sich willig den Spielregeln unterworfen habe. Der oben zitierte Schiller machte seines Sohnes Lieblingsspiel „Löwe und Hund" mit, auf allen Vieren, wie der König Heinrich IV., in der Stube herumkriechend. So wird uns von seiner Hauswirtin in Jena mitgeteilt. Ähnlich heißt es von Goethe: in jener Zeit, als die Welt ihn für den tränenreichen Werther hält, kriecht er in Wetzlar unter wilden Knaben herum und läßt sich zerzausen. Dem Elternhause Goethes waren die fröhlichen Kinderspiele überhaupt vertraut, besonders wohl dem Mütterchen mit seiner Frohnatur; denn sie schrieb noch an ihre Enkel in Weimar: „Wenn ich bei Euch wäre, lernte ich Euch allerlei Spiele, als Vögel verkaufen, Tuchdiebes, Potzschimper, Potzschemper und noch viele andere".

---

*) Vgl. Fr. M. Böhme, Kinderlied und Kinderspiel, Einleitung, S. XLVII. — E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, S. 362 f.

Im folgenden wollen wir nun einige Einzelheiten über Kinderspiele, Kinderspielsachen, Kinderreime und Kinderlieder geben, wobei wir uns vor allem an die Darstellung der deutschen Kinderlust halten, jedoch auch vergleichsweise über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausgehen, meistens, um Analogien aus dem klassischen Altertume zu suchen.

Wir haben die Grabfunde schon erwähnt. Es war eine schöne Sitte unserer Vorfahren, von der schon Tacitus in der Germania (Kap. 27) berichtet, den Verstorbenen die ihnen im Leben liebsten Gegenstände mit ins Grab zu geben; dem Krieger Waffen, Rüstung und Roß; dem Jäger Wurfspieße und Pfeile; den Frauen Schmucksachen, Spindel, Spinnwörtel und Nadelbüchschen, den Kindern aber ihr Spielzeug. Diese Sitte ist auch heute bei uns nicht ganz ausgestorben. Grässe teilt z. B. in seiner Geschichte des Puppenspiels mit, daß seiner frühverstorbenen Schwester von den Eltern die liebsten Spielsachen mit in den Sarg gelegt wurden. Und mir selbst ist noch aus meiner Jugend bekannt, daß ein verstorbenes Mädchen in meiner Heimat mit der Puppe im Arme in den Sarg gebettet wurde.

In unseren vorgeschichtlichen Gräbern sind nun ähnliche Gegenstände wie unsere Kinderklappern und Rasseln in großer Menge gefunden worden. Sie sind allerdings nicht immer als Kinderspielzeug, sondern zuweilen, wie noch heute bei Naturvölkern, zur Verscheuchung von Dämonen und anderen bösen Wesen angefertigte und gehandhabte Rasseln anzusehen. Ihre Formen sind sehr verschieden*); sie kommen in den Funden vogel-, schildkröten-, tönnchen-, muschel-, apfel-, birnen-, ball-, flaschenförmig usw. vor. Die meisten von ihnen haben Löcher zum Durchziehen einer Schnur; sie bestehen aus Ton und sind mit Steinchen oder ähnlichen Sachen gefüllt. Im Märkischen Museum in Berlin sind mehrere Exemplare in Vogelgestalt, und das Museum schlesischer Altertümer besitzt mit Firnis bemalte Kinderklappern in derselben Gestalt. Und manche Forscher haben sogar die Meinung ausgesprochen, daß ein großer Teil der kleinen und großen Grabbeigaben, die sonst wohl als Gebrauchsgegenstände für die Toten, als Erinnerungsgaben der Angehörigen, als Symbole usw. bezeichnet werden, eher Kinderspielzeug sei.

*) Vgl. E. Lemke, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, V. 1895. S. 187.

Kleine Pfeifengäulchen, wie es sie noch heute gibt, an denen statt des Schwanzes ein Pfeifchen angebracht ist, fand man aus Bein in den Flachter Germanengräbern. Im Bezirk Cassel-Land wie auch im Württembergischen fand man Kinderklappern, aus zwei birnförmigen, aneinander gebackenen hohlen Tonkugeln bestehend, außen mit eingedrückten kreisförmigen Verzierungen geschmückt und mit Klappersteinchen gefüllt. In einem Bautzener Grabe befand sich eine allseitig geschlossene, nur mit acht Schallöchern versehene gelbe Tonklapper vor, die ebenfalls kleine Steinchen enthielt.

Wie Kinderklappern als Tierformen beliebt waren, so dienten auch Nachbildungen von Tieren ohnehin als Spielsachen, ebenso menschliche Figuren aller Art. Unter dem Nürnberger Straßenpflaster fand man 1859 eine ganze Reihe kleiner menschlicher Gestalten, die man als Kinderspielzeug anerkannte, weil sie mit vielen kleinen Schalen,. Töpfen, Kannen, Hörnchen und ähnlichen Spielsachen zusammen gefunden wurden. Vom isländischen Strande stammt ein schöner Fund kleiner aus Kupfer getriebener Tiere, und die altnordischen Sagas selbst erzählen uns, daß solche Spielsachen nicht ungebräuchlich waren. Es bat einst, wie uns berichtet wird, der vierjährige Steinolf seinen um zwei Jahre älteren Vetter Arngrim, er möchte ihm sein Messingpferdchen leihen; doch dieser schenkte es ihm großmütig mit den Worten, er sei ohnehin schon zu groß, um damit zu spielen.

Bedeutsamer sind ohne Zweifel für uns die Überlieferungen über Spiele und Lieder. Schon Fischart sagt: „Wo Kinder sind, da singt man an der Wiegen", und wir haben oben schon angedeutet, daß diese Lieder zu einem nicht unerheblichen Teile in der mündlichen Überlieferung erhalten sind. Es wird ja niemand vermuten oder annehmen, daß unsere Vorfahren die Liedchen nun genau in derselben Weise gesungen hätten, wie wir es jetzt tun. Es liegt im Wesen der Entwicklung, daß sie ausbildend und umgestaltend tätig ist; aber der Grundgedanke ist in der Hauptsache derselbe geblieben; die Form ist geändert, das Wesen ist geblieben; das Kleid ist den Reimen ausgezogen, weil es mit der Mode der Zeitverhältnisse nicht mehr übereinstimmte, der Inhalt ist erhalten. Trotzdem sind uns über das Leben und Treiben der Kinder in früheren Jahrhunderten

direkte Zeugnisse genug mitgeteilt, von denen wir im folgenden eine Auswahl bringen.

Die großen Feste spielten im Kinderleben von jeher eine große Rolle und ihnen kommt im Kinderlied eine besondere Stelle zu.

Am Neujahrstage zogen die Kinder zu ihren Gevattern und Verwandten, auch wohl zu anderen Leuten, um sie zu beglückwünschen, um ihnen das Neujahr abzugewinnen. Paul Behaim, ein Mitglied des bekannten Nürnberger Geschlechts, gab 1559 einer Maid, die den Kindern das Neujahr gebracht hatte, 1 Pfd. 12 Pf. In Mühlhausen im Elsaß wurde den Kindern 1681 verboten, an Neujahr an die Häuser zu gehen, „weil es ein unerträglich Gelauf war".

An Fastnacht sammelten sich die Kinder gern die verschiedenen Gebäcke, Krapfen, Küchlein, Brezeln. In Nürnberg wurde schon 1602 den Kindern solches verboten „wegen der einreißenden gefährlichen Läufte und Seuchen". Auch vermummten die Kinder sich dabei.

Eine schöne Festeszeit begann mit der Ankunft des Frühlings, der mit mannigfachen Bräuchen, Festen und Spielen gefeiert wurde. Wie noch heute die Kinder ausgehen, um die ersten Veilchen zu suchen und eine herzhafte Freude über das erstgefundene Blümchen zeigen, so schon in alten Zeiten, wo das Volk in dem ersten Veilchen „den Meldebrief des Sommers" sah, es ins Dorf trug und mit Sang und Klang umtanzte. Selbst über griechische Umzüge von Kindern im Frühlinge und im Herbste gibt es eine Reihe von Zeugnissen*), denen allen gemeinsam ist: das Heischen der Gaben, der Wunsch des Segens der Fülle und Fruchtbarkeit oder aber der Fluch und Schimpf bei Abweisung. In einer alten lebendigen Schilderung über deutsche Frühlingsbegrüßung**) heißt es:

Urloup hab der winder,
rîfe und ouch der kalte snê!
uns kumt ein sumer linder,
man siht anger unde klê

*) Albrecht Dieterich. Volksglaube und Volksbrauch in Altertum und Gegenwart. (Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts. Frankfurt a. M. 1903, S. 128 f.)

**) Zingerle a. a. O. S. 140.

gar sumerlich bestellet.
Ir riter und ir vrouwen
ir sult ûf des meien plân
den ersten vîol schouwen.
. . . .
dô gieng ich hin und here,
unz daz ich vant daz blüemelîn,
dô vergaz ich aller swaere
und begunde dâ gar vroelich sîn,
wol lût begund ich singen.
. . . .

Der glückliche Finder jubelte:

ir sult alle wesen vrô:
ich han den sumer vunden.

Dann folgt eine Schilderung des fröhlichen Veilchenfestes.

Der wilde Alexander bestätigt uns in einem Gedichte über die verschwundenen Freuden der Kinderjahre, daß auch die Kinder solche Spiele in ähnlicher Weise veranstalteten, daß sie auch hierin den Erwachsenen nachahmten.

Dazu ist ferner das Beerensuchen im Frühlinge und im Sommer zu erwähnen; Erd-, Preißel- und Heidelbeeren werden unter Lachen und Scherzen gesucht. Derselbe wilde Alexander beschreibt uns diese Kinderfreude in folgender Weise:

Seht, do lief wir ertber suchen
von der tannen zu der buochen
über stoc und über stein,
der wîle daz diu sunne schein.
dô rief ein waltwîser
durch die rîser:
„wol dan, kinder, und gât heim!"
Wir enpfiengen alle mâsen
geater dô wir ertber lâsen:
daz was uns ein kintlich spil.

Die Kinder bliesen ferner auf Blättern, was schon Wolfram von Eschenbach bezeugt, bohrten die Birken an und tranken den Saft. Konrad von Megenberg (1309—1378) berichtet uns: „Ich waiz wol in dem maien, wenn der paum gar saffig ist und man einen spân dar auz hauwet,

sô vleuzt gar vil saffes dar auz, und trinkent ez diu klainen kint auf dem gäw, wan ez süez und stinkt nicht."

Dann kam die Lust an Blumen und Kränzen, an Blumenorakeln und Halmziehen*). Letzteres fand sogar unter die Rechtsgebräuche Aufnahme, und das Losen wurde noch dann „Halmziehen" genannt, wenn man später auch keinen Halm mehr dazu gebrauchte.

Noch ein Zeugnis aus späterer Zeit. Der Geschichtsschreiber Heinrich Leo (geb. 1799) schreibt von seiner Jugend: „Beim ersten Frühjahr holten wir uns Weidenstöcke, klopften die Schale los und machten uns Flöten. Dann kam das erste Birken- und Birnenlaub, und wir übten uns, auf dem Blatt zu blasen; dann kamen die Haferstengel, die wir mit einer Rispe aufrissen und so bescheidenere Pfeifchen zuwege brachten; dann war der Weizen reif, und wir flochten uns schöne Strohbänder, dann Körbchen und Stühlchen von Binsen oder von Wegebreitstengeln; dazwischen war die Erdbeer-, Heidelbeer- und Preißelbeerzeit, zu der wir halbe Tage im Walde herumzogen, uns satt aßen und in kleinen, aus abgeschälter Rinde junger Fichtenstämme mit Dornen zusammengesteckten Mäßchen auch den Eltern Beeren nach Hause trugen. Im Herbst kam dann die prächtige Brombeerernte, und es wurden, wenn die Holunderbeeren reiften, Sprenkel gestellt; zu allen Zeiten wurden die Köhler besucht, um ihre Meiler und Hütten ward stundenlang gespielt, mit den Streu suchenden und Waldgras stehlenden Weibern ward im Walde umgetrieben und für sie gegen die Jägerburschen Schildwache gestanden . . . . . . kurz, es war ein reiches Kinderleben."

Auch die Vögel wurden neben den Blumen schon früher mit großer Freude begrüßt, und ähnlich, wie unsere heutigen Storch-, Schwalben- und andere Lieder es zeigen, wurden die Boten des Frühlings schon damals von den Kindern angesungen. Daß sich die Kinder über den Kuckuck belustigten, erzählt uns schon Konrad von Meyenberg (1309—1378), wenn er schreibt: „der verändert sein stimm nicht, er singt nur cukuk, cukuk, darumb spottent sein diu kint."

Alle diese Äußerungen des Kindeslebens können uns in keiner Weise verwunderlich erscheinen, da doch schon ein rohes

*) Vgl. die Belege aus dem Mittelalter bei Zingerle a. a. O. S. 142 f.

Gemüt dazu gehört, wenn das Herz von dem süßen Sange, dem lieblichen Gezwitscher, dem flinken Tun und Treiben der gefiederten Sänger, der ganzen aufblühenden Frühlingspracht mit dem Heer von Blumen und Pflanzen, Käfern und Schmetterlingen nicht ergriffen wird. Darum haben die Kinder neben der Unterhaltung mit den Haustieren, die seit jeher ihre geliebten Genossen waren, auch in der innigsten und zartesten Beziehung zu der äußeren Welt gestanden.

Auch unbekümmert um die zahllosen Wesen draußen treiben die Kinder ihr Spiel, wenn die helle Frühlingssonne alt und jung hinauslockt. Da gibt es ein buntes Leben auf Straßen und Plätzen. Die Knaben spielen gern mit ihrem Reif, was schon die römischen und griechischen Buben taten. In Rom wurden noch kleine Glöckchen, Ringelchen oder Bleche in den Reif gehängt, damit sie beim Herumdrehen klirrten. Geiler von Kaisersberg schreibt im Emeis (1516): „Als die kint, die die reif treiben, die schlagen für vnd für vff den reif mit einem stecken." Veit Schwarz schreibt in seinem Kleidungsbüchlein um die Mitte des 16. Jahrhunderts: „So was diß mein freud, wenn ich aus der Schul kam oder hinter die Schul ging mit Vögel, triblen, kluckern, hornussen, raifftreiben und dergleichen Freuden meer." In Nördlingen wurde 1426 unter anderen Spielen auch das „Radtreiben" erlaubt.

Ein anderes schon bei den Griechen bekanntes Spiel ist das Schaukelspiel, bei unseren Vorfahren schoc, schocke bezeichnet. Viele mitteldeutsche Dichter erwähnen es, so heißt es z. B. im Parzival:

> seht, wie kint ûf schocken varn,
> die man schockes niht wil sparn.

Und Werner von Elmendorf singt:

> des mac das herze nimmer mêr geruon,
> danne als dâ man ûf ein schocke rîtet.

Die Schaukel meint auch Neidhart, wenn er sagt:

> si rîte mit den kinden ûf dem seile.

Von dem St. Petersplatze in Basel wird uns 1570 berichtet, daß dahin während des Sommers die Jugend komme und auf grasigen Spielplätzen lustige Scherze treibe, auch im fröhlichen Tanzreigen dahinhüpfe.

Geiler von Kaisersberg schreibt von den „Kaufen und Kochen" im Freien spielenden Kindern: „Da die Kind Ge-

fetterlin miteinander, da machen sie Saffron und das ist gefärbte Wurz, das ist Süßwurz, das ist Ingwer, und ist alles aus einem Ziegel gerieben und ist Ziegelmehl; und machen Häflin und kochen, und wenn es Nacht wird, so ißt es alles nit und stoßen es um."

Von seiner Baulust als Kind erzählt der um 1550 geborene Basler Ratsherr Andreas Ryff: „Dann wo ich ein Häufchen Sand oder Grund auf den Gassen gewußt, dabei hat man mich funden, daß ich diese Löcher gegraben und mit Steinen hohe Türme, Häuser und Mauern gebaut habe; ich bin mit Kalk und Lehm gern umgegangen. Obgleich wohl dick und oft darum geschlagen worden, hat es mir doch nit erleiden wöllen, welches mir doch wohl auf diesen Tag geliebet." Von dem nordischen Olaf Thordarson berichtet uns Karl Weinhold, „der war acht Jahre, da er vom Feinde seines Vaters erstochen wurde, als er ein Haus baute, wie die Kinder zu spielen pflegen". Ganz ähnlich muß das „Kirchen mit Schindeln decken" gewesen sein, das „eine alte schwedische und gotländische Kinderlust war".

Wie die Kinder schon im Mittelalter gern am Wasser spielten, es ausschöpften und wieder ausgossen; wie sie kleine Teiche anfertigten; wie sie kleine Grübchen an den Straßen gruben, dafür haben wir in Schriften jener Zeit genügende Zeugnisse*).

Schon früher wurden an Ostern die Eier gebickt, was Fischart erwähnt: „Zwei wollten mit eigern klucken."

Der Jahrmarkt, die Messe bildete seit jeher für die Kinder eine Hauptfreude. In dem Buche „Sieben böse Geister . . . . .", das etwa 1700 erschien, wird von einem Schulzen erzählt, der auf einem Jahrmarkte musikalische Instrumente zum Verschenken kaufte: „dem ersten eine Kindergeige vor 1 Groschen, dem andern eine Pfennigpfeife, dem dritten eine Töpfferne Trompete, dem vierten ein Haekbretgen, dem fünften eine Schalmey, dem sechsten ein Jägerhörngen, dem siebenten einen Hund, dem man auf dem Schwanze pfeiffen kann, dem achten ein Brummeisen. Sie dankten ihm schön und musicierten ein jeder mit seinem Instrumentgen, daß einem die Ohren hätten mögen wehe tun."

Im Herbst oder im Winter kam das Schlachtfest. Die Kinder spielten schon wie noch heute mit der aufgeblasenen

*) Siehe diese bei Zingerle a. a. O. S. 136 ff.

Blase, wovon Geiler von Kaisersberg berichtet: „Wen man ein suw metzget, so nemen die bösen knaben die blatter und blasent sie uff und thuon drei oder fier erbsen darin und machen ein gerümpel, und ist ihnen die blatter lieber dann zwo seiten speck.“ Heute machen es die Kinder auch noch mit der Gänsedrossel, der Luftröhre einer Gans, so, die zusammengebogen wird, nachdem einige Erbsen hineingesteckt worden. Ist dann die Drossel getrocknet, so rasseln die darin rollenden Erbsen zum Vergnügen der Kinder, wenn sie den Ring schütteln.

In der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien befindet sich ein Gemälde*) des Niederländers Pieter Breughel (ca. 1520—1569), das eine ganze Reihe von Kinderspielen darstellt: ein Mädchen spielt mit einer Puppe, ein anderes legt im Puppenwagen die Betten zurecht, ein drittes wird von einem Knaben als Pferdchen an der Leine geführt, einige andere spielen Blindekuh, während endlich auch ein Mädchen mit in einem Zuge von Knaben marschiert, die mit hölzernen Spießen bewaffnet sind und denen ein kleiner Trommler voranschreitet; ein Knabe reitet auf einem Steckenpferdchen, andere lassen einen Drachen steigen, wieder einer hat eine Kindergeige in der Hand; andere belustigen sich mit Bockspringen, Kesseltreiben, Reifenschlagen, Ballschlagen, Seilspringen, Purzelbaumschießen, Stelzenlaufen, Kegelschieben oder mit dem Aufblasen einer Schweinsblase; wieder andere setzen kleine aus Papierblättern bestehende Windspiele [Windmühlen] aufs Wasser u. a. m. Die Züricher Chronik berichtet uns schon 1349 von Stelzen, auf denen die Kinder laufen.

Der schon erwähnte Veit Conrad Schwarz aus Augsburg (geb. 1541) gibt in seinem Kleidungsbüchlein von sich und seinen Spielen noch eine bildliche Darstellung. Unter dem Spiel „Vögel“ versteht er unser „Vögel verkaufen“, denn auf dem Bilde steht neben der Darstellung des Spieles: „Hui, bueben! Wölcher kaufft oder gibt ein?“ Beim „triblen“ ist der Bub bemüht, ein Stück Holz mit einem Stocke in die Luft zu prellen, wie es in Schwaben unter dem Namen „Meggerlen“ noch bekannt ist. Beim „kluckern“ werden Kugeln nach einer zu diesem Zwecke in die Erde

*) Nachgebildet verschiedentlich, u. a. in Boesch, Kinderleben, Beilage 3; ferner in Scheible, Das Kloster.

gemachten Grube geworfen. Auf einem andern Bilde in demselben Büchlein wird noch ein anderes Klickerspiel dargestellt, nämlich mit einem vermittels des Daumens fortgeschnellten Knicker einen anderen etwas entfernt liegenden zu treffen, wie es noch heute die Knaben tun.

In demselben Buche erhalten wir auch einigen Aufschluß über die Wintervergnügungen der Knaben jener Zeit. Als zehnjähriger Bube läßt sich Schwarz, wie auf einem Bilde dargestellt wird, von seinen Kameraden auf einem einfachen, nur aus drei Brettern zusammengeschlagenen Schlitten über den Schnee fahren, wobei er sich an dem Stricke festhält. Daneben stehen die Worte: „Magst redeln mit mir, muest mich aber nit abwerfen." Auch das Gleiten auf dem Eise (in Lippe schlinnern, platthochdeutsch schlindern, anderwärts schlittern genannt) und das Schneeballwerfen sind von ihm erwähnt. Schon der mittelhochdeutsche Dichter Neidhart gedenkt des Schlittens, indem er ein Winterlied mit den Worten beginnt: Kint, bereitet iuch der sliten ûf daz îz!

Daß schon früher die Kinder in scherzhaft mutwilliger Weise an schalkhaften Spielen Vergnügen fanden, beweist uns Hugo von Trimberg (ca. 1230—1313) in seinem Lehrgedichte „Renner", wo es an einer Stelle heißt:

Sô wîlent kleiniu kinder sähen
fremde liut, die begonden gähen
und verburgen sich hinter die tor
sô loufent sie nû peltlich hervor
und spotten der liute in schalkes sitten.

Das Haarzupfen, das noch jetzt von schelmischen und schalkigen Buben nicht wenig geübt wird, beschreibt uns schon Geiler von Kaisersberg folgendermaßen: „Hast du nie gesehen, daß die buoben in der schuol wetten etwan mit eim, sie wellen im drei oder vier har vßziehen und muß er sie nit empfinden, vnd wen es dan gilt, so machen sie das har zuosamen vnd wen es ziehen wil, so schlecht er in vor an ein backen, vnd der streich thuot im so wen, daz er der gar nit mit empfindet vßziehen."

Ein gutes altes Spielverzeichnis findet sich in „Der Tugenden Schatz", einem allegorischen Lehrgedichte, das Meister Altswert*) um 1380 verfaßte.

*) Meister Altswert, hrsg. v. W. Holland und A. Keller (Bibliothek des liter. Vereins, Stuttgart. 1850. Nr. 21.) S. 89. 90.

Das berühmteste, interessanteste und bei weitem wichtigste Dokument über Spiele in alter Zeit ist zweifelsohne das Spielverzeichnis im 24. bezw. 25. Kapitel von Joh. Fischarts „Affenteuerliche und ungeheurliche Geschichtschrift", später „Geschichtklitterung" vom „Gargantua", zuerst 1575, dann zu Lebzeiten des Dichters noch 1582 und 1590 erschienen *). Es verzeichnet eine solche Menge Spiele, wie sie nur ein Mann bringen konnte, der wie Fischart in allen Falten des Volkslebens durchaus heimisch war.

Eins der beliebtesten Spiele ist von jeher bei allen Völkern das allbekannte Ballspiel gewesen. Ein altes Lied berichtet vom Reigen- und Ballspiele:

tanzen, reien, springen wir
mit freude und ouch mit schalle,
daz zîmet guoten chinden alz iz sol,
nu schimphen mit dem balle!

Im deutschen Altertume wurde das Ballspiel sehr gepflegt. Sobald es Frühling wurde und die guten Tage sich einstellten, eilte groß und klein zum Ballspiel ins Freie. Walter von der Vogelweide sieht das Ballspiel als eine Bestätigung des Frühlingseinzuges und wünscht im Winter die Zeit herbei, wenn die Jungfrauen den Ball werfen:

Uns hât der winter geschadet über al:
heide unde walt die sint beide nû val,
da manic stimme vil suoze inne hal;
saehe ich die mägede an der strâße den bal
werfen, sô kaeme uns der vogele schal.

Ein anderer Dichter jener Zeit besingt das Ballspiel als des Sommers erstes Spiel:

Ez wirfet der jungen vil
ûf der strâzen einen bal:
dâst des sumers êrstez spil.

Wenn unsere heutigen Tanzlustbarkeiten „Ball" genannt werden, so soll das auch damit zusammenhängen, daß mit

---

*) Verschiedene Ausgaben, z. B. in Scheibles Kloster, Bd. X. Stuttgart 1848. Die beste kritische Ausgabe ist: Johann Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua), hrsg. von A. Alsleben. Halle a. S. 1886—1891.

dem Ballspiel unserer Altvordern Gesang und Reigentänze verbunden waren.

Meistens wird in den mittelalterlichen Überlieferungen die Bezeichnung gebraucht: „werfen den bal“, seltener: „den bal slahen.“

Daß vorzüglich Kinder sich am Ballspiel erfreuten, bezeugt Heinrich von Freiberg ca. 1300 in seinem Tristan:

ir herzen blicke in dem sal
hin und her recht als ein bal
giengen, dâ diu kint mite
spilnt nâch kintlîchem site.

Über die Arten des deutschen Ballspieles im Mittelalter wird uns berichtet*): „Eine der gewöhnlichsten Arten scheint die gewesen zu sein, die noch heute gespielt wird. Die Spielenden teilen sich in zwei Parteien, die eine wirft den Ball, die andere fängt ihn. Die Werfenden wechseln ab und suchen den Ball so weit als möglich zu schleudern, die anderen haschen danach und werfen ihn unter die andere Schar. Wer davon getroffen wird, muß zu der fangenden Seite übertreten und dies geht fort, bis die ganze werfende Partei aufgelöst ist. Wie heute, wurde der Ball auch früher mit Stecken und Scheitern geschlagen, um ihn recht weit zu treiben.“

Wie beliebt das Ballspiel früher bei uns war, ersehen wir auch daraus, daß damals in großen Orten, wie Universitätsstädten, eigene Ballhäuser, d. h. nicht nach unserem heutigen Begriffe des Wortes, Tanzhäuser, sondern Häuser zum Ballspielen bestanden, „ohne Stockwerke und Zimmer“, wie Fischart im Gargantua mitteilt, also etwa wie unsere Turnhallen. Zu Bern und Ingolstadt sollen sie noch stehen**), und von letzterem wird erzählt, daß Gustav Adolf gern mit seinen Offizieren Ball darin geschlagen hätte, wenn er nur imstande gewesen wäre, die Festung zu nehmen.

Eine aus dem 13. Jahrhundert stammende Handschrift des Klosters Benedictbeuren enthält unter vielen lateinischen und deutschen Liedern und Gedichten folgende Einladung zum Ballspiel:

---

*) K. Weinhold, Die deutschen Frauen im Mittelalter.

**) Ernst Ludwig Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Leipzig 1857. S. 387.

Nu suln wir alle freude hân,
die zît mit sange wol begân,
wir sehen bluomen stân:
die heide ist wunneclich getân.
Tanzen, reien, springen wir
mit freude und ouch mit schalle,
daz zîmet guoten chinden alz iz sol,
nu schimpfen (scherzen) mit dem balle!
Min vrove ist ganzer tugende vol,
ich weiz wiez ir gevalle.

Zur Zeit des Konstanzer Konzils wurde von den Badegästen im aargauischen Städtchen Baden ein Ballspiel getrieben, das der Italiener Poggio in einem Briefe an seinen Landsmann Nicoli folgendermaßen beschreibt: „Sie spielen nicht wie bei uns, sondern Mann und Frau wirft sich, je nachdem man sich am liebsten hat, einen Ball voll Schellen zu. Alles rennt dann, ihn zu haschen, ein jeder wirft ihn wieder seiner eigenen Geliebten zu und wer ihn bekommt, der hat gewonnen."

Gelegentlich der Baseler Kirchenversammlung 1438 wird von Äneas Silvius bei der Schilderung des geselligen Lebens in Basel ein Ballspiel mit folgenden Worten geschildert: „Auf den grünen Rasenplätzen der Stadt, besetzt mit Ulmen und Eichen von reichem Schatten, tummelt sich die Schar der Jünglinge zu Erholung und Spiel. Hier üben sie Wettlauf, Kampfspiel und Pfeilschießen. Einige zeigen ihre Kraft im Steinstoßen, andere spielen Ball, doch nicht auf italienische Weise. Sie hangen vielmehr auf dem Spielplatze einen eisernen Ring auf und wetteifern, den Ball hindurch zu werfen. Sie treiben dabei den Ball mit einem Holze an, nicht mit der Hand. Die übrige Menge singt indessen Lieder und windet den Spielenden Kränze."

Selbst den Mönchen war ein Ballspiel um ein Ave-Maria gestattet, wenigstens wird uns das von einem Ballspiele, „schaggun" genannt, berichtet, das darin bestand, einen Ball in dem Kreise der Mitspielenden so geschwind herum zu treiben, daß er bei einem oder mehreren vorbeisprang, ohne daß sie ihn mit ihren Stöcken berühren konnten. In dem „Buch der Rügen" wird nämlich gerügt:

Mit schaggûn ist in ein spil
erlaubet, der ez tuon wil
umb ein âvê Mariâ.
Daz lât ir underwîlen da
und spilt mit dem wihtelîn
ûf dem tisch umb guoten wîn.

Im Mittelalter wurde der Ball selbst gebraucht, um Nachrichten unter Liebenden zu vermitteln, indem sie Briefe in die Bälle einnähten und sich dann zuwarfen. So heißt es in „Wilhelm von Österreich“:

dô sie den brief gerihte
die nât in wider in den bal.
der wart dem jungen Rial
geworfen dar an einem tage.
. . . .

oder an einer anderen Stelle:

dâ mit was der brif geschrieben
und aber in den bal genât.
der wart geworfen mit getât
ze schimphe dan der frîen
sîner trûet amîen.

Richter (vgl. oben S. 8) bemerkt dazu: „In mehr als einem Gedichte des Mittelalters ist der im Spiele zugeworfene Ball der einzige Liebesgruß, den die Liebenden, umgeben von Merkern und Aufpassern, einander senden durften.“

Das Ballspiel wurde früher allgemeiner auch von Erwachsenen gespielt, und erst seit dem 18. Jahrhundert ist es den Kindern fast allein überlassen worden. Es mag noch bemerkt werden, daß schon die Griechen und auch die Ägypter das Ballspiel liebten.

Schließlich möge noch daran erinnert werden, daß sich aus dem Ballspiele einige andere Spiele entwickelten, die heute scheinbar nichts mehr mit dem Ball zu tun haben. Dazu gehört das Sautreiben oder Mohrenjagen, auch wohl Studum genannt, von Fischart in seinem berühmten Verzeichnisse unter dem Namen „Fudum, der Mor ist im Kessel“, aufgeführt und von ihm mit der heutigen Bezeichnung in den folgenden Versen genannt:

Uf daß er mit ein zunsteck [Zaunstecken] blib,
domit man die suw in den kessel trib.

Das Spiel wird wie folgt beschrieben:

Der studum wird also bestellt,
daß eine Grub man vorderst wählt,
in welche wird ein Kloß getriben
von einem welcher überbliben
und keins der Grüblein hat besetzt,
als man sich um dieselben setzt.
Deß muß er nun so lang arbeiten,
bis er den Kloß zur Grub mag leiten.
Wann aber der im Kessel falt,
alsdann aber die Stimm Studum erschalt,
und fahrt der Treiber seim Gesellen,
so nächst an ihm, zu seiner Stellen.
Die andern auch all setzen drauf,
ihr Loch zu ändern in dem Lauff;
wer sich hier saumt ein Loch zu haben,
muß mit dem Kloß so lang rum traben,
bis er ihn in den Kessel bringt
und man den Studum wieder singt.

Auch der Plumpsack ist ursprünglich ein Ballspiel gewesen, wobei der Plumpsack ein an einer Schnur befestigter Ball war. In Glossen des Klosters Reichenau, die aus dem 13. Jahrhundert stammen, wird der Plumpsack unter dem Namen „Gurtulli trag ich dich“ als Knabenspiel beschrieben.

Ebenso war das „Talerwandern“ ein Ballspiel, das in Norddeutschland den Namen „hôlt den ball fast!“ führte. Es wurde genau so gespielt wie noch heute, nur daß statt des Ringleins, Talers, Knotens usw. ein Ball von Hand zu Hand ging.

Das den kleinen Mädchen liebste Spielzeug ist natürlich von jeher die allbeliebte Puppe gewesen, schon in vorgeschichtlicher Zeit bekannt*). Bei Richnow in der Mark fand man eine solche aus Ton, roh gearbeitet. Solche puppenartige Tonfiguren sind auch auf dem Totenfelde der Incas von Ancou in Peru gefunden worden. An griechischen

*) Vgl. E. Lemke in Ztschrft. des Vereins für Volkskunde V. 1895 S. 186.

Kindergrabsteinen ist häufig dargestellt, wie dem verstorbenen Mädchen eine Puppe gereicht wird. Auf diesen Reliefs sind die Puppen gewöhnlich ohne Arme und Beine, wenngleich auch schön gearbeitete nackte Figürchen zu finden sind. Das erinnert uns daran, daß in früherer Zeit bei vielen Völkern die allgemeine Sitte herrschte, den Kindern ihr Spielzeug mit ins Grab zu geben, wie die Erwachsenen ihre Handwerksgeräte und anderes mitbekamen; so auch bei den Incas, in deren Gräbern sich außer Puppen, meist aus Zeug bestehend, noch allerlei Tiere, die im Leben ihre Spielgenossen gewesen waren, fanden, z. B. Meerschweinchen, Tauben, Papageien, auch Hunde und Lamas. Vielleicht dürfen auch manche andere sich in Gräbern findende plastisch dargestellte Nachbildungen von Tieren, Wagen u. a. als Spielzeuge angesehen werden.

Um nun zu unserm deutschen Volke zu kommen, ist zuerst zu bemerken, daß die Puppe ihren heutigen Namen aus dem Französischen entlehnt hat, bei uns aber im Mittelalter „tocke“ hieß und als solche von vielen Minnesängern erwähnt wird. Die Freude der Welt wird ein Tockenspiel genannt, Oswald von Wolkenstein nennt seine Geliebte „traute schoene tocke“, „mein auserweltte schoene tocke“, „die liebe tock“, „der freuden tocke“. In Wolfram von Eschenbachs Titurel spricht die junge Sigune, als sie zu ihrer Muhme reisen soll:

. . . . . leibez vetterlin, nu heiz mir gewinnen
mîn schrîn vollen tocken, swenn ich zuo miner muemen
var von hinnen:
sô bin ich zer erte wol berichtet.

Und in seinem „villehalm“ schildert derselbe Wolfram die Pracht der Waffenröcke mit den Worten:

Da kom der sunnen widerglast
an mangem wâppenrocke;
Mîner tohter tocke
ist unnâch sô schoene *).

Mädchen werden oft Tocken genannt; Tockenwiegen, Tockenstuben, Tockenküchen usw. sind nicht unbekannt und

*) Über weitere zahlreiche Beispiele, wie Dichter der älteren Zeit über Tocken berichten, vergl. Ign. V. Zingerle a. a. O. S. 132 ff., worauf hier nur verwiesen werden soll.

noch aus dem 17. Jahrhundert wird uns aus Augsburg berichtet, daß die Mädchen mit Tocken, Tockenküchen, Tockenläden, Tockenzimmern usw. spielten, oft bis sie Bräute wurden. Manche Leute trieben es aber mit diesen Spielsachen so üppig, wird erzählt, „daß eine solche Einrichtung gegen tausend Gulden und darüber zu stehen kam". Damals also war der Name Tocke noch allgemeiner gebräuchlich.

Die Spiele mit dem Kreisel, dem Dilldopp, der Klappgans (so in Lippe genannt), oder wie das Spielzeug sonst noch genannt wird, sind wohl ebenso alten Ursprungs und haben eine ebenso weite Verbreitung wie die allbekannten Ballspiele. Bereits die Griechen spielten in ihrer Jugend unser Kreiselspiel unter dem Namen strombos oder strobilis, und die Römer als turbo; genau so spielen es heute noch die Chinesen. In dem großen römischen Grabfelde bei Worms fand man u. a. 25 Spielsteine, darunter zwei durchbohrte, kleine Bronzescheiben, die, verbunden durch ein nicht mehr vorhandenes Holzstäbchen, offenbar als Kreisel gedient haben. Wie aus einer kleinen in der Mitte eingekerbten Handhabe hervorgeht, ist der Kreisel mittels einer Schnur in Bewegung gesetzt worden*).

Die Schliemann-Sammlung des Berliner Museums für Völkerkunde ist im Besitz eines tönernen Kreisels von etwa kegelförmiger Gestalt, doch mit abgerundeter Spitze; in der oberen Fläche befinden sich drei Vertiefungen, in die man die drei ersten Finger der rechten Hand setzt; durch Schnellen mit diesen Fingern wird der Kreisel in Drehung gebracht**).

Diese Art Kreisel, die mit den Fingern in Bewegung gesetzt werden, ist auch heute noch unter dem Namen „Triller" bekannt, in Lippe „Dullhermken" (= „tolles Hermännchen") geheißen. Sie bestehen heute aus einer Scheibe mit durchgestecktem Holzstäbchen (ein einfacher Knopf mit durchgestecktem Streichhölzchen leistet dieselben Dienste). Überhaupt ist die Gestalt des Kreisels in verschiedenen Gegenden und Ländern sehr verschieden; hier liebt man schlankere, dort kürzer und stämmiger gebaute, hier mit schmalem, dort mit breitem Kopfrand, hier mit wenigen, dort mit mehr Ringen und Riefen —

*) Sitzungsberichte der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte. Berlin 1885. S. 60.

**) E. Krause, Der Bazar. 1893. S. 492 ff.

in der Grundgestalt sind es alle umgekehrte Kegel, früher und jetzt.

Der Kreisel wird von den älteren deutschen Dichtern „topf“ genannt, der nach Wolfram von Eschenbach mit der Geißel oder Peitsche geschlagen wurde; im Parzival heißt es:

Hier ist die Geißel,
dort der Topf,
gönnt's dem Kinde
ihn um zu treiben.

In Dichtungen wird das „sich drehen wie ein Topf“ oft als Bild gebraucht, so z. B. im Gedichte von dem üblen Weibe, wo der Mann klagt:

ez gewann nie topfe
vor geiseln solchen umbeswanc,
als si mich âne mînen danc
mit slegen umb nnd umb treip.

Im jüngeren Titurel spricht Albrecht von Scharfenberg zur Bezeichnung einer sehr schnellen Bewegung von einem auf dem Eise treibenden Kreisel:

sô daz sich ûf einem îze
mit geiselslage ein topf versûmet hete.

Und von dem Benediktinerstift Banz in Oberfranken erzählt die Sage, es sei 1096 von der Gräfin Alberade gestiftet worden, nachdem ihr Sohn beim Kreiselspielen im Main ertrunken war.

Von der heiligen Elisabeth von Thüringen (1207—1231) wird berichtet, daß sie den ihr begegnenden Kindern geschenkt habe:

allerhande kinderspil,
krûseln, fingerlîne vil,
die gemachet werden
von glase und ouch ûz erden
unde ander cleinôde gnûoc.

Die „kruseln“ sind Kreisel, die „fingerlin“ sind Fingerringe, hauptsächlich bei Mädchen beliebt; vielleicht sind unter den übrigen aus Glas oder Ton gefertigten Kleinodien u. a. auch wohl Knicker, Schusser oder Kugeln zu verstehen. In einer Handschrift aus dem 15. Jahrhundert wird

neben Farbenrezepten für Glasmalereien auch das gelbe Bleiglas erwähnt, das den Glaskugeln zugesetzt wurde, den „gelben kugelin, do die schuler mit spilen“. Schon in dem Kleidungsbüchlein des Augsburger Bürgers Conrad Schwarz (geb. 1541) werden die Spielkugeln „Klucker“ genannt, und diesen Namen sollen sie in Augsburg heute noch tragen. Hugo von Trimberg (ca. 1230—1313) erwähnt des Schusserspiels mit den Worten im „Renner“:

kint sint nû trat und unverwizzen,
die kintlicher spil sich wîlent zflizzen:
zölle, trîbkugeln und meizzen,
die sieht man nû lûders sich fleizzen.

Unsere Vorfahren verbrachten oft manche Stunde beim Becher und beim Würfelspiel. Das fand auch bei den Kindern Nachahmung in besonderer Gestalt, weshalb wir etwas länger dabei verweilen wollen. Auch anderwärts kannte man dieses Spiel mit Würfeln oder Knochen. In den Kurganen des Gouvernements Kiew, den uralten Totenhügeln im südlichen Rußland, fand man Sprungbeine wilder Ziegen, „die offenbar als Spielzeug zu deuten sind“*). Selbst die Griechen und Römer spielten allgemein mit Astragalen, jenen sich an das Fersenbein anschließenden Fußwurzelknochen der Säugetiere (und Menschen), und zwar ein mit unserem heutigen Fangspiel mit Steinchen verwandtes Spiel. Aber auch bei unserem Volke muß ein Spiel mit Knochen nicht unbekannt gewesen sein, wie man aus dem noch heute üblichen Ausdruck „knöcheln“ für „würfeln“ schließen kann. Jede Fläche solchen Knöchels bedeutete dann eine der Augenzahlen unseres Würfels, die öfters auch durch Punkte angedeutet waren. Wichtig sind hier zwei Fundstücke, welche aus dem Kaukasus in das Berliner Museum für Völkerkunde gelangten: „ganz genaue Abdrücke von Astragalen in Bronze“**).

Mit Vorliebe spielen noch heute die Mädchen mit Steinchen oder Knöchelchen, bei denen es darauf ankommt, mit Geschicklichkeit mehrere Steinchen in die Höhe

*) Bobrinsky: S.-B. der Altertumsgesellschaft Prussia 1887. 1888 S. 72; hier zitiert nach E. Lemcke, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde V. 1895. S. 184.

**) E. Krause a. a. O. S. 452.

zu werfen, wieder zu fangen, sie dabei aufzuheben usw., ähnlich wie es heute in Schaustellungen von geschickten Leuten mit Messern oder Kugeln geschieht. Das Spiel, in Lippe „steinchern“, in Pommern „knörbeln“ genannt, wird in einem älteren deutschen Gedichte: „Das Häselein“ erwähnt, wo ein Mädchen erzählt:

Herre, ich hân mîme schrin
bslozzen driu pfunt vingerlin,
und zehen bikkelsteine,
und einen borten kleine,
sîden, mit golde wol durchslagen.

Die Bickelsteine sind die Fangsteine. Noch heute heißt das Spiel in einigen Gegenden „beckern“.

Das Spiel „Gerad oder Ungerad“ kannten die Römer unter dem Namen „Par imparum“; es heißt auch „Schrift und Wappen“, weil es im Freien häufig mit Münzen gespielt wird, in welchem Falle es darauf ankommt, ob das Wappen oder das Bild oben zu liegen kommt (auch Zahl oder Bild). Die Münze wird in die Luft geworfen und es muß, ehe sie niederfällt, erraten sein, welche Seite oben kommt. Im Zimmer wird das Spiel meistens mit Bohnen, Nüssen, Kugeln usw. gespielt. In Lippe nimmt ein Kind eine Anzahl von diesen Gegenständen in die festgeschlossene Hand (oder auch in beide Hände), ein anderes Kind muß dann die betr. Zahl erraten; trifft es die Zahl, so gewinnt es sie alle, im andern Falle muß es die Differenz zwischen seiner Zahl und der in der Hand befindlichen Anzahl der Gegenstände als Strafe dem Spieler zahlen. Im Mittelalter wird es zuerst von dem Dichter des Renner, Hugo von Trimberg erwähnt:

Rite ein grâ man ûf und ab
mit kleinen kinden ûf einen stab,
und spilte grâd und ungerâde
und gieng mit in ze wasser pâde,
und hulfe in machen heusêlin,
und pund zwei kleinen meuselin
an ein wegelîn mit in,
so sprech wir: „seht, wie tummen sit der alte man hat“.

Der Dichter kennt hier also fünf Kinderspiele: 1. Steckenpferdreiten (rite . . . ûf einen stab), 2. grad und ungrad,

3. baden, 4. von Erdhaufen Häuschen bauen (heuselin), 5. ein von Mäuschen gezogenes Wägelein.

Ein ähnliches, auch bei uns unter dem Namen „Farbe erraten“ bekanntes Spiel hieß bei den Griechen „Ostrakinda“ oder Tag und Nacht. Böhme beschreibt das Spiel nach Guts-Muths wie folgt: Eine Muschel, die auf einer Seite mit Pech geschwärzt wurde, die danach die Nacht, auf der andern weißgelassenen Seite der Tag hieß, wurde von zwei Knabenparteien, die sich danach ihre Namen gewählt hatten, in die Luft geworfen. Je nachdem im Herabfallen der vorbestimmte Muschelteil oben lag, mußte die eine Partei entlaufen und von der andern eingefangen werden. Belgisch lautet die Spielfrage: „Hol of bol“ oder „huysen oft noppen“.

Bei den Ballspielen ist schon des Plumpsacks Erwähnung getan worden. Auch der Plumpsack ist ein sehr altes Spiel, das die Griechen unter dem Namen „Schoinophilintha“ übten*). Böhme meint nach einer Mitteilung des als Folkloristen bekannten westfälischen Forschers Woeste, daß das Spiel aus einem heidnischen Opferbrauch hervorgegangen sei**). Jedenfalls kannte man es schon vor dem 13. Jahrhundert in Deutschland, denn eine Stelle in den Reichenauer Glossen besagt***):

Circulatorius ludus est puerorum in circulo
sedentium, post quorum tergum discurrit
puer unus portans aliquid in manu,
quod ponit retro aliquem sedentium
ignorantem, vulgariter dicitur:
„Gurtulli, trag ich dich!“

Das Spiel „Blinde Kuh“ kennen schon Fischart, Geiler von Keisersberg und selbst der Weißenburger Mönch Otfrid in den Versen:

thiu ougen si imo bunten
thaz in zi spile funten.

Auch die Griechen kannten es unter dem Namen „Blinde Mücke“ †).

*) Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertume, Würzburg 1864. S. 52.
**) Böhme a. a. O. S. 559.
***) Vgl. Zingerle, Das Kinderspiel im Mittelalter.
†) Vgl. Böhme a. a. O. S. 628.

Das Königsspiel oder „Herr König, ich diente gern“, in Griechenland Basilinda genannt, erwähnt wieder der eben genannte Geiler von Keisersberg in einer der Emeis vorgedruckten Predigten. Danach sprechen die Kinder zum König:

Herr, der künig ich diente gern!
„und was ist euwers diensts?“
das ir mir bütten, das ich wol erzügen möcht.
„das ir dem künig ein eer anthugen.“

„So gat dasselbig und kusset den künig. er will auch daz du seinem hoffgesind ein eer anthügest. er gebüt auch etwan die katz ze küssen. du bedarfst der katzen daup küssen als katzenritter *).“

Auch die Kriegsspiele müssen wir erwähnen, die überall stattfanden. Schon 1409 mußte der Rat zu Freiburg im Üchtland energisch einschreiten, weil die deutsche und französische Jugend sich gegenseitig mit den Zurufen „Aleman“ und „Roman“ herausrief und sich förmliche Schlachten lieferte. Hermann von Weinsberg erzählt, daß zur Zeit der Bauernkriege die Schüler und Kinder in den Kölner Kirchspielen sich bekriegten, sich bekämpften und zurichteten wie die jungen Hähne; die von St. Jakob mit denen von St. Johann, und die von St. Marien mit denen von St. Martin. Georg Wickram beschreibt 1575 im „Goldfaden“ ein Gefecht unter Knaben, die sich hölzerner Säbel bedienten.

Die Knaben spielten von jeher gern mit den Waffen ihrer Väter, vor allem mit Bogen und Pfeil, oder mit Bogen und Bolzen, so das Waffenhandwerk ihrer Väter nachahmend. Schon Wolfram von Eschenbach berichtet uns vom jungen Parzival:

bogen unde hölzelin
diu sneit er mit sîn selbes hant
und schôz vil vogele, die er vant.

Zu der Waffenausrüstung gehörte gewissermaßen auch das Streitroß, das in der Kinderzeit sein Gegenstück in dem Steckenpferdchen findet. Es ist so beliebt, daß wohl kein Kind aufwächst, das nicht auf einem solchen geritten hat, wenn auch nur auf einem Stabe oder einer Gerte, wie Hartmann von der Aue berichtet:

*) Vgl. Böhme a. a. O. S. 654, wo noch nähere Angaben.

mir hât ein wip genade widerseit,
der ich gedienet hân mit staetekeit
sit der stunt deich (da ich) ûfem stabe reit.

Denselben Gedanken drückt ein anderer Minnesänger mit den Worten aus:

der ich mich zeinem knechte ergab
dô ich reit kintlich ûf eim stab.

Und ein anderer, Ulrich von Liechtenstein, singt von seiner Jugendzeit:

. . . . ich was ein kint
und tump, als noch die jungen sint,
so tump, daz ich die gerten reit.

Hugo von Trimberg erzählt in seinem Renner von einem Manne, daß er noch auf und ab reitet „mit cleinen kinden ûf eim stab". Der Stuttgarter Hofprediger Valentin Andreae (geb. 1586) berichtet uns in seiner Selbstbiographie von seinem Jugendfreunde David Steudlin, daß dieser, zwei Jahre alt, bei der Leiche seines Vaters auf einem Steckenpferd herumritt und durch diese unzeitige Lustbarkeit allen anwesenden Leidtragenden reichliche Tränen auspreßte. Thomas Platter erzählt in seiner Lebensbeschreibung (16. Jahrh.), daß er von seinem aus dem savoyenschen Kriege zurückkehrenden Bruder ein hölzernes Rößlein erhalten habe: „das zog ich an eim Faden vor die Tür, da meint ich gänzlich, das Rößlin könnte gan, daraus ich kan verstan, daß die Kind oft meinet, ihre Tüttin (Puppen) und was sie hand, seien lebendig".

Schillers Söhnchen Karl erhielt mit einem Jahre von Tante Ulrike „ein Pferdchen und Peitsche geschenkt, da ist er sehr glücklich gewesen und hat immer hotto gerufen und gepeitscht, heute mit dem frühen, frühen Morgen hat er schon wieder Hotto gemacht", wie uns berichtet wird.

Die größte Schar von Steckenpferdreitern ist entschieden beisammen gewesen, als am 22. Juni 1650 in Nürnberg das Fest des Osnabrücker Friedensschlusses gefeiert wurde. Es erschienen, wie Murr in seinen Beiträgen zur Geschichte des Dreißigjährigen Krieges erzählt, vor dem Hause des kaiserlichen Hauptkommissars Piccolomini, Herzogs von Amalfi, im ganzen 1476 Knaben auf Steckenpferdchen, um den Herzog zu ehren. Später erschien ein noch viel größerer Haufe

wiederum auf Steckenpferdchen; der Herzog, ein großer Kinderfreund, schenkte allen Teilnehmern einen viereckigen silbernen Friedenspfennig zum Gedächtnis *).

Wie der Weltweise Sokrates und der Spartanerkönig Agesilaus mit ihren Kindern Steckenpferd ritten, ist schon oben erwähnt worden; das Spiel war also auch den Griechen nicht unbekannt.

Abbildungen von Steckenpferdchen aus älterer Zeit gibt es eine Menge. Eins der ältesten Kirchengesangbücher, das Erfurter vom Jahre 1526, hat auf dem verzierten Titelblatt das Bild der vier Evangelisten, darunter aber einen Engel, der auf einem Steckenpferde reitet. Ein in Frankfurt 1572 erschienenes Buch, „Petrarchä Trostspiegel", bringt auf Blatt 61 die Abbildung einer deutschen Kinderstube. Darauf sieht man einen Knaben mit einem Steckenpferde, der um eine verhängte Wiege herumreitet.

Weit bekannt ist das sogenannte „Schierzken", wie es in Lippe heißt, anderwärts „Schirken", „Wassermännle werfen" usw. genannt **), ein hübsches Knabenspiel mit kleinen flachen Steinchen, wie sie sich am Rande der Gewässer häufig finden; sie werden schräg auf das Wasser geworfen, erheben sich in leichter Schwingung öfters, die Wasseroberfläche verschiedene Male berührend und in kreisförmigen Wellen bewegend. Die Jungen zählen dann mit Freuden, wie oft der Stein aufspringt, und der ist der Held des Tages, der das größte Geschick darin zeigt. Schon bei den alten Griechen war dieses Spiel bekannt, und die in alten Gräbern sich häufig findenden platten und glatten Steinchen sind mitunter denn auch als solche Schleudersteine angesehen worden.

Fischart erwähnt in seinem berühmten Spielverzeichnis im 25. Kapitel seines Gargantua ein Spiel:

Daß spill ich auch, ich auch,
Die Sau aß ein treck, ich auch.

Es ist das noch heute ein weitverbreiteter Scherz ***),

---

*) Vgl. Böhme, a. a. O. S. 417 f., Zingerle, a. a. O., ferner bes. Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel S. 466 f. Die Abbildung der Denkmünze siehe u. a. in Scheibles Kloster. V. S. 569.

**) Eine große Anzahl von Namen für das Spiel verzeichnet Rochholz a. a. O. S. 465.

***) Vgl. Anton Engler, Zum Volkslied, Spruch und Kinderreim (Zeitschrift des Vereins f. Volkskunde VI. 1896. S. 300—303).

den man im Elsaß, in Schwaben, Preußen, Lippe, Bayern, Frankreich usw. kennt; z. B.:

Ich bin in den Wald gegangen,
    Ich auch.
Ich nehme eine Axt mit,
    Ich auch.
Ich hau eine Eiche um,
    Ich auch.
Ich mach einen Sautrog draus,
    Ich auch.
Es fressen sieben Säue draus,
    Ich auch.

Oder dasselbe in derberer Fassung:

Ich bin auf den Markt gegangen,
    Ich auch.
Ich habe Käse gekauft,
    Ich auch.
Der Käse hat gestunken,
    Ich auch.
. . . .
    . . . .

Früher sind stellenweise Kinderpredigten offiziell auf einem öffentlichen Feste von Kindern gehalten worden; es war am Gregorifeste, einem zur Erinnerung an den Papst Gregor den Großen, den Freund der Schüler, gefeierten Schulfeste. Die Knaben wurden festlich geschmückt, wählten einen der Ihren zum Bischof, der dann in der Kirche vor Kindern und Erwachsenen predigte. Schon 1249 führte das in Regensburg zu groben Ausschreitungen, wurde nach und nach abgeschafft, aber noch bis 1750 in Koburg gefeiert.

Auch die Reihen der Reigenspiele bildeten, wie ihre Verbreitung beweist, schon frühe neben dem Ballspiel die Hauptunterhaltung der fröhlichen Jugend in der schönen Jahreszeit. Dazu kam das Laufen und Springen, wovon es schon im Marienleben heißt:

manges spils die kint begunden:
eine liefen, die andern sprungen.

Über verschiedene, jetzt noch bekannte Spiele hielt Geiler von Keisersberg 1507 Predigten, die wir in seiner Emeis vorgedruckt finden. Gegen das Würfel-, Topel- oder Bickerspiel eiferte schon Berthold von Regensburg als verderblich (ca. 1220—1273). Bullinger (1504—1575) erwähnt das Stelzengehen *).

Hier könnten noch Ammenreime aus dem 15., Kettenreime aus dem 14., Patschhändchenreime und Lügenpredigten aus demselben Jahrhundert mitgeteilt werden; mit Rücksicht auf den Umfang des Buches mögen nur noch einige Mitteilungen über andere wichtige Reime Platz finden.

Ein schönes Beispiel für Alter, Verbreitung und Wandlung der Kinderreime bildet das Gebet von den 12 oder 14 Engeln. Schon Johannes Agricola (1492—1566) sagt in seinen Sprichwörtern an einer Stelle:

„Uns Kinder lernten unsere alten Eltern also beten, wenn wir schlafen giengen:

Ich will heint schlafen gehen,
Zwölf angel sollen mit mir gehen,
Zwen zur haupten,
Zwen zur seiten,
Zwen zun Füßen,
Zwen die mich decken,
Zwen die mich wecken,
Zwen die mich weisen
Zu dem himmlischen Paradeise. Amen."

Fast wörtlich stimmt damit die Niederschrift des Gebets überein, die wir auf dem Grabsteine Friedrichs mit der gebissenen Wange (gest. 1319) in Meißen finden.

Im Wunderhorn erscheinen 14 Engel, weil man gern an jeder Seite ein Engelpaar wünschte; es heißt dort:

Abends wenn ich schlafen geh,
Vierzehn Engel bei mir stehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,

*) Zahlreiche Belege siehe bei J. V. Zingerle a. a. O. S. 156 f.

Zwei die mich decken,
Zwei die mich wecken,
Zwei die mich weisen
In das himmlische Paradeischen.

In Holstein wird es nicht als Kindergebet, sondern als „Gebet der Bettlerinnen und anderer Beterinnen zur Abendzeit“ bezeichnet.

Eine Erweiterung des Gebets findet sich im Westfälischen; die Münsterländische Fassung heißt:

Aowens wenn ick in min Bettken triäde,
Triäd ick in Marias Schaut,
Johannes is min Broder,
De leiwe Här is min Geleitsmann,
De mi den Weg wull weisen kann.
Twiälf Engelkes gaot mit mi,
Twee Engelkes an den Kopp-End,
Twee Engelkes an den Föten-End,
Twee an de rechte Siet,
Twee an de linke Siet,
Twee die mi decket,
Twee die mi wecket,
Jesus in min Hiätcken,
Maria in minen Sinn:
Im Namen Gaodes slap ick in.

In Osnabrück findet sich folgender Anhang:

Jesus is min Hätken
J'annes is min Schätken,
M'rigge ligt mi in'n Sinn,
Met de dree schlaup ick in.

In einigen Varianten kommen auch weniger als zwölf oder vierzehn Engel vor, in einer Fassung aus den Alpen schrumpft die Anzahl der schützenden Engel gar auf drei herab. Über die Vierzehnzahl hinaus führen einige Gebete gar sechzehn oder achtzehn Engel an. In einer Baseler Fassung sollen noch zwei Engel das Kind speisen, in einer flämischen zwei den Weg des Herrn lehren, in einer Schaffhausenschen, die achtzehn Engel aufzählt, sollen außer zwei Engeln, die das Kind speisen, und den beiden üblichen, die

es ins Paradies weisen, noch außerdem zwei in das ewige Leben führen.

Während man meistens die Zwölfzahl der Engel als ursprüngliche und Normalzahl betrachtet, ist von anderer Seite die Vierzehnzahl als Ausgangspunkt angesehen und der Ursprung der Engelsgestalten in der Verehrung der sogenannten vierzehn Nothelfer gefunden worden*). Die Verbreitung des Kindergebets stimmt nach einigen Forschungen auch so ziemlich mit dem Verbreitungsgebiete des Nothelferkultus überein; die Nothelfer, denen man in früherer Zeit auch wohl Kindergestalt zuschrieb, sind eben deswegen hier und da als Engel betrachtet worden, so daß eine Übertragung des Kultus und der Tätigkeit als Nothelfer auf die Engel besonders leicht möglich war. „Die Bilder der Heiligen wurden auf Sarkophagen als Schmuck angebracht, wie man es mit den Einzelfiguren auch tat und noch ausführt. Bei der engen Beziehung zwischen Tod und Schlaf," meint Reuschel, „konnte der Kindervers, der gewiß zuerst auf ein im Sarge liegendes jugendliches Wesen gedichtet war, leicht zum Abendgebete werden." Doch sind die Untersuchungen noch nicht so weit gediehen, um ein endgültiges Urteil fällen zu können; hier nur die Angaben, um zu zeigen, wie die Volkskunde alles auf die wirkende Ursache zu verfolgen bemüht ist.

Merkwürdig ist, daß eine ältere Fassung sich in dem langen, sonst zumeist aus Psalmen und Bibelstellen bestehenden Nachtgebet der Juden, wie es in jeder gewöhnlichen Ausgabe ihrer Gebete steht, findet**): . . . . . Im Namen des Ewigen, des Gottes Israels, stehe Michael mir zur Rechten, Gabriel mir zur Linken, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und über meinem Haupte die Majestät Gottes . . . . . Wie alt mag das sein? Es reicht jedenfalls weit über Agricola hinaus, vielleicht bis ins graue Altertum. Es erinnert uns an Psalm 91, 11: Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen. In dem jüdischen Gebete begegnen uns vier mit Namen bezeichnete

*) Karl Reuschel, Ein altes Kindergebet und seine Entstehung. Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, hrsg. von August Sauer. IX. 1902. S. 273—280.

**) A. L. Stiefel, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. N. F. V. 1892.

Engel. Wir haben uns die weitere Entwicklung vielleicht so zu denken, daß diese Namen später verloren gingen, so daß dem leicht zu erklärenden Steigen der Zahl nun nichts mehr im Wege stand.

Es gibt außerordentlich viele Fassungen dieses Gebets, wie schon oben angedeutet; sie sind meistens sehr ähnlich, sowohl hochdeutsch wie mundartlich. Doch ist es nicht nur in Ländern deutscher Zunge bekannt, sondern auch weit darüber hinaus in Schweden, Norwegen, Dänemark, England, auch in den romanischen Ländern, z. B. in Frankreich u. a.

Das bekannte Kinderspiel von der goldenen und faulen oder nassen Brücke erwähnt schon Meister Altswert in seinem Verzeichnis, und Fischart nennt es im Gargantua „der faulen Brucken", „auf der Brucken suppern in glorie", „Ritter durch Gitter". Geiler von Keisersberg schreibt davon in seiner Predigt über die Sünden des Mundes: „wolltest du jetzt den faulen Brucken springen, als da du zwölff jar alt warest oder vierzehn alt: es würd dir übel anstön; den alten stot nicht an als den jungen". Und an anderer Stelle sagt er davon: „es wird ihnen nichts mehr, dann daß sie wie im Spiel der faulen Brucken einmal die Händ zusammenschlagen und jauchzen vnd alsdann wieder herabspringen, ritschen vnd burtzeln".

Für das Brückenliedchen stellen Gerhardt und Petsch an Hand der Überlieferung folgende, der Urgestalt wohl ziemlich nahe kommende Fassung auf:

„Es regnet auf der Brücke
Und ist schon naß; — —
Es hat mich was verdrossen,
Ich weiß nicht, was!"
„Ach schönster Schatz, komm rein zu mir,
Es sind kein schönre Leut als wir." — —
„Ja freilich, ja freilich,
Wo ich bin, da bleib ich!
Bleib ich, wo ich bin.
Ade, mein Schatz, leb wohl!"

Das Lied besteht aus drei Teilen. Es beginnt gewöhnlich:

Es regnet auf der Brücke
Und es ward naß.

Jünger ist wohl die persönliche Form:

> Ich ging mal über die Brücke
> Und die war naß . . .

Die folgenden Reimzeilen drücken in allen älteren Fassungen eine trübe Stimmung aus, nämlich:

> Es hat mich was verdrossen — — —
> Ich weiß nicht, was.

Zu der Zusammenstellung des Regens, also eines Naturvorganges mit der Stimmungsbezeichnung, bemerken Gerhardt und Petsch mit Recht: „Es ist für alle Volkspoesie, nicht bloß für die deutsche, durchaus bezeichnend, daß sie mit liebevollem Blicke die Natur anschaut und in engen Zusammenhang mit dem eigenen Leben setzt. Vor allem werden die Seelenvorgänge gern in Beziehung zu dem Blühen und Wachsen der Natur im Frühling, zum hellen, wärmenden, lachenden Sonnenschein oder zum Vergehen oder Absterben im Herbste, zu rauhen Winden, zu Schnee und Regen gesetzt. Stehen doch dem Volke nicht die Mittel zu Gebote, über die der Kunstdichter verfügt, um uns in die rechte Stimmung zu versetzen. Die unsichtbar wirkenden, aber fühlbaren Mittel der Sprache, damit etwa das Märchen arbeitet („Brüderchen nahm sein Schwesterchen bei der Hand und sagte: Seit die Mutter tot ist, haben wir keine gute Stunde mehr"; oder vergl. das höchste Meisterstück deutscher Volksprosa, den Eingang des Märchens von Machandelboom in der Grimmschen Sammlung); diese Mittel gehen dem Volksliede in gebundener Rede, mit seinem Reimgange und seinen Flickwörtern, auch leicht verloren, und so bleibt ihm dann nur als letztes, aber höchst wirksames Mittel, die rechte Stimmung zu erzeugen, die Anknüpfung an die Natur. So auch in unserm Liedchen. Das Mädchen, das an den Ring der Tanzenden tritt, ist in trüber Stimmung: es kann sich nicht besinnen, *was* es verdrossen hat, aber in seinem Innern sieht es so trüb aus, wie am Himmel, es regnet, und auf dem Stege, der zum Anger führt, hat es die Nässe empfunden."

Viele Volkslieder bestätigen das, z. B.:

> Nit lang ist's, daß es g'regnet hat,
> Die Läubles tröpflet noch; — —
> Ich han amal a Schatz gehatt,
> I wollt, i hätt ihn noch!

Das Wort „verdrossen" in der ursprünglichen Fassung war zu abstrakt und unverständlich, es wurde daraus „vergessen" oder „verloren". Aber die kindliche Reimlust ist noch unzufrieden mit den zwei reimlosen Zeilen, zu Brücke wird schnell „Zicke" gereimt, die natürlich Gras fressen muß, so daß auch der sinngemäße Reim zu naß gefunden ist:

Ich ging über die Brücke
Und die war naß,
Begegnet mir eine Zicke
Und die fraß Gras.

Der zweite Teil des Liedchens umfaßt wieder ein Doppelpaar von Reimzeilen: das draußen stehende Kind wird aufgefordert, durch Anschluß an den Tanz die trübe Stimmung fahren zu lassen; schon vom Jahre 1544 kennen wir eine Fassung davon:

Jungfrau in dem roten Rock,
Kommt her zu mir,
Es sein nit hübscher Leut hie
Denn ich und ihr.

Danach sollen Sprecher und Angeredete ein Paar werden; doch wurde das Prädikat „schön" bald auf die im Kranze stehenden Kinder bezogen, wie in der Uckermark:

Ach, liebes Mädchen, tanz mit mir,
Es sind ja schöne Leute hier.

Der Ausdruck „schöne, hübsche Leute" will hier volkstümlich verstanden sein als liebenswürdige Leute.

Der dritte Teil ist wieder von dem draußen stehenden Mädchen gesprochen, sie läßt ihre trübe Stimmung fahren, schließt sich den Spielenden zum Tanze an und sagt sich von ihrem Schatze los. Das „wo ich bin" ist oft entstellt in „wer ich bin", als man den Sinn nicht mehr verstand.

Weit verbreitet ist auch das Kinderlied vom H e r r n v o n N i n i v e, die Brautwerbung oder die Nonneneinkleidung*). Eine der vielen Fassungen lautet:

---

*) Vgl. Fr. M. Böhme, a. a. O. S. 508—521, bes. S. 518 ff.

Es kommt ein Herr von Ninive, juchheisa vivilate!
Was will der Herr von Ninive? juchheisa vivilate!
Ist die Tochter nicht zu Hause? juchheisa vivilate!
Was soll die jüngste Tochter denn? juchheisa vivilate!
Ich will die jüngste Tochter haben! juchheisa vivilate!
Ihr bekommt die jüngste Tochter nicht! juchheisa .....
Dann schlag ich euch die Fenster ein! juchheisa .....
Dann machen wir die Laden zu! juchheisa .....
Dann stecke ich das Haus in Brand! juchheisa .....
Dann geben wir die jüngste Tochter her! juchheisa .....

Die eine Nonneneinkleidung besingende Fassung besagt:

Es kommen drei Damen geritten. Heisa fipilatus.
Von Adel und von Sitten. Heisa fipilatus.
Von Sitten und von Adel. Heisa .....
Wir wollten gern die erste Tochter. .....
Was woll'n sie mit der ersten Tochter? .....
Wir woll'n sie in ein Kloster haben. .....
In was für'n Kloster woll'n Sie sie haben? .....
In das Sankt Marien Kloster. .....
Was soll sie in dem Kloster machen? .....
Sie soll das Stricken und Sticken lernen. .....
Das hat sie schon bei uns gelernt. .....
So soll sie waschen und bügeln lernen. .....
Nun, so nimm sie hin zu dir! .....
Ade, ade lieb Mütterlein .....
Nun muß ich von dir scheiden .....
Ich komme in ein Klösterlein .....
Und muß da viel arbeiten .....
Ich kriege Schläge mit der Rut .....
Daß meine Finger bluten. .....
Ade, ade, ade!

Lehrreich ist ein Vergleich der verschiedenen Texte aus verschiedenen Gegenden, soweit die Eingangszeile in Betracht kommt*). Man singt:

in Böhmen: Ich bin der Kaiser von Ninive, Kaiser von Pilatus;

---

*) Vgl. Joh. Bolte in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. IV. Berlin 1894, S. 180—184, wo auch die näheren Nachweise.

in Wien: Es kommt ein Herr von Ninive, Kaiser von Pilatus;
im Erzgebirge: Es kommt ein Mann aus Ninive, Kaiser vivat lazarus;
in Anhalt: Es kommt ein Mann aus Ninafe, Heider Visilatius;
in Apolda und Lüdenscheid: Es kommt ein Herr aus Ninive, Heissa fiffilatius;
in Glatz: Es kommt ein Mann aus Ninive, Fliffla flifflafleh;
in Köln: He kummen de Hähre vun Nunnifäär, Heiza Pfiffilatus;
in Iserlohn: Hir kuemt de Hären ut Nonafi, Hetsa Fifilatsius;
im Vogtland: Es kommt ein Herr aus Niniveh, Juchheisa vivilate;
in Mähren, Thüringen und Westfalen: Es kommt ein Mann aus Linafé, Kaiser Wifilatius;
in Nordhausen: Es kommen zwei Herren aus Ninive, Samarikolade;
in Königsberg: Es kommt ein Herr aus Ninive, Ei ça Hasenfuß;
in Berlin: Es kommt ein Herr aus Württemberg, Juchheisa fiffilatus;
in Schleswig-Holstein: Da kommen zwei Herren aus Lünefeld, Juchheisasa filadi;
am Niederrhein: Es kommen drei Herren aus Himmelreich, Juchheissa, fröhliche Dinge;
in Schleswig-Holstein wiederum: Es ist ein Herr ins Dorf gekommen, Heiza, fiza summ;
in Augsburg: Es kommt a Frau von Ninive, Ade, ade, ade;
in Böhmen: Quam eine Frau aus Friedeland, Adje, adje, adje;
in Hessen (bei Fortfall der ersten Zeile): Wir wollten gern die erste Tochter, Heisa Fifilatus;
in Oldenburg: Ich wollt so gern die erste Tochter, Heisa Fifilasius.

Die beiden letzten Lesarten geben uns gleich den Zweck des Kommens an, der in den übrigen Liedchen in einer andern Zeile ausgesprochen ist, nämlich eine Tochter zu holen, meistens wird die jüngste genannt. Was mit ihr geschehen soll, ist entweder aus dem Liedchen nicht mehr ersichtlich oder es ist deutlich ausgesprochen, daß diese Tochter ins Kloster geholt werden soll, wie in den Lesarten aus

Berlin, Glatz, Nordhausen, Schleswig-Holstein; das Kölner Lied spricht von einer Einkleidung der Tochter als Nonne; andere Texte wollen der Tochter einen Mann verschaffen, wie der aus dem Erzgebirge; und nach dem Iserlohner Spiel soll sie gar die Braut des Königs von England werden*).

Was nun die beiden biblischen Namen „Pilatus“ und „Ninive“ hier in dem Liede sollen, ist nicht erklärlich; aus dem Übrigen geht aber so viel hervor, daß es sich um eine Brautwerbung oder um die Abholung einer Tochter zum Kloster, also um eine Himmelsbraut handelt.

Selbst in anderen Ländern finden wir das Lied, wie uns verschiedene Fassungen aus Schweden und Dänemark zeigen; es ist auch in den Niederlanden, bei den Slaven Böhmens und anderswo nicht unbekannt. Der Name des Herrn Domine in der schwedischen Lesart ist uns nun insofern noch interessant, als wir ihn schon vor ca. 200—250 Jahren nachweisen können in den Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, die 1652 als pfälzische Prinzessin geboren wurde und die 1709 ihrer Halbschwester schrieb: „Ich danke euch, mir die Zeitungen geschickt zu haben; sie haben mich recht lachen machen, aber es ist kein Wort war, waß sie hir vom hoff sagen. Es mögt aber woll mitt gehen, aß wie man in dem spilgen singt:

Von da kommen wir gecken undt nonnen her, herr Domine, zu endt vom spiel nehmlich:

Undt waß nicht ist, kan werden war,
Sede, sede sancte, quid, nostre domine?“

Im Jahre 1718, also neun Jahre später, erwähnt sie dieselben Verse fast wörtlich noch einmal brieflich und bemerkt dazu: „daß ist woll ein narisch spiel. Ich weiß nicht, ob man es noch in Teütschlandt spilt“.

So finden wir hier aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, nämlich aus der Jugendzeit der Herzogin, die schwedische Form des Angeredeten, des Herren Domine, die wahrscheinlich die ursprüngliche Fassung für all die anderen Namen, wie Linake, Ninive u. a. ist, die eine Entstellung aus „Nonnen daher“ sein werden; das kölnische Liedchen erinnert mit seinem „Nunnifäär“ noch daran.

---

*) Die Texte selbst siehe bei Fr. M. Böhme oder Joh. Bolte a. a. O.

Schließlich noch ein anderer Beleg des Liedes aus ungefähr derselben Zeit, ebenfalls von Joh. Bolte mitgeteilt. Conrad von Hövel, auch Candorin genannt, erwähnt in einem Spielverzeichnis unter anderen Spielen: Hi komen wi käkken Nonnen her.

Die Grundlage des rätselhaften Kinderreims vom Herrn von Ninive*) bildet vielleicht folgendes Gesellschaftsspiel, das uns in einem Druck von 1750 überliefert ist, genannt: „Das sogenannte Kloster-Münch- und Nonnen-Spiel": Männer und Frauen stellen sich gegenüber, so daß die Zahl Paar und Paar ausmacht; an einer Seite vor den beiden Reihen steht quer der weise Mann. Die Nonnen fangen zu singen an:

Hier kommen die kecken Nonnen daher,
Sera, Sera, sancti nostri Domine!

Dann singen die gegenüberstehenden Mönche:

Was ist der Nonnen ihr Begehr?
Sera, Sera, sancti nostri Domine!

Nonnen:

Wir fragen nach dem weisen Mann,
Der uns das Petschaft zeigen kann.
Sera, Sera, sancti nostri Domine!

Mönche:

Der weise Mann, der ist nicht hier,
Er ist in seinem Schreibloschier.
Sera, Sera . . . .

Nonnen:

Wir fragen nach dem weisen Mann,
Der uns den Brief recht lesen kann.
Sera . . . .

Nun fängt der weise Mann da unten an:

In diesem Buche steht geschrieben
Ein jeder soll sein Nönnchen lieben.
Sera . . . .

Hierauf nimmt jeder Mönch sein gegenüberstehendes Nönnchen, küßt es, geht mit ihr zum weisen Mann und singt:

*) Vgl. Joh. Bolte in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde VI. 1896 S. 98. 99.

Wir wünschen der Braut ein neues Jahr,
Was wir wünschen, das werde wahr.
Sera, Sera, sancti nostri Domine!

Literatur: Tod und Hunne. F. Vogt. Der Tod im schlesischen Kinderspiele und die Interjektion Hunne. (Ztschrft f. dtsche. Philologie XXIV, 1. 1895. S. 145. 146; XXIV, 2. 1895. S. 26. 27.) — Warnatsch. Der Tod auf der Stange. (Mitteil. d. schlesischen Gesellschaft f. Volksk. II. 1895. S. 43.) [Der Tod als Popanz im Wiegenliede; Variante dazu: das Kinderspiel „Der Tod kommt".]

W. H. Mielck. Zum Verwunderungsliede. (Niederd. Korrespondenzbl. II. 1876/77. S. 7—12; III. 1877/78. S. 9—14; VII. 1882. S. 33 ff.) — Koppmann. Zum Verwunderungsliede. (Ebda. III. 1878. S. 1—3.) — E. Bernheim. Zum Verwunderungsliede. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. VI. 1896. S. 209 f.) — K. Weinhold. Zum sogenannten Verwunderungsliede und dem Liede von den drei Jungfrauen. (Ebda. VI. 1896. S. 345.)

J. Bolte. Das Kinderlied vom Herrn von Ninive. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. IV. 1894. S. 180—184.) — H. F. Feilberg. Das Kinderlied vom Herrn von Ninive [im Dänischen]. (Ebda. V. 1895. S. 106.) — J. Bolte. Nochmals das Kinderlied vom Herrn von Ninive. (Ebda. VI. 1896. S. 98 f.) — A. Schullerus u. a. Das Kinderspiel: Dame von Ninive. (Korrespondenzbl. d. Vereins f. siebenbürgische Landeskunde XIX. 1896. S. 80. 93—96.)

Jüdische Kinderreime. E. M. Pokrovsky. Die Kinderspiele mit besonderer Berücksichtigung der russischen. Moskau 1857. [Nur in russischer Sprache erschienen.] — Winternitz. Das Kind bei den Juden. (Am Urquell II. 1890.) — Jüdische Kinderspiele. (Mitteil. d. Gesellsch. f. jüdische Volksk. I. 1896. S. 68. 69; III. 1898. S. 34—40.) — L. Wiener. Aus der russisch-jüdischen Kinderstube. Abzählverse, Schmählieder, Humoristisches, Ammen- und Wiegenlieder. (Mitteil. d. Gesellsch. f. jüd. Volksk. II. 1897. S. 40—49. 77—79.) — M. Wodak. Judendeutsches Wiegenlied aus Galizien. (Urquell I. 1897. S. 239—242.) — A. Landau. Spiele der jüdischen Kinder in Ostgalizien. (Mitteil. d. jüd. Ges. f. Volksk. III. 1898. S. 51—59.) — H. Michelsohn u. a. Aus der Kinderstube. (Ebda. III. 1898. S. 6—11.) — J. Robinsohn. Judendeutsche Wiegenlieder. (Urquell N. F. II. 1898. S. 39 f.) — Aus der Kinderstube. (Ebda. IV. 1899. S. 123—130.) — A. Landau. Holekreisch. (Jüdisch-deutsches Kinderlied.) (Ztschrft. f. österr. Volksk. III. 1899. S. 72—77.) — S. Weißenberg. Kinderfreud und Kinderleid bei den südrussischen Juden. (Globus LXXXIII. 1903. S. 315—320.) [Darin Kinderlieder usw.] — Regina Lilienthal: Dziecko zydowskie. (Materyaly anthropoloziczno-archologiczne XIX. 1904. S. 141—173.) (Das jüdische Kind. Publikationen der Krakauer Akademie.)

Lügenreime. H. Abelt. Lügenerzählung (Mundartlich aus dem Münsterlande.) (Niederd. Korrespondenzbl. VII. 1882. S. 73.) — A. Birlinger. Zu den Lügenmärchen. (Alemannia XVI. 1888. S. 89—92.) — C. Dirksen. Lügenreime aus Ostfriesland. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. II. 1892. S. 234.) — C. Dirksen. Lügenreime aus Meiderich. (Ebda. II. 1892. S. 325.) — G. Knoop. Eine Lügengeschichte. (Bl. f. pomm. Volksk. X. 1902. S. 157. 158.)

Literatur zu einzelnen Kinderreimen und Kinderspielen. H. Carstens und F. Höft. Die Königstochter im Turme. (Am Urdsbrunnen V. 1887. S. 10—14, 61—64, 141—143.) — A. de Cock. Het spel van de koningsdochter. (Volkskunde. Tijdschrift voor nederlandsche Folklore. XV. Gent 1903. S. 1—12.) — Die Sau in den Kessel treiben. [Kinderspiel.] (Niederd. Korrespondenzbl. I. 1876. S. 68. 86. 87. II. 1877. S. 14. 15. 59. III. 1878. S. 48.) — L. v. Hörmann. Das Sautreiben. Ein Erklärungsversuch des Kinderspiels. (Beitr. zu Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte von Tirol 1894. S. 243—259.) — W. H. Mielck. Maschenmerkreim aus Wismar. (Niederd. Korrespondenzbl. IV. 1879. S. 64—67.) — Häns̈chen im Schottsteen [in verschiedenen Fassungen]. (Ebda. III. 1878. S. 72—75.) — Zu Hänschen im Schornstein. (Ebda. XVI. 1892. S. 23 f.) — L. Laistner. Über den Butzemann. (Ztschrft. f. dtschs. Altertum XXXII. 1888. S. 145—195.) — B. Rauch. s'Lied vom Zippelpelz. (Mitteil. d. schlesischen Ges. f. Volksk. VII, 3. 1900.) — O. Schütte. Drohung und Verspottung beim Versagen einer Bitte. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XI. 1901. S. 462.) — Reinhold Köhler. Der Bauer schickt den Jockel aus. (Germania V. 1860. S. 463—467.) [Abgedruckt in: Kleinere Schriften. 1900. S. 355—365.] — O. Schütte. Das Lerchenfangen [am Morgen des 2. Februar]. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XII. 1902. S. 342.) — G. Rauch. Die drei Jungfrauen im Kinderliede. (Mitteil. zur bayrischen Volksk. IX, 2. 1902. S. 1. 2.) — K. Weinhold. Das englische Kinderspiel Sally-water. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. IX. 1899. S. 89. 90.) — Altfriesische Volkspoesie. (Es ging ein Bauer ins Holz .....) (Ostfriesisches Monatsblatt. 1881. S. 43—45.) — Karl Dirksen. Ostfriesisches Kinderspiel: dat schäpkestelen. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. III. 1893. S. 91.) — W. H. Mielck. Das Kinderlied vom filius Jesus. Ein Nachbleibsel aus dem christlichen Mittelalter. (Niederd. Korrespondenzbl. VI. 1881. S. 26—29. 47—49.) — Zum Steppkespiel. (Korrespondenzbl. d. Vereins f. siebenbürgische Landeskunde. 1880. S. 51—55. Vgl. ebda. S. 32.) — Schatzmayer. Einiges über die Pleppaliedlan. (Dtsche. Mundarten hrsg. v. Frommann IV. S. 523 ff.) — F. Liebrecht. Ein Volksvers (Parallelen zu dem Blumenorakel: Er liebt mich — er liebt mich nicht!) (Germania XXXIII. 1888. S. 179 ff.) — Rud. Hildebrand. Ein altes Kinderlied aus neuer Zeit (Bauer, Bauer Kessel.) (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht II. 1888. S. 475—484.) [Vgl. dazu P. Bartel, ebda. III. S. 279 f.] — H. Fraungruber. Fingersprüchel. (Das deutsche Volkslied, hrsg. v. Pommer III. 1901. S. 68. 120.) — K. Julius Schröer. Rätselfragen, Wette- und Wunschlieder. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. III. 1893. S. 67.) — K. Weinhold. Volksreime auf Bettlerhochzeiten (Ebda. III. 1893. S. 228—230.) — A. Englert. Zu dem Spruche: Heile, heile Segen . . .) (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht VIII. 1894. S. 118—122. 599.) — L. Fränkel. Schlußwort zu: Aus Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen. (Ebda. XIII. 1899. S. 130—139.) — C. Buchwald. Juse Bruder malcher. (Schlesiens Vorzeit VII. 1899.) — A. Englert. Zu dem Kinderlied: Zürnt und brummt der kleine Zwerg. (Ztschrft. f. österr. Volksk. V.

S. 175. 176.) — O. Schumann. Niederdeutsche Frost- und Schoßlieder aus Lübeck. (Urquell N. F. II. 1898. S. 40–42.) — F. Ahrendts. Posener Verwandtschaft des Dessauer Mellespiels. (Urquell N. F. II. 1898. S. 264.) — B. Einenkel. Der Bischof als Freier. Kinderspiel. (Mitteil d. Vereins f. sächs. Volksk. 1899, 7.) — E. Hoffmann-Krayer. Zu „rate miou". [Fingerreim.] (Schweizer. Archiv f. Volksk. III. 1899. S. 157.) — A. Treichel. Aprilreim. (Urquell I. 1897. S. 351.) — Ein Kind zum Lachen zu reizen. (Bl. f. pomm. Volksk. X. 1902. S. 96.) — Th. Gartner. Ich bin die Dame von Paris. (Ztschrft. f. hochd. Mundarten IV. 1903. Heft 4 und 5.) — F. Duine. (Kindergespenst; de la Haute-Bretagne.) (Revue des traditions populaires XVIII. 1903. Nr. 7. 8.) — Br. N. Himmel und Hölle. [Kinderspiel aus Babylonien?] (Niedersachsen IX. 1903/04. S. 234.) — H. Landois. Das Rautenspiel [aus Westfalen]. (Niedersachsen VI. 1900/01. S. 203. 204. Vgl. ebda. S. 240. 241. 257. 273. 307. 326.) — Herm. Landois. Das westfälische Knöchenspiel. (16. Jahresbericht d. westfäl. Provinzialvereins f. Wissenschaft und Kunst. Münster 1888. S. 66–68.) — Fr. Woeste. Schusserspiel. [Die Knicker und ihre Namen.] (Niederd. Korrespondenbl. III. 1878. S. 4.) — P. J. Kreuzberg. Das Brückenspiel in der Rheinprovinz. (Ztschrft. d. Vereins f. rhein. u. westfäl. Volksk. II. 1905. S. 149—156.) — Felix Liebrecht. Das Brückenspiel. (In seiner Schrift: Zur Volkskunde 1879. S. 393. 394.) — H. Holstein. Leberreim (1656.) (Niederd. Korrespondenzbl. XVIII. 1895. S. 30. 31.)

V. Die Bedeutung der Kinderlieder und Kinderspiele für Kulturgeschichte und Mythologie.

Die Kinderdichtungen bilden, was schließlich noch hervorgehoben werden muß, ein Stück Kultur- und Sittengeschichte. Das deutsche Volksleben der Vergangenheit hat sich in ihnen niedergeschlagen, wie in den Volksliedern, den Sitten und Bräuchen und anderen Überlieferungen. Wir erfahren aus ihnen, wie man in alter Zeit handelte und spielte; wir erfahren, wie man die Festzeiten des Jahres beging, wie man im Frühling und Sommer, im Herbst und Winter feierte. Alles in allem „sind die Reime der Alten und Jungen so recht das Spiegelbild deutscher Treue und Rechtlichkeit, deutschen Glaubens und Aberglaubens, deutscher Kraft und Derbheit, deutscher Herzlichkeit und Arbeitslust, aber auch — das ist nicht zu leugnen — Unarten und Nationalfehler". Mit Beziehung auf die kulturgeschicht-

liche Seite der Kinderspiele hat ein guter Kenner*) derselben einmal gesagt: „So würde es nur selten berechtigt sein, wenn man die Kinderspiele des heutigen Europas als Aberglauben betrachten wollte, obgleich viele derselben Überbleibsel, und zwar wirklich beachtenswerte sind. Wenn man die Spiele der Kinder und Erwachsenen mit einem aufmerksamen Auge für die ethnologischen Lehren, welche man aus ihnen ziehen kann, prüft, so ist eines der ersten Dinge, daß uns auffällt, wie viele von ihnen nur spielende Nachahmungen der ernsten Beschäftigungen des Lebens sind. Wie die Kinder in neuen zivilisierten Zeiten im Spiele zu Mittag essen oder ausfahren oder zur Kirche gehen, so macht es wilden Kindern besonders Freude, die Beschäftigungen nachzuahmen, welche sie einige Jahre später im Ernst treiben wollen und werden, und so sind ihre Spiele tatsächlich ihre Lehrstunden ..... Nun ist es etwas ganz Gewöhnliches, daß ein Spiel den ersten Gebrauch, dessen Nachahmung es ist, überlebt. Ein gutes Beispiel ist Pfeil und Bogen. Alt und in der wilden Kultur weit verbreitet, können wir dies Instrument durch das barbarische und klassische Leben hindurch und hinauf bis zu einer hohen mittelalterlichen Stufe verfolgen. Aber wenn wir jetzt bei einem Scheibenschießen zuschauen oder zur Zeit, wenn die Kinder mit Pfeilen und Bogen spielen, durch die Landstraßen gehen, so sehen wir die alten Waffen, welche bei einigen wilden Stämmen noch ihre tödliche Stellung auf der Jagd und im Kampfe einnehmen, zu einer bloßen Kurzweil erniedrigt. Die Armbrust, eine verhältnismäßig späte und lokale Verbesserung des Bogens, ist fast vollkommen aus dem praktischen Gebrauche verschwunden; aber als Spielzeug dient sie noch im ganzen Europa, und so wird es wahrscheinlich auch noch lange bleiben. ..... Während Spiele uns so von den ersten Anfängen der Kriegskünste erzählen, zeigen sie uns in den Fällen, wo sie zugleich als Unterhaltung und Belehrung für kleine Kinder dienen, frühe Stufen in der Geschichte kindlicher Stämme der Menschheit. .....“ — — —

Auch für die Literaturgeschichte mögen die einfachen Kinderdichtungen nicht ganz ohne Interesse sein. Wie einige von ihnen die unmittelbare Vorlage zu Neudichtungen

*) Tylor, Die Anfänge der Kultur Bd. I. S. 72 f.

abgegeben haben, ist bei dem Schwalbenreime erwähnt, der Friedrich Rückert als Motiv zu dem ansprechenden Gedichte „Aus der Jugendzeit“ gedient hat. Andere Kinderlieder haben sich wiederum aus Volksliedern erhalten, man möchte sagen, sie haben sich aus diesen verflacht, ohne daß damit eine Herabsetzung angedeutet werden soll; solche Überreste sind vorhanden von den Volksliedern: „Den liebsten Buhlen, den ich han .....“, „Als die wunderschöne Anna .....“. Auch Überreste alter Volkstänze finden wir in den Kinderdichtungen wieder, z. B. Reime vom Siebensprung, vom Großvatertanz u. a. — — —

In die Kinderreime und Kinderspiele hat man sehr gern allerlei mythologische Reste hineindeuteln wollen; fast alle Gottheiten haben dazu herhalten müssen, sich sozusagen aus diesen Resten rekonstruieren zu lassen. Es ist jedoch gewagt, weitgehende Überbleibsel der Mythologie unserer Vorfahren darin finden zu wollen, obgleich sie deren sicher nicht ganz bar sind. Die Spuren der alten mächtigen Göttergestalten unserer Altvordern haben sich so tief ins Gemüt des nach dieser Seite hin gerade sehr starken deutschen Volkes eingeprägt, daß ihr Wesen und Walten auch bis in die Kinderreime hinein seine Strahlen sandte. Doch ist es sehr schwer, das Einzelne noch heute zu erkennen; in dieser Beziehung ist jedenfalls äußerste Vorsicht am Platze, und nichts ist verkehrter, als alle möglichen Ausdrücke und Wendungen in den Kinderliedern bis auf die altehrwürdigen Himmelsgestalten der Vorzeit zurückführen zu wollen. Manches ist viel eher menschlich, bzw. kindlich zu erklären als mythologisch. Da wird in den Sammlungen häufig der ganze Götterhimmel der Germanen in allen seinen Einzelheiten aufgefahren; lasse man doch lieber die einfachen Liedchen in dieser ihrer Einfalt wirken, die Reime an sich, wie sie nun einmal sind und wie es ihrem Zwecke entspricht.

Zwar sind viele Kinderlieder, besonders die Spielreime ihrem Sinne nach rätselhaft und dunkel und werden es auch vorläufig wohl bleiben, bis sie genügend weit in die Vergangenheit zurück belegt werden können (wenn es dazu nicht schon zu spät ist) und so ihre Entwicklung klar vor Augen liegt. Aber für einige ist es doch möglich, ihren Gang und ihr Auftreten mehrere Jahrhunderte hindurch festzustellen und so mit Hilfe älterer Aufzeichnungen dem scheinbar sinn-

losen oder selbst unsinnigen Texte eine Deutung und damit einen Inhalt zu geben, wie an anderer Stelle durch Beispiele gezeigt ist. Hoffentlich vermehren die Forschungen die Kenntnisse der Reime für die vergangenen Jahrhunderte, um so der früheren Gestaltung und damit der vielleicht mythologischen Bedeutung näher zu kommen.

Nicht zuletzt suchte man die Martinslieder in weitgehender Weise mythologisch auszubeuten. Wie aber auch diese Reime mitunter rein örtlichen Ursprung haben und die Lösung ihres Inhalts einfach in dieser Richtung vor sich gehen muß, zeigt ein Beispiel aus Ostfriesland*), das sich streng an den Wortlaut des folgendermaßen lautenden Reimes hält:

> Sünner Marten pikkedrâd,
> Hei ji geld, dan wêt ik râd:
> Köpt jo'n ôrtjes kêrse,
> Gât dârmit na Rheiderland
> Un stêkt jo sünnermarten in brand.

„Mit dem Sünner Marten (Sankt Marten) ist in erster Linie Luther selbst gemeint, der hier im Gegensatz zu dem Bischof Martin als Sünner Marten ‚pikkedrâd' bezeichnet wird. Dann geht die Bezeichnung auf seine Anhänger, welche der Spottreim als geringe, dem Handwerkerstande angehörende Leute anführt. In dem Reim ist überdies noch ausdrücklich von der Armut der Betreffenden die Rede, und es wird ironisch bemerkt: Wenn ihr überhaupt Geld habt, so rate ich euch, eine Viertelstüberkerze zu kaufen und mit eurem Martinilicht (Sünnermarten) nach dem Rheiderlande zu gehen, da werdet ihr schon zur Einsicht kommen, daß man euch dort nicht duldet. Das Rheiderland war nämlich zur Zeit der Entstehung des obigen Spottreimes und ist auch heute noch fast ausschließlich reformiert. Der Spottreim weist mithin auf die im eignen Lager der Evangelischen herrschende Unduldsamkeit und Zwietracht". Gerade in Ostfriesland brach ein fast zwei Jahrhunderte langer Streit zwischen Reformierten und Lutheranern aus, während dessen sich allmählich wieder zahlreiche Katholiken ansiedelten, die mit jedem Jahrzehnt

*) C. Dirksen in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde V. 1895 S. 452.

zunahmen und sich so schließlich einen derartigen Spottreim erlauben durften.

So würde sich vielleicht mancher dunkle Reim erklären, wenn wir noch imstande wären, die Ursachen aufzudecken, die ihn hervorgebracht haben. Für viele Überlieferungen mag ja wohl zutreffen, was z. B. Franz Magnus Böhme, dem wir in seiner sonst übertriebenen mythologischen Erklärungssucht durchaus nicht zustimmen können, sagt*): „Manche Kinderspiele waren ursprünglich nichts anderes, als dramatisch dargestellte Szenen aus der alten Göttersage, z. B. Königstöchterlein, Dornröschen, Prinzessin erlösen, die goldene Brücke, das Nachtfräuleinspiel, Mutter Rose. — Noch interessanter sind die Reigenspiele der Kinder, begleitet und rhythmisch geregelt durch halbsingend vorgetragene Worte. Sie geben uns noch heute ein Bild der heidnischen Frühlingstänze und chorischen Aufzüge. In diesem Ringelreihen haben sich Bruchstücke der Ringeltänze bei Frühlings- und Sommerspielen und Opfertänze der alten Germanen erhalten. Jedenfalls haben wir in ihnen auch Nachkömmlinge jener Tanz- und Mädchenlieder zu erkennen, deren Gebrauch Bonifacius und die Kirchenkonzilien jener Zeit den neubekehrten Deutschen untersagten. Von den Erwachsenen sind die Ringeltänze längst aufgegeben worden, doch besteht in ihnen noch die größte Sommerlust unserer kleinen Mädchen. — Andere Kinderspiele sind dramatisierte Tierfabeln, z. B. Wolf und Schaf, der Fuchs geht 'rum usw. Wieder andere Kinderspiele sind aus altgermanischen Gebräuchen bei Hochzeiten (Brautwerbung, Frauenkauf) übrig geblieben, z. B. Es kommt ein Mann von Ninive. Noch andere, und zwar die meisten sind nur Nachahmungen von Werktätigkeiten der Erwachsenen, z. B. Kochen, Backen, Waschen der kleinen Mädchen, Pferd und Wagen, Soldatenspiel und Handwerkerspiel der Knaben, auch Predigt, Kindtaufe, Begräbnis usw. werden im Kinderspiel nachgeahmt. — Endlich sind viele Gesellschafts- und Pfänderspiele mit ihren Liedern und Weisen aus den Kreisen der Erwachsenen verschwunden und haben verstümmelt in der Kinderwelt ihr Dasein gefristet, z. B. Schäferin suchen, Fürst von Toren usw. Freilich ist der Unterschied zwischen den beiden Gattungen groß: die Kinder kommen zusammen,

*) a. a. O. Einleitung S. XLII. XLIII.

um zu spielen, die Gesellschaftsspiele spielt man, um zusammen zu kommen ......"

Andererseits soll und darf nicht geleugnet werden, daß doch etwas von den mythischen Vorstellungen unserer Altvordern auch in den Kinderreimen und Kinderspielen überliefert ist, wenngleich es im Verhältnis zu anderen volkstümlichen Überlieferungen nur spärliche Reste sind. Die altgermanischen Schicksalsfrauen, die in vielen Sagen eine Rolle spielen (sie werden in Bayern Einbet, Warbet und Wilbet*) genannt), kommen auch in folgendem Schlummerlied vor:

Ais (eine) windet Side,
's ander schnätzlet Chride (Kreide),
's dritt schnidet Haberstrau,
B'hüet mer Gott mîs Chindli au**).

Noch aus dem Jahre 1000 wird uns berichtet, daß das Volk diese drei Frauen, die sich nach dem Glauben der Germanen mit Spinnen, Flechten, Schnitzeln, Schneiden und Zerreißen abgaben, als bei der Geburt eines Kindes anwesend glaubte, und daß es ihnen deshalb Speise und Trank hinsetzte. Und so hat auch heute die deutsche Mutter ahnungslos an der Wiege das Andenken dieser drei Frauen bewahrt.

Die Gespenster, mit denen unartige Kinder geschreckt werden, sind ebenfalls etwas Heidnisches, wie z. B. der Hakenmann, der Butzemann, Frau Holle usw. Dahin gehört auch der in einigen Schlummerliedern genannte Tod. Selbst der alte Wodan oder Wuotan, dessen Schimmel in den in der Weihnachtszeit gesungenen Kinderliedchen eine so bedeutende Rolle spielt, nähert sich der Wiege des unartigen Kindes, besonders, wenn der wilde Sturm draußen tobt; denn ein oberpfälzischer Reim besagt:

Schweig stilla, g'schwind, mâ loibes Kind!
Da (der) Wautzl (oder Waudl) kummt und nimmt de (dich) mit.
Schweig stilla g'schwind und halt dâ (dein) Maul,
Er ist schon drâß'n mit sein Gaul!

*) Vgl. des Verfassers „Die Sage", Handbücher für Volkskunde Nr. 1, S. 81 f.
**) Elard Hugo Meyer, Deutsche Volkskunde S. 120 ff.

Wegen ihres Reichtums an altmythischen Anklängen sind dann noch besonders die Reigenspiele, in denen mancherlei vorkommt, was aus dem germanischen Heidentume stammt, zu nennen. Auch manche andere Spiele sind da zu erwähnen, u. a. das Brückenspiel, das die Brücke ins Jenseits darstellen soll.

Literatur: Mythologisches. Wilh. Mannhardt. Germanische Mythen-Forschungen. Berlin 1858. [Darin viele Kinderreime abgedruckt und nach ihrem mythologischen Inhalte untersucht.] — E. Rochholz. Zwei Kinderreime gedeutet. (Verhandlungen des Vereins f. Kunst u. Altertum in Ulm. Ulm 1870, Heft 3 S. 42 ff.) — F. Dahn. Die Kapuze-Männle. Mythologie im alemannischen Kinderspiel. (Beil. zur Allg. Ztg. 1903. Nr. 270.) — M. Sabbe. Los praatje over kinderspel en kinderlust. (Volkskunde. Ztschrft. f. niederländische Volksk. XV. 1903. S. 93—99.) [Wolf und Schafe, mythologisch erklärt.]

(Fast alle größeren Sammlungen und viele kleinere berühren dieses Kapitel mehr oder weniger; sie können hier nicht alle aufgeführt werden, umsomehr, als sie in dieser Beziehung meist nur mit der größten Vorsicht benutzt werden dürfen.)

VI. Die Bedeutung der Kinderlieder und Kinderspiele für die Erziehung.

Warum ist dem Kinde das Leben so reich, so ausgefüllt, so befriedigend? Weil seine Arbeit, sein Spiel nämlich, ihm zugleich Musik und Poesie ist; heiteres Spiel ist mit frohem Genuß verbunden. Die Folge ist für den Geist eine glückliche beseligende Heiterkeit und für den Körper eine harmonische Ausbildung. Beim Kinde finden wir alles, was dem Erwachsenen unserer Tage meistens fehlt, eine, wenn wir so sagen dürfen, Verknüpfung der Kunst mit der Technik, die dem menschlichen Geschlechte der modernen Entwicklung verloren gegangen ist.

Schon von diesem Gesichtspunkte aus sind die Erzeugnisse der Kinderwelt einer psychologischen und pädagogischen Betrachtung sicherlich nicht unwert, und wir werden sehen, daß ihre erziehliche Bedeutung eine unendlich wichtige ist. Was für eine Bedeutung haben die Reime und Liedchen nicht für die Entwicklung der Sprachwerkzeuge *), für den

*) Näheres siehe an anderer Stelle dieses Buches.

Reichtum der Sprache in der Kindheit, für die Übung des Gedächtnisses usw. Drosihn nennt die Kinderlieder und Kinderreime geradezu eine Kinderfibel, „namentlich für die ersten Kinderjahre, wo Mütter, Väter, Geschwister, Mägde den Kleinen, ehe sie auf eigenen Beinen stehen können, was vorlachen und vorgaukeln. Wieviel lernen sie aus dieser Fibel . . . . . . und wie lernen sie! Unter heller, fröhlicher Lust gedeihen sie, bis sie selbst als kleine Pädagogen ihre Dienste an jüngeren Geschwistern tun können."

Dieser Himmel der Heiterkeit, unter dem die Kinder lernen, gehört dazu, die lebhafte Beweglichkeit ist schlechterdings nicht davon zu trennen. Die häufige Frage: „Was fehlt dem Kinde, daß es so still sitzt; ist es vielleicht krank?" ist schon der schlagendste Beweis der Erfahrung, daß Bewegung das Lebenselement des Kindes ist.

Gewöhnlich wurde angenommen — und es ist sehr häufig noch heute der Fall, mag auch im allgemeinen genügen — daß das Kind erst anfange zu spielen, wenn es die Puppe oder das Steckenpferd nehmen könne. Groß war wohl der erste, der den Begriff des Spieles nach unten weiter vervollständigt hat, indem er auch die Tätigkeiten des kleinen Kindes in der Wiege, die Tätigkeiten des Auges, des Ohres, des Mundes in den Begriff des Kinderspiels hineinbezog. Diese Betrachtung ist für die Erziehung oder für die psychologische oder pädagogische Untersuchung des Kinderspieles nicht unwichtig. Danach kommen noch einige Perioden im Spielleben des Kindes hinzu, die bis dahin ganz unbeachtet geblieben waren*).

Da ist zunächst die Periode des Hörspieles zu erwähnen, wozu das Hören der Kinderklapper, das Hören des Klopfens, Sprechens, Schreiens, Pfeifens, Singens usw. zu rechnen ist. Es kommt bald das Schreispiel dazu, ein Schreien, das ohne Schmerzgefühl vor sich geht, da man kein schmerzlich bewegtes Gesicht am Kinde wahrnehmen kann; ferner das sogenannte Kakeln, oft viertelstundenlang; die Kinder liegen auf ihrem Lager und starren gegen die Decke. Dann kommt die Kinderklapper zu ihrem Recht; das Kind raschelt

*) Vgl. Chr. Ufer: Über Kinderspiel und Kinderspielsachen (Kindesfehler VI. 1901 S. 1 ff.), dessen Ausführungen wir im wesentlichen folgen.

mit Papier, patscht in die Hände; später kommt das Peitschenknallen, Türschlagen, Schlüsselklirren usw. Das ist nicht ohne weiteres Böswilligkeit und Ungezogenheit, sondern Freude am Gehörspiel. Wir erinnern an die Tatsache, daß Goethe als kleiner Junge eines Sonntags das gesamte Küchengerät durchs Fenster auf die Straße warf und eine herzhafte Freude über das Geklirr der zerbrechenden Schüsseln und Teller bezeigte. Dem Erwachsenen sind Lärm und Spektakel allerdings lästig, aber nicht dem Kinde. Diese Freude nimmt später ab, am schnellsten bei dem Mädchen. Dafür stellt sich Freude und Vergnügen am Wohlklang, am Musikalischen ein, ein feineres Gehörspiel. Das gröbere Gehörspiel hört aber darum noch nicht ganz auf; auch viele Erwachsenen nehmen noch gern Geräusche wahr, z. B. das Knistern des Holzfeuers im Ofen, das Knattern des Gewehrfeuers im Manöver, das Krachen des Donners, das Heulen des Sturmes, das Gerassel der Trommel, den Marschtritt der Soldaten, das Klirren des Säbels, das Rauschen der Seide u. a.

Neben dem Hörspiel ist das Sehspiel zu erwähnen. Die Kinder sehen anfänglich nicht wie wir Erwachsenen, sie nehmen zuerst neben „Licht“ nur die Bewegungen wahr. Man hält sie deshalb vors Licht, vor die Uhr, damit sie das Pendel betrachten können; sie finden Gefallen am aufsteigenden Rauch des Kessels, an den Dampfringeln der Zigarre, an den Bewegungen des Hampelmanns, kurz an jedem Hin und Her. Wie beim Hörspiel, ist das Kind auch beim Sehspiel bald aktiv tätig, es zieht am Hampelmann, schlägt an das Pendel usw. Oft ist dieses Spiel die Ursache einer gewissen Zerstörungssucht, auch der Tierquälerei; die Kinder reißen das schönste ihnen in die Finger geratene Buch unbarmherzig entzwei und freuen sich, wenn die Blätter vom Winde nach allen Richtungen hinweg geführt werden, sie binden den Maikäfer an einen Faden, singen das bekannte Lied: Maikäfer flieg usw. und lassen ihn gefesselt fliegen, um an dem Zurückziehen und Wiederfortfliegen des armen Tieres sich zu ergötzen. Es mag ein mildernder Umstand für unsere Kinder sein, daß sie fast überall und zu allen Zeiten auf der weiten Erde Genossen dieses Spieles haben. Ein Reisender sah in Brasilien zwei eingeborene Knaben, von denen der eine eine Biene, der andere einen Schmetterling am Faden hatte. Die Kinder der alten Griechen be-

festigten Goldkäfer am Faden, banden auch noch wohl ein Stückchen Holz an deren Füße und zogen sie so unbarmherzig durch die Luft. Die Kinder sind sich der Tierquälerei nicht bewußt, die Stufe ihrer Psyche reizt sie zu solchen Sehspielen. Auch Erwachsene finden in geringerem Grade noch Vergnügen an Sehspielen, an den Rauchkringeln der Zigarre, den ziehenden Wolken des Himmels, dem Wiegen der Zweige, Äste und Blätter, am Spiele der Meereswogen; der Wanderer sieht dem Spiel der Räder in der Mühle zu, der Landbewohner und selbst mancher Städter betrachtet mit großem Lustgefühl das Leben und Treiben, das Gewoge in den Straßen der Großstadt; gern folgt der Erwachsene den Bewegungen der Tänzer; der Jahrmarktstrubel, der Aufzug eines Vereins, des Militärs, der Schuhplattlertanz ist eine Verbindung von Hörspiel und Sehspiel.

Zu den Seh- und Hörspielen kommen dann noch die Gefühlsspiele, die man auch Bewegungsspiele nennen könnte. Das Lachen, Schreien, Pappeln, Kakeln usw. der Kinder bereitet ihnen ein wohliges Gefühl, es werden dadurch auch die dazu gebrauchten Organe geübt, die Sprachwerkzeuge geschmeidig gemacht. Kinder nehmen oft Sachen in den Mund, die sie aus reinem Wohlgefühl beknabbern, z. B. Federhalter, Gummi, die Klapper u. a. Andere Bewegungsspiele, die mehr gefühlt als gehört und gesehen werden, sind z. B. das Strampeln mit den Beinen, das Rutschen, Kriechen, Treppauf- und Treppablaufen usw. Der Arzt und Psycholog Sigismund sagt einmal, wenn ein Kind eine Treppe auf allen Vieren erklimme oder ein paar Stufen rückwärts herunter krieche, so bereite ihm dies denselben Genuß wie manchem Reiter das forsche Übersetzen über Hecken und Zäune. Kinder klettern bekanntlich an allem Möglichen herum, am Gitter, über die Mauer, über Gräben, Erdhaufen, sie fühlen gern alles mit ihren Fingern, ja selbst mit den Lippen an: alles Äußerungen des Gefühlsspieles. Meistens wird die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Gefühlsspieles oder auch des Bewegungssinnes für die Entwicklung unserer Kinder ganz vergessen*) und ihre mannigfache Äußerung zu den Unarten

*) Vgl. den Bericht über die 2. Versammlung des allgemeinen deutschen Vereins für Kinderforschung in Jena 1900 (Die Kinderfehler V. 1900 S. 222.

des Kindes gerechnet. Dazu bemerkt Wundt*): „In den ersten Lebensmonaten beginnt es (das Spiel des Kindes) als Erzeugung rhythmischer Bewegungen der eigenen Glieder, der Arme und Beine, die dann auch auf äußere Gegenstände, mit Vorliebe namentlich auf schallerregende oder auf lebhaft gefärbte, übertragen werden. In ihrem Ursprung sind diese Bewegungen offenbar Triebäußerungen, die durch bestimmte Empfindungsreize ausgelöst werden und deren zweckmäßige Koordination auf vererbten Anlagen des zentralen Nervensystems beruht. Die rhythmische Ordnung der Bewegungen, sowie der von ihnen hervorgerufenen Gefühls- und Schalleindrücke, erzeugt dann aber sichtlich Lustgefühle, die sehr bald die willkürliche Wiederholung solcher Bewegungen veranlassen."

Die Hör-, Seh- und Gefühlsspiele sind für das Kind von großer Wichtigkeit. Das Kind würde sich zum mindesten viel später entwickeln, wenn ihm das reichliche Maß des Spieles, auch dieser Spiele fehlte. Der Mensch ist anfangs das hilfloseste, später aber das vollkommenste Geschöpf, er hat eine viel längere Jugendzeit als alle anderen Geschöpfe; bedarf einer gründlicheren Vorbereitung. Den größten Raum in der Jugendzeit nimmt nun das Spiel ein, es ist mannigfaltig, weil auch die spätere Tätigkeit des Menschen eine so mannigfaltige ist. Das Spiel des Kindes ist schon auf das Tun des erwachsenen Menschen gerichtet, wie auch das Spiel der Tiere auf deren späteres Leben: das Kätzchen erhascht spielend das Knäuel, den Ball, wie es später die Maus verfolgt. Und doch ist das Spiel der Tiere sehr einförmig gegenüber der Reichhaltigkeit des Kinderspieles. — — —

Wenn wir der Psychologie des Kinderspieles weiter nachforschen wollen, so müssen wir die Kleinen bei ihren ferneren Spielen und überhaupt in ihrer Tätigkeit beobachten und die Erscheinungen der Beobachtung möglichst objektiv mit den Tatsachen des Seelenlebens in Beziehung bringen, wobei allerdings je nach dem Standpunkte, den man einnimmt, die Ergebnisse verschieden ausfallen dürften.

Da ist zunächst zu erwägen, daß die Seele des Erwachsenen nicht ohne weiteres mit der Kindesseele identifiziert

*) Wilhelm Wundt, Grundriß der Psychologie S. 344 f.

werden kann, so daß die mit Rücksicht auf die Erwachsenen festgelegten Tatsachen nicht auch zugleich ohne weiteres für die Kinder gelten. Die Psychologie des Spieles im allgemeinen ist also von der des Kinderspieles verschieden. Vor allem unterscheiden sich die Kinder von den Erwachsenen durch eine durchaus verschiedene Gemütslage, durch die Disposition, dazu kommt die ganz andere Art und Menge der Vorstellungen, sowie die Höhe und Stärke der Willensregungen. Diese Tatsachen führen beim Spiel der Erwachsenen zu allerlei Begleiterscheinungen (Stumpfsinn, Spekulation, Gewinnsucht, Sportsucht, abstrakte Verstandestätigkeit usw.).

Wenn die Kinder einen Stiefelknecht zur Puppe avancieren lassen, wenn das Brüderchen mit dem Schwesterchen Vater und Mutter spielt, wenn kleine Holzstückchen ihre Schafe, Häuser, Speise sind, wenn sie ihre Stimme im Spiel als Donner, ihren Hauch als Wind gebrauchen, so setzen sich die Kinder über die Welt der Wirklichkeit hinweg, Vorstellungen (von Puppe, Schaf, Eltern usw.) werden auf ganz andere Objekte übertragen. Dabei ist kein bewußter Wille maßgebend, es ist überhaupt schwer zu sagen, welche Tätigkeit der Seele da in erster Linie in Betracht kommt, da wir bei diesen meist immer an die schon entwickelten Tätigkeiten der Seele des Erwachsenen denken. Es geht beim Kinde während des Spieles eine eigenartige geistige Belebung vor sich, die ganze Seele wird sozusagen auf ein ganz anderes Niveau gehoben, indem der ganze Komplex seiner Gefühle alles andere beherrscht, das Bewußtsein, den Vorstellungsverlauf usw., es ist ein Gefühlsleben in gesteigerter Form. Aber welches Gefühl ist es? Sehen wir uns die Arten an. Sind es intellektuelle, ästhetische, sittliche, religiöse, Mitgefühle? Sicherlich sind es Gefühle der Lust, aber spezialisieren läßt sich das Gefühlsleben beim Spiel nicht so ohne weiteres; man könnte es am besten einfach das S p i e l g e f ü h l nennen, etwas Trunken- und Traumhaftes, das dem Spielenden über alles angenehm ist, bei dem ihm jede Störung Mißmut verursacht. Wir Erwachsenen können nicht mehr so spielen, wir sind schon viel zu nüchtern dazu, viel zu viel vom kalten Verstande beeinflußt. Das will das Kind nicht. Wenn also, um eine Lehre für die Erziehung daraus zu ziehen, ein Kind zum Spielen gezwungen wird, so fehlen ihm die inneren

Bedingungen dazu vollkommen, es würde also äußerlich vielleicht mitspielen, innerlich aber unbefriedigt sein.

Das Verschieben der Vorstellungen, das oben angedeutet worden ist (die Schwester ist die Mutter, der Stiefelknecht eine Puppe u. a.) ist an und für sich schon hinreichend, das Lustgefühl zu erzeugen. Selbst dem Erwachsenen sind solche Verschiebungen des Begriffs wohlbekannt, es kommt in Wortspielen und bildlichen Ausdrücken genug zum Ausdruck; sie haben eine „kindische“ Freude daran, und dieser Ausdruck ist für uns hier bedeutend genug; er besagt, den meisten allerdings unbewußt, daß sich solche Verschiebungen beim Kinde besonders leicht vollziehen und es belustigen.

Zu dieser Lusterregung treten dann noch allerhand sinnliche Elemente hinzu, die Gegenstände an und für sich, ihre Farben, Klänge, Bewegungen, wozu schließlich auch noch das eigene Geplapper der Kinder kommt.

Wenn wir nun die beim Spiele tätigen Vorstellungen des Kindes näher ins Auge fassen, so fällt uns daran der verhältnismäßig große Reichtum, der starke Wechsel, der heftige Fluß, die überraschende Leichtigkeit praktischer Verwendung und die phantastische Behandlung der Vorstellungen auf. Es ist allgemein aus Untersuchungen bekannt, daß die Kinder, wenn sie zur Schule kommen, nur einen geringen Schatz brauchbarer Vorstellungen betätigen können. Ganz anders beim Spiele; ein im Unterricht oder im Elternhause (man denke nur an die Anwesenheit eines Besuchs) ungeschicktes oder geradezu beschränktes Kind wirft beim Spiel gleichsam den Zaubermantel weg und seine Vorstellungen rinnen und sprudeln nur so. Das wirkliche Leben mit den seinem Innern doch immerhin fremden Erwachsenen, die verlangte Aufmerksamkeit, die auf ihm ruhenden strengen Blicke der Eltern und Lehrer, das Bewußtsein des Beobachtetseins macht das Kind stumm und ärmlich in seinen Äußerungen, obgleich es doch unendlich viel gesehen und gehört hat. Beim Spiel wechselt und fließt in größter Leichtigkeit Wort um Wort, Vorstellung um Vorstellung, Bild um Bild. Das bewirkt jedenfalls die Neigung der Seele, die ja auch bekanntlich beim Erwachsenen oft plötzlich die Beweglichkeit der geistigen Vorgänge erhöht; man sagt dann, man ist so recht in Stimmung.

Aus dem Vorstellungsleben des Kindes tritt beim Spiel in erster Linie die Tätigkeit der Phantasie in Erscheinung, die veränderte Reproduktion der Vorstellungen; wie diese kommen, werden sie verbunden, ungehemmt durch irgend eine Kritik, ebensowenig durch des Kindes eigene, als auch durch die eines Mitspielers. Die Phantasie ist sowohl synthetisch wie analytisch tätig, sie setzt zusammen und löst auf.

Wir haben oben die Verschiebung der Vorstellungen schon erwähnt, bei der die Phantasie wirksam ist. Wie? Nehmen wir an, das Kind benütze ein Holzscheit als Puppe, den Holzschuh als Puppenwagen, so haften die Sinne an dem Holzscheit und dem Holzschuh, während der Geist sich vollständig in das Bild der Puppe, des Wagens hineingedacht hat. Es ist hier gleichsam eine Zwiespältigkeit im Denken und in der Sinnlichkeit vorhanden. Nebenbei möge noch darauf hingewiesen werden, daß die Verschiebung der Vorstellungen im Kinderspiele eine sehr feinsinnige ist und dem Kinde alle Ehre macht. In dieser Beziehung ist das Kinderspiel Poesie, die Poesie der Jugend. Auch in der Poesie gebraucht der Dichter bekanntlich die Beseelung der sinnlichen Objekte, um zu wirken und zu beleben.

Die Willenstätigkeit des Kindes ist beim Spiele nicht mit der Willenstätigkeit im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu verwechseln. Letztere ist ausgeschaltet, weil das Bewußtsein des Kindes durch das Spielgefühl aus erster Linie verdrängt ist, und weil ein Wille ohne klares Bewußtsein eigentlich kein Wille mehr ist. Das ist wohl denkbar. Im Traum werden uns ja auch die herrlichsten und angenehmsten Bilder vor das geistige Auge gezeichnet, ohne daß dabei unser Wille in Aktion tritt. Hier ist nicht der Wille tätig, es ist der Ablauf geistiger Kräfte. In diesem glücklichen Zustande ist das spielende Kind. Spielende Kinder sind auch wohl, und nicht mit Unrecht, mit Hypnotisierten und Suggerierten verglichen worden, bei denen der eigene Wille auch ausgeschaltet ist. Das Kind, um bei dem Bilde zu bleiben, hypnotisiert sich dabei selber, oder die Mitspielenden tun es unbewußt gegenseitig. Das geht um so leichter, als ja bekannt genug ist, daß die Kinder in sehr leichter Weise die Gedanken anderer aufnehmen und ihren Willen dabei ganz zurücktreten lassen, sie haben in weitgehendster Weise einen Autoritätsglauben. In dieser Vorstellungslust, die

durch Wille, Begierde und Interesse noch nicht kontrolliert wird, besteht die Unschuld und das Paradies der Kindheit. Die Welt erscheint diesem Lebensalter im frischen Morgentau, im Zauber des Morgenlichtes*).

Wichtig ist ferner die Betrachtung der Ausdrucksformen, der sprachlichen, mimischen und pantomimischen, die beim Kinderspiel in hoher Vollkommenheit beobachtet werden können. Wer kennt nicht die kalte und tote Sprache des Kindes in der Schule, den argen Schulton! Aber auch sonst tritt sie zu Tage, etwa in fremden Häusern, in der Familie nicht minder bei gewissen Anlässen. Und wie ist es beim Spiele? Nichts von dieser Steifheit des Ausdrucks in der Sprache; alles ist richtig betont, fließend, melodisch, jeder Satz hat seinen Ausdruck und spezifischen Charakter und die ganze Ausdrucksweise ist teilweise sogar dramatisch.

Ebenso ist es mit der Mimik. Trotzdem das Gesicht des Kindes noch keiner solchen Reichhaltigkeit des Ausdrucks fähig ist, wie das des Erwachsenen, prägen sich die Seelenstimmungen, die das Spiel erfordert, oder wie die Gelegenheit es sonst mit sich bringt, deutlich auf den Gesichtchen der Kleinen ab: Trauer, Schmerz, Freude, Lust, Zorn, Würde u. a.

Dazu erwecken unsere allergrößte Verwunderung die pantomimischen Leistungen der Spieler. Wie markiert der Bube den Räuber, wie zärtlich und fürsorglich stellt das Kind eine Mutter bei seiner Puppe dar, wie gewandt ist selbst ein sonst unbeholfenes Kind beim Spiel, wie gelingen dabei selbst die Komplimente, die doch sonst den Eltern bei gelegentlichen Anlässen so viel Ärger bereiten!

Woher kommt das? Viele behaupten, es sei der reine Nachahmungstrieb. Wundt**) sagt z. B. über das Spiel: „Das Spiel der Tiere stimmt seinem allgemeinen Begriff nach mit dem Spiel des Menschen überein. Auch dieses will, wenigstens in seinen einfachen Formen, wie sie uns vor allem in den Spielen des Kindes entgegentreten, eine das Gemüt erfreuende, aber ihrer ursprünglichen Zwecke entkleidete

---

*) Vgl. Kuno Fischer, Artur Schopenhauer, S. 303. Leonh. Schretzenmayr in der Bayrischen Lehrer-Zeitung. XLI. 1907.

**) Wilh. Wundt. Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. 2. umgearb. Aufl. Hamburg und Leipzig 1892 S. 258. Die neuere Auflage war mir leider nicht zugänglich, doch ist die Ansicht Wundts m. W. noch dieselbe.

Nachahmung von Handlungen des praktischen Lebens sein." Das mag, rein äußerlich betrachtet, richtig sein, psychologisch besehen, ist die Loslösung aller äußeren Hemmnisse, wie sie oben erwähnt sind, aber wohl wichtiger.

Die Kinder sind im Spiele viel empfänglicher für das, was um sie her vorgeht — wenn anders es nur mit ihrem Spiele in Verbindung steht — als sonst. Die Sinne sind nicht nur reizbarer, sondern auch das Gemüt ist eindrucksfähiger. Das Unscheinbarste fällt ihnen auf; Farbe, Licht, Ton, Berührung wird in größeren Abstufungen empfunden. Die Sinne sind natürlich im Spiele nicht schärfer geworden, sondern wir haben uns diese Erscheinung durch die allgemeine Disposition des Innern, durch die geistige Lebhaftigkeit, in der sie sich beim Spiel befinden, zu erklären. Gerade im Spiel sind z. B. die Vorstellungen von Recht und Unrecht, von Schönheit und Häßlichkeit, von Liebe und Freundschaft, von Stolz und Verachtung, von Lust und Schmerz, von Feigheit und Tapferkeit überaus stark und klar ausgeprägt vorhanden.

Die Heilwirkung des Spieles ist endlich auch nicht zu übergehen; sie zeigt sich nicht nur körperlich, sondern auch geistig. Jeder kennt die rotbackigen vor Lust und Freude jauchzenden Kinder im Spiele; der günstige Einfluß auf den Körper steht wohl außer allem Zweifel fest. Aber auch die psychologische Wechselwirkung kann keine ungünstige sein, wenn die oben mitgeteilten seelischen Vorgänge und Zustände sich in der Tat so verhalten.

Die Vorteile des Spieles für das Kind wird in Böhme*) in folgenden Sätzen kurz zusammengefaßt: 1. Das Spiel fördert körperliche Entwicklung und Gesundheit; 2. es schafft Erholung und Heiterkeit; 3. es erzieht zu den Tugenden der Geselligkeit; 4. es erzieht zum Gehorsam und zur Achtung vor dem Gesetz; 5. es fördert freie Entwicklung der Geisteskräfte und des Charakters. Das sind in wenigen und leicht verständlichen Worten die Hauptvorzüge des Kinderspieles.

Das Spiel ist nicht etwa eine Sache, auf die nichts ankommt, nicht ein bloßer Zeitvertreib, sondern eine sehr wichtige Vorschule für das Leben. Kinder, denen das Spiel fehlt, kommen in der Regel auch in der Schule und im Leben

*) Fr. M. Böhme a. a. O. Einleitung S. XXXIV—XXXIX.

nicht so gut vorwärts als andere. Der Nutzen, den das Kind aus dem Spiele zieht, ist garnicht zu ermessen. Das gilt nicht nur für die Fähigkeiten und Kräfte, die wir besprochen haben, sondern für alle und auch für den Verkehr der Erwachsenen untereinander. Durch das Spiel lernen die Kinder ein gut Teil von dem, wie Menschen miteinander umzugehen und auszukommen haben. Die Spielgesellschaften der Kinder sind dabei die Menschengesellschaften, des Kindes Spiel ist das Abc des Lebens.

Daß gelegentlich weltabgewandte Naturen, wie z. B. Augustinus, den Spielen der Jugend weniger freundlich gegenüberstehen, will nicht viel sagen, ebenso nicht die puritanische Strenge gewisser Gemeindevorstände und überstrenger Polizeibehörden *). Es ist und wird gespielt, überall und so lange Kinder waren und sein werden. Da möge zugleich an die Worte eines guten Kenners **) der Kinderspiele und Kinderreime erinnert werden: „Es mag immerhin genug phantasielose Stockgelehrte geben, die nie jung waren; für die sind diese harmlosen Naturkinder nicht da. Sie verstehen sie nicht, weil sie sich nichts dabei „denken" können. Noch andere sind mit der Zeit so klug und weise geworden, daß sie nicht mehr begreifen, wie sie jemals an solchen Dummheiten nur Freude finden konnten. . . . Wer aber je wahrhaftig jung war und noch elastisch genug ist, das Paradies seiner Jugend sich in der Erinnerung lebendig zurückzurufen, der wird sich auch jener Jugendbegeisterung nicht schämen; er wird sich gern und wie mit einem Zauberschlage in jene Zeit versetzt fühlen, wo diese flüchtigen Klänge ihn stets aufs neue entzückten, ihm erste geistige Nahrung boten, seine Phantasie nährten, . . . seine Träume umgaukelten . . ."

Die Erziehung hat aus diesen Tatsachen ihre Lehren zu ziehen. Wenn die Phantasie des Kindes zu ihrem Rechte kommen soll, so nützen die prächtigen und wenig haltbaren Spielsachen für unsere Kinder nicht viel, dagegen sind die einfachsten und haltbarsten die besten. Am allerbesten

*) Vgl. Chr. Ufer, Vom Spiel des Kindes (Die Kinderfehler VII. 1902. S. 82).

**) Ernst Meier, Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben.

sind sogar die selbst angefertigten. Das gilt für alle Spielsachen, ob für Knaben oder für Mädchen. Je mehr sich die Kinder mit ihren Spielsachen wirklich beschäftigen können, desto mehr werden die Sinne ausgebildet, die körperlichen Organe geübt, die Nachahmungsfähigkeit und die Phantasie gekräftigt. In unser Kinderspiel oder vielmehr in die Beschäftigung unserer Lieblinge hat sich aber ebensowohl spekulierender Geschäftssinn — und nicht selten ein solcher noch dazu unlauterer Art — eingemischt, als auch andererseits eine Verkennung der kindlichen Natur von berufener Seite, Eltern und Erziehern, viele Beziehungen in die Frage hineingespielt hat, die unnötig waren. Man hat bedauert, ist tief betrübt gewesen, wenn ein Mädchen keine Puppe hatte, ein Knabe kein Steckenpferd. Aber nicht ohne weiteres kann man ein solches Bedauern mitmachen. Die Phantasie des Kindes ist zu groß, als daß es sich nicht eine Puppe machen könnte, und wenn es sich nur einen zerrissenen Pantoffel dazu wählt; diese „Puppe" mit einigen von der Mutter schon der Lumpenecke anvertrauten Läppchen umhüllt, in ein umgekehrtes Fußbänkchen als Wiege gelegt, leistet dem Kinde dieselben Dienste, wie die nach der neuesten Pariser Mode gekleidete Puppe mit echten Locken, beweglichen Gliedern und Schlafaugen, vielleicht noch mehr als diese. Nicht die eigentlichen, in Geschäften käuflichen, in unendlichen Massen auf den Markt geworfenen Spielsachen nehmen im Leben des Kindes, in seiner Seele, den größten Raum ein. Man denke nur an die jammervollen Überreste der meisten solcher Objekte etwa eine Woche nach dem Weihnachtsfeste. Wahrlich, mit dem Spielausleben unserer Kleinen wäre es nicht weit her, wenn sie nur auf solche Dinge angewiesen wären, die nicht einmal „Nürnberger Tand" im landläufigen Sinne des Wortes zu sein brauchen. Und das ist eine weise Einrichtung der Natur; da kommt auch das Kind der nichtbegüterten Eltern dazu, seinem Spieldrange nachleben, sich ihm ohne Gefühl der Entbehrung hingeben zu können. Und so können wir sagen, gerade die „Nichtspielzeuge" sind für das Kind in seinem inneren Leben die wichtigsten.

Es gibt einzelne Orte und Gegenden, wo das Volk traditionell gehütete Spielzeuge hat; so waren z. B. auf einer kürzlich in München veranstalteten Spielzeugausstellung das Oberammergauer, das Grödener Tal, Berchtesgaden u. a.

vertreten. Darüber kann man sich nur freuen, solche Spielzeuge dürfen nicht verdrängt werden*). — — —

Oft hat man den Kindern ihre schönen Spiele verleidet, sehr häufig sind sie ihnen sogar von der Obrigkeit direkt verboten worden, besonders seit der Reformationszeit, wo die allenthalben eintretende Sittenstrenge sich in Verkennung der kindlichen Spiele auch auf diese warf. Manches unschuldige Kinderspiel und mancher schöne Reim ist vielleicht dadurch vernichtet worden. Freilich, wenn die Kinder hübsch still sitzen, und die nervösen oder nervös tuenden Erwachsenen in ihrer behaglichen Ruhe durch den etwas lauten Lärm, ohne den es nun einmal bei gesunden lebensfrohen Knaben und Mädchen nicht abgeht, sich nicht stören lassen wollen, ist die unbewegliche Ruhe Nummer eins; aber es ist nur eine Friedhofsruhe, unter der Kraft und Lebenslust, Schaffensfreude und Tatkraft, Tätigkeitstrieb und Erfindungsgabe unseres Nachwuchses zu Grabe getragen wird.

Schon 1530 verboten Sittenmandate in Zürich das „Gerad- und Ungeradspiel, das Blattenschießen und Stöckeln", und es wurde sogar den Knaben das Spiel mit steinernen Kügelchen, also das sogenannte Kugeln, Klickern, Knickern oder Knipfern bei Strafe der „Gätterei" verboten, die darin bestand, daß das arme Kind in einer hölzernen Drehmaschine bis zum Erbrechen herumgewirbelt wurde. In Bern verbot der Rat 1560 das Knickerspiel auf dem offenen Platze des sogenannten Kirchhofes. Schon über ein Jahrhundert früher, 1426, faßte man in Nördlingen die Spielverbote in eine andere Form, indem man in einem Spielgesetze den Kindern nur bestimmte Spiele gestattete, nämlich: Paarlaufen, Radtreiben, Rücken oder Schneide, Hasen (Topf) schlagen, Topfspiel (Kreisel) und Schnellkügelchen.

In der Instruktion für die Hofmeister und Präzeptoren der beiden jungen, 11 und 8 Jahre alten Herzöge von Bayern, Maximilian I. und Philipp, aus dem Jahre 1584 heißt es u. a.: „Von Leibs-Uebungen werden Hofmaister und Präceptor wissen, was auf diese Jahr gehöre, als Pallspüll, Kuglen, Taffelschüessen, mäßig umlauffen und reutten; sorglich springen aber, und Wasser schwimmen, weit in die Wette

*) Vgl. Die deutsche Schule, hrsg. von Rißmann, Märzheft 1908.

lauffen, und dergleichen soll ihnen nit gestattet, also auch Karten und Würffelspiel keineswegs zugelassen sein. . . ."

Den Kindern in Straßburg wurde 1738 unter anderem auch das Drachenziehen verboten.

Viele Verbote finden sich namentlich in Schulgesetzen, wo sehr häufig das Baden in Flüssen und Teichen, sowie das Eislaufen besonders hervorgehoben sind. So war den Zöglingen des Alumnats der Neckarschule in Heidelberg neben dem Baden im Neckar auch das Schleifen und Schlittschuhlaufen, sowie das Schneeballwerfen bei Rutenstrafe verboten, und der Kurfürst Clemens von Trier verbot in einem Erlaß gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Schlittschuhlaufen auf dem Rheine mit folgenden Worten: „Wer sich bei diesen gefährlichen Vorgängen betreffen läßt oder auch nur ohne Schlittschuhe auf dem Eise schleift oder gleitet, der soll auf dem Rathause, die studierende Jugend aber in der Schule öffentlich mit Ruten gepeitscht werden."

Eine durch Härte und Intoleranz, wie Böhme ganz richtig bemerkt, unübertroffene Verordnung gegen alles Kinderspiel auf den Straßen erließ 1749 der Ober-Amts-Consistorial-Convent zu Wiesbaden, in der es u. a. heißt: „Als wird denen Eltern bei 3 Gulden Straf hierdurch ernstlich anbedeutet, ihre Kinder vom dato an zu Hause zu behalten und selbige auf die Werktage fleißiger zur Schule und nach deren Endigung zum Lernen und allenfalls zur Arbeit, an Sonn-, Fest- und Feiertagen aber zur Kirche und Katechismuslehre, nach deren Endigung aber zur Lesung geistlicher und erbaulicher Bücher an-, dergestalten von denen Straßen und publiken Plätzen der Stadt abzuhalten und selbige nicht auf eine mehr als heidnische Art, als wie die ungebundenen Kälber, auf denen Straßen und Gassen zu männiglicher Ärgernis und Verdruß herumlaufen zu lassen. . . . Wenn die Eltern hinfüro hiergegen peccieren und ihre Kinder auf Gassen und Straßen ferner herumlaufen lassen werden, soll man selbige nicht nur mit obmentionierter Strafe belegen und darauf exequieren, sondern demnächst auch ihre ungezogenen Kinder durch besondere ex officio hierzu bestellte Leute von denen Gassen und Straßen hinweg und nach Hause treiben und resp. peitschen und, im Falle selbige sich dagegen setzen würden, durch die Landmiliz auffangen und auf die Wache bringen, weiterhin tags darauf entweder in

der Schule oder dem Befund nach auf das Rathaus führen und selbige ersterenfalls durch den Präceptor, oder andernfalls durch den Amtsdiener in eine Futtertonne spannen und darinnen mit den Ruten derbe castigieren lassen."

Noch in Weimar bedrohte 1807 eine Polizeiordnung das „Soldatenspiel" der Jugend in den Straßen der Stadt mit einer „der Leibesconstitution angemessenen Correction".

Solchen Einschränkungen und Gamaschierungen gegenüber konnte es nicht ausbleiben, daß vernünftige Männer ihre Stimme zu Gunsten der Kinder- oder Spielfreiheit nachdrücklich erhoben, und selbst unter den Predigern, deren eine große Anzahl sich in heftigem Eifern gegen die Jugendspiele gefiel, gab es vernünftigerweise einsichtige Männer, die für die Kinder eine Lanze brachen. Unter anderen verteidigte Dr. Luther schon 1524 in seiner Schrift „An die Bürgermeister und Ratsherren aller Städte in deutschen Landen", daß die Buben viel Zeit mit „Käulchen-Schießen, Ballspielen, Laufen und Rammeln" zubringen. Und unter dem Schriftstellernamen Philo schrieb der Prediger Bartholomäus Anhorn in seiner 1675 erschienenen Magiologia: „. . . . . maßen Zachariae 8,5 es als eine herrliche Guttat Gottes gepriesen, wann die Gassen einer Stadt voll Knäblein und Mägdlein sind, die ihre Kinderspiele treiben; deren werden nach Unterschied der Orten unterschiedliche Gattungen gefunden: als klunkeren, dopfen oder glozen, niggeln, rebhölzelen, mit Nussen höcklen oder häuflen, krönlen, ballen . . . . ., welche Spiel auch oftmalen fürnemme Eltern mit ihren Kindern treiben, als Sokrates mit seinem Söhnlein Lamperode, und Agesilaus, ein Fürst der Lacedämonier, ist wohl gar mit seinen Kindern in dem Hofe seines Hauses auf Steckenrößlein herumbgeritten."

Es mag hier der Ort sein, mit kurzen Worten die Forschungen über die Theorie des Spieles zu erwähnen*). Als Begründer dieser Theorie wird der bekannte englische Philosoph Herbert Spencer genannt, der im letzten Kapitel seiner „Prinzipien der Psychologie" über die ästhetischen Gefühle auch vom Spiele, sowohl des Menschen als anderer lebender Wesen spricht. Er steht auf dem Standpunkte der

*) Vgl. Groos nach Chr. Ufer, Vom Spiel des Kindes (Die Kinderfehler VII. 1902. S. 86. 87).

„Kraftüberschußtheorie", die das Spiel aus überschäumender Kraft hervorgehend erklärt. Die Anregung dazu hat er von einem deutschen Dichter, wie er sagt. Dieser ist ohne Zweifel Schiller, der im 27. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen sagt: „Das Tier arbeitet, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Tätigkeit ist, und es spielt, wenn der Reichtum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüssige Leben sich selbst zur Tätigkeit stachelt." Ob aber der Kraftüberschuß die unerläßliche Vorbedingung für das Spiel ist? Jedenfalls wirkt er begünstigend, wie der Mangel an Kraft (Ermüdung, Krankheit usw.) beeinträchtigt.

Dem gegenüber steht die „Erholungstheorie", die besonders von dem Psychologen Lazarus vertreten wird. Der Gegensatz ist aber wohl nicht so groß, wie er scheinen könnte; beim Spiel werden andere Kräfte (Glieder z. B.) in Tätigkeit gesetzt, die vorher geruht haben. Hund und Katze u. a. erholen sich doch nicht beim Spiel. Kinder spielen oft bis zur völligen Erschöpfung. Andererseits gibt es Fälle, die mit überschäumender, zur Entladung drängender Kraft nichts zu tun haben.

Beide Theorien befriedigen nicht. Man muß nach einem einheitlichen Erklärungsgrunde suchen; für das Kind ist doch das Spiel Selbstzweck, die einzelnen Lebewesen spielen auch immer in derselben Weise und nicht anders. „Diesen einheitlichen und ausreichenden Erklärungsgrund für das Spiel wenigstens der Jugendzeit findet sich im Tierleben. Bei den niederen Tieren erscheinen die Anlagen, die zur Erhaltung der Art notwendig sind, als fein ausgebildete Reflexe und Instinkte, die gar keiner oder nur geringer Übung bedürfen, um ihren Zweck zu erfüllen. Bei den am höchsten stehenden Arten und dem Menschen ist das wesentlich anders. Der Mensch beispielsweise kommt als hilflosestes Wesen zur Welt und doch soll er das vollkommenste werden. Daher bedarf es bei ihm einer Anpassung der Triebe, einer Einübung für die zukünftige Tätigkeit, und diese Einübung der Triebe, die „Vorahnung" der künftigen Tätigkeit nennen wir Spiel; damit sie sich gehörig vollziehen kann, ist die Jugendzeit eingerichtet. Je höher, umfassender und verwickelter die künftige Arbeitsleistung des Individuums ist, desto länger muß natürlich auch die Zeit der Einübung dauern; daher hat der Mensch von allen Wesen auch die längste Jugendzeit."

Literatur: Zur Pädagogik und Psychologie der Kinderlieder und Kinderspiele. Jean Paul. Levana oder Erziehlehre. [Darin Kap. 46—54: Spiele der Kinder. In der Ausgabe von Karl Lange S. 79—89.] — C. V. Stoy. Hauspädagogik. [Darin S. 71 ff. über Spiele.] — Hoffmann. Turnen und Bewegungsspiel in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Stolberg. — Bertha von Mahrenholz-Bülow. Die kindlichen Triebe und die Bedeutung des Spieles. Cassel. (A. u. d. T.: Gesammelte Beiträge zum Verständnis der Fröbelschen Erziehungsideen. Bd. I.) — Fölsing. Erziehungsstoffe für Familie und Kleinkinderschulen. 1860. — Julius Schaller. Das Spiel und die Spiele. Weimar 1861. — J. E. Erdmann. Ernste Spiele. Berlin 1870. [Psychologisches.] — W. Götze. Die Volkspoesie und das Kind. (Jahrbuch f. wissenschaftl. Pädagogik, hrsg. v. Ziller. Leipzig 1872.) — Bogumil Goltz. Buch der Kindheit. Frankfurt a. M. 1847. 4. Aufl. 1877. — J. H. Ferichs. Das Spiel. 2. Aufl. Norden 1878. — Bernhard Bähring. Die Pflege des Kindersinnes. (Kindergarten-Zeitung 1879.) — M. Lazarus. Über die Reize des Spiels. Berlin 1883. — Zwick. Körperpflege und Jugenderziehung. Berlin 1883. — B. Hartmann. Das deutsche volkstümliche Kinderlied. Ein Beitrag zur Würdigung und Wiederbelebung desselben. Annaberg 1885. — Koch. Wodurch sichern wir das Bestehen der Schulspiele auf die Dauer? Braunschweig 1887. — H. Raydt. Das Jugendspiel. Hannover 1890. — H. Raydt. Die deutschen Städte und das Jugendspiel. Hannover 1891. — E. v. Schenkendorff und F. A. Schmidt. Über Jugend- und Volksspiele. Hannover-Linden 1892. — W. Wundt. Vorlesungen über Menschen- und Tierseele. 2. Aufl. Leipzig 1892. [Darin auch über das Spiel; ebenso auch in seinem Grundriß der Psychologie.] — Hammerschmidt. Über Jugendspiele. Halle 1893. — Theobald Ziegler. Das Gefühl. Stuttgart 1893. [Darin Psychologisches über das Spiel.] — Blumberger. Über Jugendspiel. Köln 1894. — Euler. Enzyklopädisches Handbuch des gesamten Turnwesens und der verwandten Gebiete. Wien und Leipzig 1894 ff. [Darin einschlägige Kapitel.] — C. Rademacher. Lehrerschaft und Volkskunde. Bielefeld [1894]. 16 S. (A. u. d. T.: Sammlung pädagogischer Vorträge, hrsg. v. Wilh. Meyer-Markau. Bd. VI. Heft 6.) — Hedwig Busch. Die Spiele in der Mädchenschule. Gotha 1895. — Koch und E. v. Schenkendorff. Wie wird das Bewegungsspiel zur Volkssache? Braunschweig 1895. — Ed. Mores. Das Spiel als Beschäftigungsmittel. Spielsachen. Bewegungs- und Denkspiele. (Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik, hrsg. v. W. Rein. Bd. I. Langensalza 1895 S. 345—346.) — E. Ackermann. Spiel und Arbeit. (Ebda. III. 1897. S. 372—325.) (VI. 1899. S. 727—734.) — Eitner. Jugendspiele. (Ebda. III. 1897. S. 955—962.) — Helene Höhnk. Kinderreime. (Ebda. IV. 1897. S. 123—125.) — E. Witte. Spielstunden. (Ebda. 1899. S. 738—739.) — Max Reischle. Spiel. (Ebda. VII. 1899. S. 957—967.) — Elisabeth Altmann. Turnen für Mädchen einschließlich Spiel und Lehrkräfte. (Ebda. VII. S. 139—172.) — Förderung der örtlichen Volksfeste. (In: Ergebnisse der Centralausschußsitzung am 25. XI. 1897 in Altona. V. Ztschrft. f. Turnen und Jugendspiel, hrsg. v. H. Schnell und H. Wickenhagen. Leipzig 1897. S. 277.) — J. Mark Baldwin.

Social and ethical interpretations in mental development. New-York 1897. [Darin Psychologisches über Spiel.] — H. Reischle. Das Spiel der Kinder in seinem Erziehungswert. Ein Vortrag. Göttingen 1897. — H. Schnell. Die neuen volkstümlichen Übungen auf dem 9. Deutschen Turnfeste (Ztschrft. f. Turnen und Jugendspiel, hrsg. v. H. Schnell und H. Wickenhagen. VII. 1898. S. 209—212, 294—297). — Karl Groos. Die Spiele des Menschen. Jena 1899. [Damit ist das ergänzende Werk desselben Verfassers zu vergleichen: Die Spiele der Tiere. Jena 1896.] — H. Wickenhagen. Turnen und Jugendspiele. München 1898. [Darin auch ausführliche Literaturangaben.] — Die Spiele des Menschen und die Jugendspiele. (Neue Bahnen. Monatsschrift für Haus-, Schul- und Gesellschaftserziehung, hrsg. v. H. Scherer und J. Meyer. Wiesbaden 1899. S. 707—713, 773 ff.) — Dähnhardt. Volkskunde und Schule. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht XIII. 1899. S. 1 ff.) — K. Muthesius. Kindheit und Volkstum. (Pädagogische Blätter f. Lehrerbildung und Lehrerbildungsanstalten, hrsg. v. K. Muthesius. Gotha 1899. S. 178—191, 245—264, 308—326.) [A. als S.-A. u. d. T.: Beiträge zur Lehrerbildung, Heft 13.] — K. Muthesius. Kinderspiel und Kinderspielzeug. (Westermanns Illustrierte deutsche Monatshefte. LXXXII. Braunschweig. S. 108—114.) — S. Stefen Eppstein. Zur Psychologie des Spiels. (Die Wage. Wiener Wochenschrift, hrsg. v. L. Lothar. Wien 1899. Nr. 11.) — Fr. Beyschlag. Volkskunde und Gymnasialunterricht. (Ztschrft. f. d. dtschn. Unterricht, hrsg. v. O. Lyon 1900. S. 1—41.) — G. A. Colozza. Psychologie und Pädagogik des Kinderspiels, mit einer Einleitung von N. Fornelli. Aus dem Italienischen übersetzt, sowie durch Zusätze und Anmerkungen ergänzt von Chr. Ufer. Altenburg 1900. (A. u. d. T.: Internationale pädagogische Bibliothek, hrsg. v. Chr. Ufer.) — R. Eisler. Die Psychologie des Spiels. (Die Gegenwart, hrsg. v. Th. Zoling. Berlin 1900. Nr. 41.) — L. Keller. Veranstaltung von Jugendfesten an Landschulen (Ztschrft. f. Turnen und Jugendspiel, hrsg. v. H. Schnell und H. Wickenhagen. IX. 1900. S. 292—294.) — H. Standal. Die [Kinder-]Spiele. (Der praktische Schulmann, hrsg. v. Fr. Sachse 1900. S. 366—377.) — Vollert. Jugendspiele und Sport. (Ztschrft f. Turnen und Jugendspiel, hrsg. v. H. Schnell und H. Wickenhagen. Leipzig 1900 IX. S. 273. 274.) — P. Benndorf. Die sächsische Volkskunde als Lehrstoff in der Volksschule. Dresden 1901. — F. Lange. Schulspiele. (Die Kritik des öffentlichen Lebens, hrsg. v. R. Wrede. XVII. Berlin 1901. S. 107—109.) — O. Schütte. Erziehung zur Aufmerksamkeit. [Reime.] (Ztschrft. d. Vereins f. Volkskunde. XI. Berlin 1901. S. 462.) — Chr. Ufer. Über Kinderspiel und Kinderspielsachen. (Die Kinderfehler. VI. Langensalza 1901. S. 1—13.) — Chr. Ufer. Vom Spiel des Kindes. (Die neue Zeit, hrsg. v. H. Cunow. XXX. Wien 1902. Nr. 386 vom 22. Februar, S. 118—120. Die Kinderfehler. VII. Langensalza 1902. S. 82—87.) — de Vries. Der Bewegungs- und Darstellungstrieb des Kindes und seine Berücksichtigung im Unterricht. (Die Kinderfehler. VI. Langensalza 1901. S. 157—171.) — Alois John. Die Volkskunde als Erzieherin. (Monatsblätter des Touristenklubs f. d. Mark Brandenburg, hrsg. v. O. Wendler. Berlin 1903. S. 103—105. Das Land, hrsg. v. H. Sohnrey. 1903.) — A. Malberg. Die Poesie

unserer Kinderstube. (Vom Fels zum Meer. 1903. Heft 26.) — L. Mallinger. Die Spiele vom pädagogischen Standpunkt aus. (Katholische Schulzeitung, hrsg. v. L. Auer. 1903. Nr. 43 u. 44.) — A. Geyer. Unsere Kinderlieder. (Praxis der Volksschule, hrsg. v. C. Rosenkranz. Halle a. S. 1904. S. 405—407.) — K. Krummacher. Kinderspiel und Kinderspielzeug. (Über Land und Meer. XCIII. 1904. Nr. 10.) — Spielbeschäftigung für die Kinderstube. (Daheim. Leipzig 1904. Nr. 49.) — K. Wehrhan. Die Volkskunde und ihre Beziehung zur Schule. Elberfeld 1904. 18 S. [Umgearbeiteter Abdruck aus: Neue westdeutsche Lehrer-Zeitung. Elberfeld 1904.] — O. Willmann. Poesie der Kinderstube. (Hochland, hrsg. v. K. Muth. Kempten 1904. Oktoberheft S. 54—65.) — Winderlich. Kinderfeste in der Kinderstube. (Pädagogische Brosamen, hrsg. v. Fr. Polack. 1904. S. 47.) — R. Reinhard. Wesen und Wert der Volkskunde und ihre Beziehung zum Turnen. (Dtsche. Turnzeitung, hrsg. v. P. Erbes. Leipzig 1905. Nr. 7. 8.) — F. Herrigel. Die pädagogische Bedeutung des Spiels. (Neue Blätter aus Süddeutschland für Erziehung und Unterricht, hrsg. v. H. Moapp. Stuttgart 1906. S. 213—227.) — L. Norberg. Volkskunde und Lehrerschaft. (Pädagogische Warte, hrsg. v. K. O. Beetz. Osterwieck 1906. S. 747—759.) — M. Brethfeld. Das Wesen des Kinderspiels. (Deutsche Schulpraxis, hrsg. v. R. Seyfert. Leipzig 1907. Nr. 18 u. 19.) — Poetische Verklärung des Elementarunterrichts. (Bayerische Lehrer-Zeitung 1908. S. 26.) [Über Kinderlieder und Kindersprüche.] — Leonhard Schretzenmayr. Psychologie des Kinderspieles. (Bayerische Lehrer-Zeitung XLI. Nürnberg 1907. Nr. 50—52.)

Es ist darauf verzichtet worden, die Spielbücher auf volkstümlicher Grundlage hier aufzuführen.

VII. Ursprung und Umwandlung, Verbreitung und Übereinstimmung der Kinderlieder und Kinderspiele.

Die Frage nach dem Ursprung, nach dem Verfasser der Kinderreime darf hier nicht übergangen, sie kann jedoch nicht bis auf bestimmte Namen zurückgeführt werden. Die Bezeichnung Kinderlieder oder Kinderreime will jedenfalls nicht bedeuten, daß diese Lieder und Reime von Kindern verfaßt sind, eher könnte man sagen, sie sind mit Kindern entstanden; denn nur da, wo echte Kinderfreude in den Mittelpunkt des Lebens tritt und sich heiter und froh, unbesorgt und unbeirrt bewegt, sind die Bedingungen für das Leben und auch für die Entstehung der wilden und doch lieblichen Sprößlinge der Phantasie gegeben, die die Kinderlieder nun

einmal sind. Väter und Mütter, Großeltern und Verwandte, ältere Geschwister und Dienstboten haben sich in den Dienst der Kleinen gestellt und sind noch heute für die Welt der Kinderlieder erhaltend, aber auch schaffend und ändernd tätig. Dabei haben die ganz Kleinen nicht zum wenigsten Anteil; ihr liebliches und zuweilen unserm Verstande rätselhaftes Stammeln gibt oft genug durch einen merkwürdigen Lautkomplex die Anregung zu Klangwörtern; ihre phantastischen Gedankensprünge werden so leicht nicht von den Müttern und Ammen vergessen und so fortgeerbt; aber alles das geschieht ohne Absicht, mehr unbewußt und unwillkürlich. Die Kinderreime sind auch deshalb nicht Eigentum eines Einzelnen, an jedem Liede haben vielleicht viele geschaffen, sie sind gemeinsames Gut, wie die Wald- und Feldblumen für alle blühen und duften. Das, was ursprünglich von Erwachsenen gedichtet, teils aus den Sagen und Märchen unserer Vorfahren hergenommen ist, hat doch bei den Kindern eine Umbildung, eine Umwandlung erfahren, daß es womöglich den ursprünglichen Charakter ganz verloren hat, oft als aus der ersten Form entstanden gar nicht mehr wieder zu erkennen ist. Daher erklären sich auch die ungezählten Varianten, die wir von den einzelnen Liedern in allen Gegenden finden. Wie bei aller Volkspoesie, ist auch bei den Kinderliedern ein bestimmtes Lied eines Einzelnen nur dann in den allgemeinen Schatz aufgenommen, wenn es in kindlich-ansprechender Form das aussprach, was allen zusagte, was alle bewegte, was die kindliche Phantasie ergriff und für die Dauer gefangen halten konnte.

Die eben angedeutete Umwandlung konnte nicht so schnell vor sich gehen, sie gebrauchte für einzelne Erzeugnisse vielleicht Jahrtausende, und dieses ihr Alter erklärt uns in beredter Sprache die ungemeine Verbreitung der Reime. Bei einzelnen Reimen ist an anderer Stelle dieses Buches auf ihre Verbreitung näher eingegangen worden, weshalb hier auf weitere Ausführungen verzichtet werden kann.

Die einzelnen Texte aus den verschiedenen Landesteilen sind nun für die Zwecke der Untersuchung von großer Bedeutung; Zusammenstellungen von gleichen Liedern geben uns z. B. ein hübsches Bild von dem Leben in den einzelnen Gegenden, wie es in den Kinderliedern zum Ausdruck kommt. Sie zeigen uns auch, wie unendlich verschieden die einzelnen

Lieder in den Traditionen behandelt werden: in einer Gegend ist die Überlieferung reich, in der anderen Gegend besteht sie nur aus Resten und Trümmern, wie es z. B. das Verwunderungslied in seinen 26 Variationen zeigt*). Solche Vergleiche lehren uns aber auch, daß das Singen und Hören auch in der Gegenwart noch durchweg in alter Weise vor sich geht, daß also dabei mitgeteilt und empfangen wird ohne Mitwirken der Kritik. Wie die alten deutschen Heldenlieder gehört und weiter gesungen wurden ohne dem Zweifel oder der Kritik ausgesetzt zu sein, so auch die Kinderreime; darum wird auch an dem Inhalt von dem Kinde nie Anstoß genommen.

Wie diese Veränderungen vor sich gehen können, wie die eben angedeuteten Variationen entstehen, dafür einige wenige Beispiele. Zuerst ein ursprüngliches Volkslied**), das allmählich zu einem Kinderspiel geworden ist. In ihm ist noch keine Verwirrung der Personen eingetreten, noch kein wesentlicher Zug ausgelassen oder verloren gegangen, auch hat der Reim noch nirgend in sinnstörender Weise eingewirkt. Schon die kurze gedrängte und doch packende Darstellung der Handlung beweist uns, daß es kein eigentliches Kinderlied ist, oder doch nicht gewesen ist.

Mariechen saß auf einem Stein
Und kämmte sich die Locken fein.

Und als sie damit fertig war
Da fing sie zu weinen an.

Da kam ihr Bruder Karl zu ihr:
Mariechen, warum weinest du?

Ach, weil ich heut noch sterben muß,
Ach, weil ich heut noch sterben muß.

Da kam der böse Jäger 'rein
Und stach Mariechen durch das Herz.

Mariechen war nun mausetot.
Nun schrieb man auf des Grabes Stein:

---

*) W. H. Mielck, Das Verwunderungslied, oder was der Hahn mit den goldenen Sporen sah und erlebte, als er nach Franken auf die Freite fuhr. (Niederdeutsches Korrespondenzblatt II. 1877. S. 7—12.)

**) Gerhardt und Petsch, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX. 1899. S. 393.

Mariechen ist ein Engelein,
Der Jäger ist ein Teufelein.

Heute wird der Reim bei einem Kinderspiele gesungen.

Am Rhein wird folgendes Spiel geübt:

Adam ging und wollte sich erquicken,
Seine Schüler konnte er nicht schicken.
(Dieses wollte sich nicht schicken)
Er ging wieder auf und nieder,
Bis er sein' Geliebte fand.
(Bis er seine Rosa fand)
Komm, du allerschönstes Kindchen,
Zeige mir dein zuckersüßes Mündchen.
Freu dich, freu dich, Liebe, freu dich,
Ich hab gefunden meinen Schatz.

Dieses harmlose Kinderspiel ist der entstellte Überrest eines alten Schäferspiels, im 18. Jahrhundert und im Anfang des 19. in Deutschland von Erwachsenen zum sogenannten Kissentanz gespielt. Es hatte folgenden Text:

Amor ging und wollte sich erquicken,
Doch das Spielchen wollte sich nicht schicken;
Er ging wieder auf und nieder,
Bis er seine Liebste fand.

„Schönste", sprach er mit verliebten Mienen,
„Dir zu dienen bin ich hier erschienen,
Dieses Händchen soll zum Pfändchen
Dir in Treu verbunden sein.

Komm, ach komm, mein liebes Kindchen,
Reich zum Kusse mir dein Mündchen!
Komm geschwinde, fein gelinde,
Sonst muß ich in Lieb vergehn".

Da der „Amor" dem kindlichen Geiste nicht verständlich war, wurde schnell ein „Adam" daraus gemacht, in Königsberg singt man sogar „Emma".

Manche Kinderlieder und besonders Kinderspiele gehen in ihrem Ursprung auf gewisse Sitten und Bräuche unserer Vorfahren zurück, wie z. B. das bekannte Lied vom schwarzen

Mann von vielen als ein Überrest der Pest- und Totentänze des Mittelalters angesehen wird*). „Fürchtet euch nicht vor'm schwarzen Mann," so rufen die Kinder beim Spiel und laufen dann auseinander, um sich nicht kriegen zu lassen. „Der Schwarze, der sich in den versammelten Reigen mischt, und einen nach dem andern wegführt, ist der seine Schar stets vergrößernde Tod. Gleich dem Vortänzer, der im weltlichen Reigen an hundert Tänzer in langer Reihe hinter sich herführen und regieren kann, führte auf solchen bildlichen Darstellungen (des Totentanzes) der Tod den Vortanz und zog die Reihen von Hunderten an hoher Hand hinter sich drein."

Wie Reim und Laune die Kinderreime umzugestalten vermögen, dazu folgendes Beispiel:

Ringel, Ringel, Rosenkranz,
Setz ein Töpfchen Wasser bei,
Morgen woll'n wir waschen.
Kleine Wäsche,
Große Wäsche,
Kikeriki.

Ursprünglich aber — und so war es noch in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts in Berlin — war noch eine vorletzte Zeile vorhanden, die den Hahnruf erst erklärte:

Bis der Hahn wird krähen (d. h. die ganze Nacht wird gewaschen)
Kikeriki.

Die Zeile fiel aber allmählich fort, weil sie sich auf keine andere reimte, weil also keine Gedächtnisstütze vorhanden war, und weil das auf einen passenden Reim wartende Ohr keine Befriedigung fand. Letztere wird auch in anderer Weise gesucht, dadurch daß die betreffende Reimzeile durch eine andere ersetzt wird, wie z. B. in Brandenburg:

Kleene Wäsche, groote Wäsche,
Allerhand ser scheene Wäsche.

Oder aber es wurde eine ganz neue Reimzeile hinzugedichtet und, da man einmal am Erweitern war, gleich

*) Vgl. Böhme a. a. Ort. S. 565 f. W. Wackernagel. Zeitschrift für deutsches Altertum, hrsg. v. Haupt, IX. S. 338.

auch zu dem Hahnruf ein Reim geschaffen wie in Berlin, wo der Reim nun lautet:

Wenn der Hahn wird krähen,
Werden wir früh aufstehen.
Die ganze Kompagnie
Macht Kikerikiki . . . .

Eins der bekanntesten Spiellieder mit Umkehr des Kreises erzählt in einer Fassung von einem singenden Vogel, der aber nur durch den Reim „singen" in das Lied gekommen ist:

Wir treten auf die Kette,
Daß die Kette klingt.
Wir haben einen Vogel,
Der so schöne singt.
Singt so klar, wie ein Haar,
Hat gesungen sieben Jahr.
Sieben Jahr sind um und um,
N. N. dreht sich um.

Noch in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts kannte man das alte Motiv vom Seidenspinnen:

Wir spinnen klare Seide,
So klar, wie ein Haar,
Es vergingen sieben Jahr,
Sieben Jahr sind um und um,
Jungfer N. N. dreht sich um.
N. N. hat sich umgedreht,
Der Bräutigam hat ihr'n Kranz beschert
Und eine goldne Kette.

Eine alte mecklenburger Fassung zeigt uns noch, daß der Vogel nicht ursprünglich der Sänger war, sondern erst eine neuere Änderung in den meisten der heute gesungenen Reime unseres Liedes ist:

Trecke my de Käd up!
De Käd is in de Klink.
Wat is dat allerschönste?
Dat Mäken, dat dar singt.
Dat is Lene Junker,
De steit up ären Sprunker
Un dreit sik mael herum.

Gerhardt und Pletsch vermuten*), daß dies ursprünglich ein selbständiger Vers gewesen und sich erst später mit der „Spinnerstrophe“ verschmolzen habe, da die letztere auch selbständig vorkomme, wie z. B. in Würzburg:

Eisenklar,
Wie ein Haar,
Hat gesponnen sieben Jahr.
Sieben Jahr sind 'rum,
N. N. dreht sich um.
Die N. N. hat sich umgedreht
Und hat der Braut ihren Kranz beschert. —

Ein Kinderspiel kann als solches ganz vergessen werden, aber als Kinderreim sich erhalten, wie z. B. folgender Kinderreim aus der Uckermark beweist:

Ich ging einst übern Kirchhof,
da begegnet mir ein Bischof,
Der Bischof war so wunderschön,
Er wollte gern verheiratet sein.
Er faßte sich an seinen Bart,
Daß du sollst heißen Aribart**).

Dieses sind die teilweise erhaltenen Reime eines Spieles: In der Mitte der Spielenden saß ein Kind, der „Vater Eberhard“, die herumziehenden Kinder sagten etwa die vier ersten Zeilen des obigen Reimes, alsdann bezeichnete Vater Eberhard jemanden mit seinem Stocke, der nun vortrat und sprach:

Alter Vater Eberhard
Ich fasse dich an deinem ehrwürdigen Bart.
Wenn du mich wirst sehen lachen,
Werd' ich an deiner Stelle wachen.

Dabei mußte Vater Eberhard Grimassen schneiden, um den andern zum Lachen zu reizen und sich selber erlösen zu können.

So ist dieser Reim ein Überrest des dereinstigen Kinderspieles geblieben. Manches ist aber nicht mehr erhalten,

*) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX. 1899 S. 279.
**) Gerhardt und Pletsch, Uckermärkische Kinderreime. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IX. 1899 S. 395.)

sondern leider schon verschwunden. Die heutige Zeit mit ihrem nach Erwerb hastenden und drängenden Geschlecht ist überhaupt den zarten Kinderreimen, die am besten ungestört und in der Stille gedeihen, nicht günstig. Namentlich in den anwachsenden Städten ist ihre Stunde gezählt; aber auch sonst zeigt sich, daß sie mehr und mehr verschwinden, wenn auch noch manche Perle im Volke lebt. Ein Vergleich der in der Mitte des 19. Jahrhunderts angelegten Sammlungen mit den Resultaten der neueren Forschungen beweist uns das eben Gesagte. Wie lange werden sich die Bruchstücke noch erhalten? Es ist höchste Zeit, daß gesammelt wird, was noch zu erhalten ist!

Wie Kinderreime noch in der Neuzeit entstehen können, zeigt uns recht anschaulich ein Reim aus meiner Heimat Lippe, auf die 5 Glockenschläge eines Läutewerks an einem Bahnwärterhäuschen gemacht:

Pink, pank,
Schmieskamp,
Budden Süim'n
Liggt upper Bank
Ganz lang!

Der Reim entstammt der Mitte der 80er Jahre des verflossenen Jahrhunderts und ist nicht zufällig so geworden. Das Läutewerk hat bekanntlich zwei Glocken mit verschiedenen Tönen; jede Glocke läutet bei einem Zeichen fünf mal, was der Reim sehr schön nachahmt. Zum Inhalt ist noch zu bemerken, daß der Bahnwärter Simon Budde (Budden Süim'n) seinen Dienst sehr vernachlässigte, sich gern auf die Bank legte und schlief; der Nachbar Schmiedeskamp wurde nun sozusagen mit dem Reime zum Einspringen aufgefordert.

— — — — — — — — — — — — — — — —

An verschiedenen Stellen ist schon bei einzelnen Reimen und Spielen die Verbreitung erwähnt worden. Von einigen möchte man sagen, sie erstrecken sich über die ganze Erde, so ähnlich sind sie ihrem Inhalt nach, und wenn das auch nicht der Fall ist, gesungen und gespielt wird überall unter den Kindern, selbst in unkultivierten Ländern.

Wie Jung-Japan spielt, ersehen wir durch die Mitteilung einiger Reime, die durchaus direkt aus dem Volks-

munde gesammelt sind*) und die hier in Übersetzung wiedergegeben werden:

Ein Mondlied:

Den lieben, lieben Mond,
Verhüllt die garst'ge Wolke.
Will sie ihn durchaus verhüllen,
Tu' sie's mit goldnem Wandschirm.

Die Meise ruft toto,
Des Vaters Haus brennt ab.
Der Rabe schreit kaka,
Der Mutter Haus brennt ab.
Schnell kehrt zurück
Und gießt Wasser drauf.

Schnecke,
Schnecke,
Stecke deine Hörner 'raus!
Stecke deine Stöcke 'raus!
Schnecke,
Denn dort gibt's Krawall.
Stecke deine Hörner 'raus!
Stecke deine Stöcke 'raus!

Erinnert uns das nicht sehr an unsere Schneckenreime? Ein Spottreim, wenn ein Kind zum ersten Male einen Zopf trägt, der in seiner Kleinheit hinten am Kopfe an die in dem Reime genannten Insekten erinnert, lautet: Bremsen-, Bienen-, Libellen-, Grillenmeister.

Neujahrslied:

Im Neu—Neu—Neu—
Im Neujahrsmond
Stellt man Kiefern,
Stellt man Bambus auf.
Wer sich freut,
Das sind die Kinder;
Wer's nicht gern hat,
Sind die Alten.

*) Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin, hrsg. von Eduard Sachau. Bd. III. 1. Abteilung: Ostasiatische Studien S. 216—231.

Was dem Hausherrn nicht genehm,
Ist der letzte Tag des Jahres.
Wenn die eine Nacht vorbei,
Ist der erste Tag des Jahres.
Man wünscht Glück zum Jahresanfang.
Bringet Tee
Nebst Rauchservice
Und die Suppe und derlei!
Bringet's schnell herbei! heißt's dann.

Dabei ist zu bemerken, daß Neujahr das größte Fest der Japaner ist, an dem die Kinder reichlich beschenkt werden, und die Häuser in vollem Schmucke prangen.

Ein japanisches Kinderspiel, „onigokko" genannt, ist ähnlich unserm schwarzen Mann; es spielen zwei Parteien, in der Mitte befindet sich der schwarze Mann, der das Haschen besorgt:

1. Partei ruft: Ihr Tanten da drüben, kommt einen Augenblick her!
2. Partei antwortet: Wir fürchten uns vor'm schwarzen Mann und können nicht hinübergehen.
1. Partei: Dann kommt in einer Sänfte her!
2. Partei: Trotzdem fürchten wir uns vor'm schwarzen Mann und können nicht hinübergehen!
1. Partei: Dann stülpt euch 'nen Eisentopf auf den Kopf und kommt herüber!
2. Partei: Trotzdem fürchten wir uns vorm schwarzen Mann usw.
1. Partei: Dann kommt mit einer Hellebarde!
2. Partei: Trotzdem . . . .
1. Partei: Dann kommt mit einem Gewehr!
2. Partei: Trotzdem . . . .

Wenn die Kinder schließlich noch allerlei vorgebracht haben, was ihnen einfällt, so heißt es von der

1. Partei: Dann wollen wir euch holen!

Jetzt laufen alle Kinder auseinander zu, der Teufel sucht einen zu erhaschen, der ihn dann ablösen muß. Der erste „oni" oder Teufel wird durch Fingerspiele oder durch Abzählreime bestimmt.

Die Mütter singen an der Wiege oder an der Schlummerstätte ihrer kleinen Lieblinge schon seit jener Zeit, in welcher die Natur mit ihrem Zauber in den Herzen der Menschen jenes Gefühl wachrief, das über das Gewöhnliche erhebt; aber es waren anfangs nur Lieder über das Kind, nicht für das Kind, wie uns folgendes, noch heute von den schwarzen Müttern Afrikas gesungene Liedchen bezeugt:

Du Sohn einer helläugigen Mutter,
Du weitsichtiger,
Wie wirst du einst Wild aufspüren!
Du, der du starke Arme und Beine hast,
Du gliederfester,
Wie wirst du sicher schießen, den Feind berauben!
Du Kind eines starkknochigen Vaters,
Wie wirst du einst wilde Ochsen zwischen deinen
Schenkeln bändigen!

VIII. Die Form der Kinderreime; Metrik, Reim, Rhythmus.

Die Form der Kinderdichtungen ist keine besonders kunstvolle, im Gegenteil, eine oft sehr vernachlässigte, was uns bei Kindern nicht zu überraschen braucht. Einiges sei hier hervorgehoben.

Manche Kinder- und auch Volkslieder haben einen Eingang von wenigen Zeilen, der mit dem Inhalt des Liedes in keinem Zusammenhang zu stehen scheint, und doch zeigt sich gerade darin ein feines psychologisches Gefühl. Der Eingang, der, äußerlich betrachtet, mit dem Inhalt nichts zu tun hat, übernimmt die nicht unwichtige Rolle, in dem Herzen die richtige Stimmung wachzurufen, um so zu dem vollen Genusse der folgenden Zeilen zu befähigen. Aus bekannten Volksliedern seien hier nur die Beispiele genannt:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die zarten Blaublümelein:
Sie sind verwelket, verdorret. . .
Ein Jüngling hatte ein Mädchen lieb. . . . .

Es stehen drei Sterne am Himmel.
Die geben der Liebe einen Schein.
„Gott grüß euch, schönes Jungfräulein!
Wo bind ich mein Rößelein an?“

Von Kinderliedern seien hier angeführt:

Rosmarin und Thymian
Wächst in unserm Garten.
„Mutter, gib mir einen Mann,
Will nicht länger warten . . . . .“

Es regnet auf der Brücke,
Und ich wurde naß;
Es hat mich was verdrossen
Und weiß nicht was.
Schönstes Kind, komm her zu mir. . . . . .

Grünes Gras,
Was ist das
Unter meinen Füßen?
Hopsalas ein feines Lied!
Ich will mit dir tanzen . . . . .

Petersilien Suppenkraut
Wächst in unserm Garten.
Jungfer N. N. ist die Braut,
Will nicht länger warten . . . .

Kirschbaum hat sein Laub verloren,
Wer muß dafür sorgen?
Daß muß die Jungfrau N. N. tun . . . . .

Bei den alten griechischen und römischen Dichtern kehren in ihren Werken viele Verse häufig wieder, besonders ist das bei Homer der Fall. „Wenn an verschiedenen Stellen seiner Gedichte dieselbe Situation zu schildern ist, so verwendet er dieselben Verse, mit denen er diese Situation das erste Mal geschildert hat: er verzichtet auf den wohlfeilen Ruhm, dasselbe mit verschiedenen Worten zu sagen.“ Ähnlich ist es seit jeher mit der Volksdichtung gewesen, wie sich bei allen Völkern nachweisen läßt, sowohl in alter als auch in neuer Zeit, sowohl bei den altnordischen oder altskandinavischen, als auch bei den südlichen Völkern; auch vom

deutschen Volksliede ist das Gleiche bekannt, und die Kinderlieder machen davon keine Ausnahme. Wir brauchen nur an das Lied vom Bauern zu erinnern, der den Jockel ausschickt, um den Hafer zu mähen. Wegen der Kürze der meisten Kinderreime sind die Wiederholungen in ein und demselben Liede nicht immer so in die Augen springend, als in dem genannten oder als in den Volksliedern, auch ist die Wiederholung nicht ganz in dem Sinne zu verstehen, wie es bei den alten Dichtern, besonders von Homer gesagt worden ist; es ist mehr eine bloße Aneinanderreihung, eine Art Wiederholung, die aus der Lust am Anhören gleicher Klänge entsprungen ist*). — —

Eine ganze Reihe von Kinderreimen ist entweder ganz oder teilweise in Gesprächsform gehalten, man könnte sie dramatisierte Kinderreime oder Kinderdramen nennen. Dahin gehören z. B.:

Doktor Bär schicket her,
Ob der Kaffee fertig wär?
„Nein, mein Kind, du mußt noch warten,
Geh' solange in den Garten."
Acht Uhr, neun Uhr
Muß ich in der Schule sein.
Hab' schon einmal nachgesessen,
War mein Vater ärgerlich,
Nahm den Stock und prügelte mich;
War mein Vater wieder gut,
Schenkt er mir 'nen Zuckerhut.

Oder die bedeutend abweichende sächsische Form:

Meine Mutter schickt mich her,
Ob der Kaffee fertig wär?
Wenn er noch nicht fertig wär,
Sollt er bleiben, wo er wär.
„Sagen Sie ein Kompliment,
Der Kaffee ist angebrennt,
Die Milch ist übergelaufen,
Könn'n mer keenen Kaffee saufen."
(oder höflicher: Müßt Madame andern kaufen.)

*) Eingehender ist Polle in der Einleitung zu Drosihns deutschen Kinderliedern auf diese Sache eingegangen, worauf hier nur verwiesen werden soll. Vgl. dort S. 23—38.

Ein dramatisierter Reim ist auch:

Guten Morgen, Herr Meier,
Was kosten die Eier?
„Einen Dreier."
Das ist zu teuer!
„Einen Pfennig."
Das ist zu wenig!

Der Reim „Meier-Eier" liegt den Kindern zu nahe, um nicht oft gebraucht zu werden. Oft lauten die Eingangszeilen:

Ihr Diener, Herr Kapuziner,
Was machen Ihre Hühner?
Legen sie brav Eier?
„Das Dutzend einen Dreier."

Eine weitere Art Kinderdrama ist (aus Berlin):

Frau von Hagen,
Darf ich's wagen,
Sie zu fragen,
Welchen Kragen
Sie getragen
Vor acht Tagen
Auf dem Wagen,
Welcher fuhr nach Kopenhagen? . . . . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Was den **Reim** anbetrifft, so ist zu bemerken, daß manche Kinderliedchen vollständig reimlos sind, z. B.:

Der Bauer schickt den Jockel aus,
Der soll den Hafer schneiden;
Der Jockel schneid't den Hafer nicht
Und kommt auch nicht nach Haus . . . . . .

In manchen Reimen kehrt dasselbe Reimwort wieder, z. B.:

Meine Mutter schickt mich her,
Ob der Kaffee fertig wär;
Wenn er noch nicht fertig wär,
Käm ich morgen wieder her.

Meist werden immer nur die zwei aufeinanderfolgenden Zeilen gereimt, also gepaarter Reim, a a, b b, z. B.:

Ringel, Ringel, Reihe,
Sind der Kinder dreie;
Sitzen auf dem Hollerbusch,
Rufen alle: husch, husch, husch!

Gekreuzter oder verschränkter Reim, a b, a b, ist sehr selten, z. B.:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles, alles leer.

Umschließende Reime, a b b a, sind in echten Kinderliedern nicht zu finden. Kunstvolle Reime dürfen wir in ihnen überhaupt nicht suchen wollen, dazu sind die Lieder viel zu einfach.

Trotzdem finden sich zuweilen Reime, die mehrere Wörter umfassen, z. B. in dem Abzählreim:

Eine kleine Mizemaus
Lief um's Rathaus.
Vater tot und Mutter tot,
Keines kriegt ein Butterbrot.

— — — — — — — —

Rüttelt mit dem Zopf,
Schüttelt mit dem Kopf . . . .

Manchmal tritt für den Reim die Assonanz oder die Alliteration ein, z, B.:

Trommelreim:
Kamrad komm, Kamrad komm!
Kommst du nicht, so hol ich dich!
Kamrad komm!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Kinderreime kennen auch keine eigentlichen Versfüße, sie zählen nur die Hebungen in jedem Verse, d. h. also nur die betonten Silben, zwischen die eine oder mehrere unbetonte Silben treten, meistens eine oder zwei, z. B.

skandiere man einmal folgenden Reim aus der Eisenacher Gegend, beim Rückzuge vom Winteraustragen gesungen:

Den Tod haben wir ausgetrieben,
Den Sommer bringen wir wieder;
Das Leben ist zu Haus geblieben,
Drum singet fröhliche Lieder!

An diesem denkbar einfachsten Versmaß, an dieser Reimmacherei, die frei von aller Künstelei ist, hat das Kind eine große Freude und betätigt sie täglich aufs neue. „Ein Kind spricht beim Spiel einen Gedanken aus oder singt ihn wohl auch, denn Kinder singen ja alles Mögliche und Unmögliche: das Tischgebet und das Einmaleins, Gespräche, die sie Erwachsene führen hören, und Gespräche, die sie selbst mit der Puppe anstellen, Zeitungsanzeigen und Firmeninschriften usw. . . . . . . So äußert ein Kind einen Gedanken, eine Empfindung, eine Beobachtung, ein kleines Erlebnis. Ein anderes Kind hört diese Äußerung, aber nicht genau, sondern mit unbeabsichtigten Änderungen, die die Form der Äußerung mehr und mehr dichterisch gestalten. Unwillkürlich fügen sich die Worte einem Metrum, ungesucht stellen sich Reim oder Assonanz ein: Jugend fordert Tugend, Gabel Schnabel, zwanzig Danzig, Nelken verwelken. So hat das Kind im Handumdrehen zu seiner eigenen Überraschung ein Gedichtchen gemacht. Ein anderes Kind wiederholt es, bei weiterer Wiederholung gestaltet sich der Versbau immer glatter, der Reim wird ergänzt oder verbessert, was nicht angesprochen hat, wird vergessen und weggelassen oder durch Gefälligeres ersetzt. . . ."

Manche Reime zeigen trotzdem rhythmische Schönheiten, eine Beweglichkeit des Taktes, welche unsere literarischen Kunstprodukte, die sich fast nur noch in Jamben und Anapästen bewegen, beschämen könnte*). Dazu gehört z. B. der niederdeutsche, streng im Dreivierteltakt zu sprechende Spruch:

Eén Buddel Beer, twée Buddel Beer,
Drée Buddel, Buddel, Bùddel Buddel, Beer;
Véer Buddel Beer, fief Buddel Beer,
Séß Buddel, Buddel, Bùddel, Buddel Beer. . . . .

*) Vgl. Gustav Dannehl, Über niederdeutsche Sprache und Literatur. (= Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, hrsg. von Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff, Heft 219. 220.) Berlin 1875.

Wichtiger als Versmaß, Reim usw. ist aber der Rhythmus, der in seiner grundlegenden Bedeutung in den letzten Jahren eine eingehende Untersuchung*) erfahren hat, der wir hier im wesentlichen folgen. Der Rhythmus ist der menschlichen Natur gemäß, was schon Aristoteles ausgesprochen hat; Lunge und Herz arbeiten rhythmisch, Arme und Beine bewegen sich beim Gehen meistens gleichmäßig, wenigstens unter gewöhnlichen Umständen. Und auch sonst vollzieht sich vieles im Gleichmaß, vor allem natürlich das Lied, zu dem ja auch die Kinderlieder gehören. So ist es bei allen Natur- und Kulturvölkern.

Bei dem Gleichmaß der Bewegungen, das uns überall entgegentritt, sind aber nicht die numerischen und melodischen Gliederungen der Töne maßgebend gewesen für das Zeitmaß der Bewegungen — man denke an die Kinderspiele, — sondern meistens gerade umgekehrt, die Tonfolge hat sich durchaus den Körperbewegungen in ihrer Zeitdauer wie in Hebung und Senkung angepaßt. Wie bei den Liedern unserer Naturvölker, ist auch bei unsern Kinderliedern Melodie und Text, der ja manchmal, gerade wie die Lieder der unzivilisierten Völker, nur aus sinnlosen Worten besteht, durchaus Nebensache für die Ausführung einer gemeinsamen Beschäftigung, eines Spieles; das rhythmische Element ist das Ausschlaggebende. Das rhythmische Element ist nun aber ursprünglich weder mit der Sprache noch mit der Musik verbunden gewesen, sondern ist erst von außen in sie hineingetragen; es entstammt den Körperbewegungen, welche der Gesang zu begleiten bestimmt ist und ohne welche er überhaupt nicht vorkommt. Jede Arbeit und jedes Spiel hat ein besonderes Lied, das sonst nicht gesungen wird. Wie es überall für die verschiedenen Verrichtungen des täglichen Lebens charakteristische Gesänge gibt — man denke nur an die Handwerkslieder — so gibt es auch bei den Kindern für jede Art von Spielen eigene Liedchen. Je tiefer die Entwickelungsstufe der Völker ist, um so schärfer tritt das hervor, und darum ist es bei den Kinderliedern auch noch besonders ausgeprägt. Wie wichtig das Kinderlied in dieser

*) Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus. Abhandlungen der philosophischen Klasse der Königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, XVII, 5. 1896. 130 S.

Beziehung für die Forschung ist, möge uns der Gelehrte sagen, der die Bedeutung des Rhythmus für die Arbeit einer Untersuchung unterzogen hat; er sagt: „Überhaupt wird es nötig sein, wenn wir diesen doch hauptsächlich dem Leben der Naturvölker angehörenden Erscheinungen gerecht werden wollen (er spricht hier im besonderen von den Gesellschaftsliedern beim Herstellen von Matten, Körben, Gefäßen, beim Klöppeln, Weben, Spinnen, Flachsbrechen, Flachsraufen usw.), zu demselben Mittel unsere Zuflucht zu nehmen, das die Ethnologie so oft mit Erfolg anwendet, um das Denken und Treiben kulturarmer Menschenrassen zu verstehen: zu dem Leben des Kindes. In diesem aber finden wir rhythmische Bewegung mit Gesang fast bei allen Spielen, und es lassen sich auch hier Arbeitstaktlieder von typischer Reinheit nachweisen. Am verbreitetsten sind die Bastlöselieder, welche zum Klopfen der Rinde bei der Anfertignng von Weidenflöten gesungen werden" *). Auch an die zahlreichen Lieder, welche die Bewegungen und das Arbeitsgeräusch der Handwerker nachahmen, kann hier erinnert werden; sie ahmen den rhythmischen Gang der Handwerkszeuge meistens recht anschaulich nach, z. B.:

Schneider: Dor hangt 'n Stück Speck.
Schuhmacher: 't will der nix van hebben.
Weber: Smiet mir 't man her!
Tischler: Dor heſt, dor heſt!

Die rhythmische Regulierung der Tätigkeit wird vorgenommen, wo es sich nur eben ermöglichen läßt, am leichtesten ist es da, wo die Arbeit schon einen Taktschall ergibt. Wir erinnern kurz an die verschiedenen Handwerke; das Weberschiffchen schnurrt taktmäßig hin und her, die Schläge des Hammers erfolgen in der Schmiede, in der Schreiner-, Zimmerer-, Schusterwerkstatt usw. regelmäßig aufeinander, das Einrammen der Pflastersteine geschieht von mehreren Arbeitern im Takt, und selbst in den Ruhepausen, die sich hier der einzelne ab und zu gönnt, hört er nicht ganz auf, zuzustoßen, sondern schont seine Kraft, ohne aber zu vergessen, einen leichten taktmäßigen Stoß mit der Ramme zu verursachen, um die Einheit nicht zu stören. Es sei noch

*) K. Bücher a. a. O. S. 45 f.

an die Dreschtakte, das Einschlagen der Nägel beim Legen eines Fußbodens, das Ausklopfen der Teppiche durch zwei Personen, das Schlagen der Wäsche mit dem Bleuel durch mehrere Wäscherinnen am Bache usw. erinnert.

Nicht immer aber gibt die Arbeit einen eigentlichen, unser Gehör in seinen Bann ziehenden Taktschall, so z. B. wenn mehrere etwas gemeinsam ausführen wollen. Dann tritt ein künstliches Mittel zur Erzeugung eines Taktschalles, meistens die menschliche Stimme, hinzu, oft auch ein tönendes Instrument, z. B. eine Trommel u. a.

Alle echten Arbeitsgesänge, das wird festgehalten werden müssen, sind in ihrem Rhythmus durch die Arbeit bestimmt, können aber durch das Tempo, in dem sie gesungen werden, wieder auf den Gang der Arbeit zurückwirken. Wie diese Einwirkung sich psychisch und physiologisch vollzieht, mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß sie stattfindet, und erfahrungsgemäß beschränkt sie sich gar nicht einmal auf die Menschen. Es sei an das auf die marschierende Truppe sich übertragende Tempo der Musik, an die Kavalleriepferde erinnert, daran, daß die Araber je eine eigene Liedergattung für Pferde und eine andere für Kamele haben usw.*). So besteht ein doppeltes Abhängigkeitsverhältnis; die Arbeit kann im Tempo vom Gesang beeinflußt sein und umgekehrt, der Gesangsrhythmus muß sich an den Arbeitsrhythmus anschließen. Die Worte und Töne des Liedes können in keiner anderen Folge von Hebungen und Senkungen auftreten, als in derjenigen, welche dem Wechsel der Arbeitsenergie in den einzelnen Körperbewegungen entspricht.

Wenn für das Arbeitslied festgestellt worden ist, daß es sich weniger in der Sphäre der berufsmäßig entwickelten Erwerbstätigkeit als derjenigen der alten geschlossenen Hauswirtschaft entwickelt und sich auch hier am längsten erhalten hat, so dürfen wir eine Parallele für die Erhaltung des Kinderspieles und des Kinderliedes annehmen, das auch da am besten, reichsten bewahrt blieb, wo neuere Entwicklung es am wenigsten beeinflußte, auf dem Lande, in abgeschlossenen Gegenden.

Ursprünglich werden Bewegungs- und Sprachrhythmus, die wir heute so oft miteinander verbunden sehen, nicht in

*) Ebda. S. 54.

so inniger Beziehung zueinander gestanden haben. Die Brücke zwischen ihnen bildete die Musik, der Ton*). Viele Töne ergeben sich bei der Berührung des Werkzeuges oder Körpergliedes mit dem Stoffe von selbst. Die Wirkung dieser Arbeitsgeräusche, soweit sie rhythmischen Verlauf von sich aus haben oder durch das Zusammenwirken mehrerer erhalten, ist zweifellos eine musikalische. Sie regen unwillkürlich zur vokalen Nachahmung an, wie wir noch an unseren Kinderliedern beobachten können, welche die verschiedenen Handwerksgeräusche in Worten nachbilden, ebenso aber auch an den volkstümlichen Texten, welche in manchen Gegenden dem Klange der Musikinstrumente unterlegt werden.

Auf den Inhalt dieser Worte kommt es dabei weniger an; die Hauptsache ist hier der Rhythmus. Die Wörter ergeben geradezu oft gar keinen Sinn, und dieser wird, wenn er etwa vorhanden gewesen sein sollte, ohne das geringste Bedenken der Form geopfert. Von den Australiern berichtet ein Forscher, daß sie auf das Maß und die Quantität der Silben ein viel größeres Gewicht legen als auf den Sinn, und ein anderer sagt: „sie versetzen die Worte, indem sie offenbar reinen Unsinn singen, um den Rhythmus zu variieren oder einzuhalten"; von den Mincopie heißt es: „ihr Hauptbestreben besteht offenbar darin, den Takt innezuhalten, in ihren Liedern wird alles dem Rhythwus untergeordnet, sogar der Sinn . . . tatsächlich ist es gar nicht selten, daß der Dichter eines neuen Liedes sowohl die Sänger als das Publikum erst in gewöhnlicher Sprache über den Sinn aufklären muß" **).

Der musikalische Teil der genannten dreigliedrigen Verbindung von Arbeits-, Gesangs- und Sprachrhythmus, von Körperbewegung, Musik und Dichtung, gelangt im Laufe der Entwicklung zur Selbständigkeit, zu einem Sonderdasein, die Melodie wird frei und wird je nach Gelegenheit improvisatorisch mit einem passenden Texte versehen. Nun schätzen Naturvölker an der Musik allein nur den Rhythmus, so daß sie diesen in erster Linie zu erhalten suchten und in Sorge für die Erhaltung sich gerade solcher Musikinstrumente bedienten und noch be-

*) Ebda. S. 84.
**) Ebda. S. 95 f. Vgl. die Belege bei Grosche, Anfänge der Kunst, S. 236 ff.

dienen, die dem rhythmischen Bedürfnisse in ausgesprochenster Weise entgegenkommen, Schlaginstrumente aller Art: Trommel und Pauke, Gong und Tamtam, Schallholz und Schallstock, Klapper und Rassel. Das erinnert uns an die hierfür nicht unwichtige Feststellung der Forscher, daß die Klapper auch bei unseren Vorfahren das erste Kinderspielzeug gewesen ist, wie bei den Griechen und Römern*). — — —

Trotzdem nun diese einfachen Lieder, die bei der Arbeit oder von unseren Kindern beim Spiel gesungen werden, für unser Empfinden allerlei Mängel haben, werden sie doch von den niedriger stehenden Völkern und von den Kindern wie Poesie empfunden.

Arbeit oder Spiel, Musik und Poesie stehen hier in engster Wechselwirkung. Wie ist das gekommen? Was war das Ursprüngliche? Wie war die Verbindung? Poesie und Musik — das wird allgemein anerkannt — sind ursprünglich nie getrennt gewesen, beide entstanden immer zusammen. Für die Naturvölker und auch für die Kinder ist aber das Wesentlichste der Rhythmus an diesem Doppelgebilde. Woher stammt er? Die Sprache selber ist an und für sich nicht rhythmisch, und es gibt keine Sprache, die Wörter und Sätze ohne weiteres rhythmisch aufbaut. Da also „die poetische Sprache den Rhythmus nicht aus sich selber haben kann, so muß er ihr von außen zugebracht sein, und hier liegt es um so näher, anzunehmen, daß rhythmisch gegliederte Arbeitsbewegungen der bildsamen Rede das Gesetz ihres Verlaufs mitgeteilt haben, als es einer allgemeinen Neigung des Menschen entspricht, die Bewegungen bei . . . . Arbeit mit Sprachlauten zu begleiten . . . . Überall erscheint nur der durch die Arbeit gegebene Rhythmus als das Feste; er haftet so sicher im Gedächtnis der Menschen, wie sie ihre Glieder durch fortgesetzte Übung dem einfachen Gang der Arbeit angepaßt haben. Der Inhalt dagegen ist wandelbar; er wird durch Zeit und Gelegenheit immer wieder von neuem gegeben . . . .“

Bei der unbeständigen und flüchtigen Veranlagung des Naturmenschen können wir uns nicht wundern, daß der Arbeitsgesang von der Arbeit auch auf andere Verhältnisse

---

*) Vgl. Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter S. 120 f. und unsere Ausführungen oben.

übertragen wurde, daß er den Zwecken der geselligen Unterhaltung, der Festfeier, ja der Gottesverehrung diente. „Aber so fest ist noch der Zusammenhang zwischen Körperbewegung und gebundener Rede, daß das Lied nicht für sich bestehen kann. Es nimmt vielmehr die Arbeitsbewegungen mit sich, gestaltet ihre rhythmisch-künstlerische Seite weiter aus, während die wirtschaftlich-technische verkümmert, und so entstehen jene weitverbreiteten pantomimischen Tänze, deren beste man für wert hält, auch im Dienste der Götter verwendet zu werden". So weit gekommen, wurde die künstlerische Seite weiter ausgestaltet: die Körperbewegungen wurden reicher, die Liedertexte gehaltvoller und die Melodien vollkommener.

Oft fragen sich die Erwachsenen, wie die Kinder es fertig bringen können, stundenlang sich denselben Spielen hinzugeben, Tag für Tag dieselben Reigen wieder aufzuführen. Nun weiß ja jeder, welchen Zwang der Rhythmus ausübt, der eine unüberwindliche Lust erzeugt, nachzugeben, mit einzustimmen; die motorischen Nerven werden kräftig ergriffen, Marsch- und Tanzmusik wird unwillkürlich mit Körperbewegungen verbunden, in Kopf, Armen, Füßen wird ein starker Drang empfunden, dem Reize nachzugeben. Und nicht nur die Glieder folgen dem Takte, auch die Seele wird mitgerissen*).

Auch ohne den Tanzrhythmus und die Musik gestalten sich unsere Körperbewegungen sehr leicht rhythmisch, wie wir beim Kinde beobachten können, das schon in früher Jugend mit Armen und Beinen, wenn sonst es diese ungehindert zu bewegen vermag, ein rhythmisches Spiel treibt.

Für die Jugend, für ihr Lied und Spiel ist der Rhythmus von außerordentlicher Bedeutung. Während er für die Erwachsenen bei der Arbeit diese nicht unwesentlich erleichtert, ist er den Kindern daneben auch eine Quelle des ästhetischen Gefallens und zugleich ein Bindemittel, wie es nicht besser gedacht werden kann, um eine Mehrzahl von Spielenden zu einem Ganzen zu vereinen. So überall; es ist das Element der Kunst, für das alle Menschen ohne Unterschied der Gesittung noch eine Empfindung haben.

Für uns Erwachsene hat der Rhythmus keine solche Bedeutung mehr, wie für die Kinder. Wie die Menschheit

*) Vgl. Fr. Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft. Leipzig 1887. S. 105.

früherer Zeiten bei ihren Arbeiten vielmehr auf den Arbeitsrhythmus und -Gesang angewiesen war*), der aber durch die Erfindung besserer Arbeitsinstrumente und durch die zunehmende Indienststellung von Naturkräften zurücktreten mußte, so hat er bei unsern in den einfachsten Vorstellungen sich bewegenden und in primitiveren Lebensverhältnissen lebenden Kindern noch ein großes Teil seiner alten Kraft bewahrt. Darum verstehen wir auch die Lust nicht mehr so, wie sie von den Kindern empfunden wird, jenes Lustgefühl, das mit den rhythmischen Körperbewegungen verbunden ist; wird doch selbst der Tanz oft nur mehr als eine konventionelle Notwendigkeit aufgefaßt. In unserer offiziellen Erziehung spielt der Rhythmus keine besondere Rolle mehr, obgleich durch Förderung allerlei Turn- und Singspiele auch hier wieder ein — unbewußter — Ansatz dazu gemacht wird. „Selbst in der Tonkunst ist der Rhythmus so sehr hinter Melodie und Harmonie zurückgetreten, daß sogar Musikgelehrte Miene machen, ihm nur eine Nebenrolle zuzuerkennen. Allerdings beobachten wir noch den Einfluß, den ein frischer Militärmarsch oder eine lustige Tanzweise auf die ermüdeten Glieder ausüben, wie sie gleichsam die Muskeln straffer zu spannen, die verlorene Kraft wieder zu bringen, den Geist zu ermuntern und die Stimmung zu heben scheinen"**).

Literatur: Reim. Refrain . . . . . . Karl Bücher. Arbeit und Rhythmus. (Abhandlungen der philosophischen Klasse der Kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. XVII, 5. 1896. S. 1—130.) — K. Emil Reinle. Zur Metrik der schweizerischen Volks- und Kinderreime. Dissertation. Basel 1894. — Rud. Hildebrand. Metrisches aus dem Kinderliede. (Ztschrft. f. d. deutschn. Unterricht. III. 1889. S. 1—14.) — Das deutsche Volkslied und sein Refrain. (Magazin f. d. Literatur des Auslandes. 1866. Nr. 47.) — R. M. Meyer. Über den Refrain. (Ztschrft. f. vergleich. Liter.-Gesch. I. 1886. S. 34—47.) — E. Boretzsch. Der Parallelismus im deutschen Volksliede. (Deutsches Dichterheim. IX, 8. 9.)

*) Vgl. die Nachweise bei Bücher, a. a. O. S. 100—107.
**) Vgl. Ebda. S. 103 f., ferner E. Hanslick, Vom Musikalisch-Schönen. 7. Aufl. S. 161 ff.

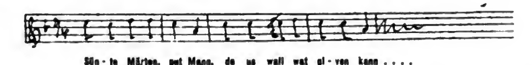
IX. Die Musik der Kinderlieder.

Die meisten Kinderlieder und Kinderspiele haben Melodien, nur Abzählreime, Neckrufe und gereimte Kindergeschichtchen nicht, die demnach, streng genommen, auch nicht zu den eigentlichen Liedern zu rechnen wären. Die Melodie gehört zu den Liedern, ist also wesentlich, hat auch nicht wenig dazu beigetragen, in ihrer Verbindung mit dem Texte diese zu erhalten. Wie die von Dichtern kunstmäßig hergestellten Kinderdichtungen hier nicht berücksichtigt worden sind, so gehen uns auch die zurechtgemachten Singstückchen der Kindergärten, sowie die kunstvollen Kinderlieder (z. B. Schlummer- und Wiegenlieder) unserer Komponisten hier nichts an.

Wie die Form der Kinderreime eine äußerst einfache war, so ist auch die Melodie in Takt und Ton ganz einfach, oft landschaftlich kaum verschieden. Doppelstimmigkeit ist dem Kinderliede fremd, ebenso die Modulation in andere Tonarten; wo dergleichen vorkommt, liegt kein reines Kinderlied vor. Das Kinderlied kennt auch keine Zusammenziehungen von mehreren Tönen auf eine Silbe, jede Silbe erfordert immer einen Ton. Ebensowenig wird man große Sprünge in diesen einfachen musikalischen Erzeugnissen einer langen Vergangenheit finden. Über die Reichhaltigkeit der Kinderliedmelodien sagt einer der besten Kenner auch gerade des musikalischen Teiles: „Alle Kinderliedmelodien haben in allen Gegenden Deutschlands und so in andern Ländern eine stereotype Form. Der Kindergesang, sofern er nicht von der Schule oder dem Kindergarten beeinflußt ist, kennt eigentlich nur eine einzige Melodie. Diese geht aus Dur, hat zwei Zweivierteltakte und ist die beständige Wiederholung eines Motivs von zwei Takten. Die Stimme bewegt sich gewöhnlich länger auf einem Tone fort, welcher bald die Quinte, bald der Grundton ist, berührt zur Abwechslung den Obernachbarton, geht auf den Anfangston zurück und sucht einen Ruhepunkt (Kadenz) auf der Terz, mit welcher auch vielfach das Stückchen geschlossen wird, wenn es nicht am Schluß bis zum Grund abwärts geht*)."

*) Böhme a. a. O. Einleitung LIV.

Derselbe Böhme stellte dann die Haupttypen an Melodienformen fest. 1. Den Anfang bildet die Quinte, die Sexte wird berührt und auf der Terz ausgeruht, z. B.:



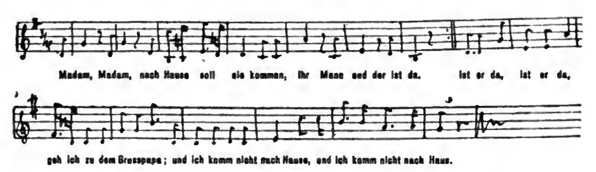
2. Den Anfang bildet der Grundton, die Oberterz und Unterquart wird erreicht, z. B.:



3. Den Anfang bildet wieder der Grundton, von dem die Melodie bis zur Quinte stufenmäßig aufsteigt, auf ihr verweilt, die Sexte berührt und dann wieder stufenweise bis zum Grundton herabsteigt, z. B.:



In der Tat lassen sich alle Melodien unserer Kinderlieder auf diese Typen zurückführen, und wo es nicht der Fall ist, da kann man gleich ein unechtes Kinderlied vermuten. Ein schönes Beispiel hierzu liefert folgendes kleine Liedchen aus dem Bergischen, das im Anfang der sechziger Jahre in einem Teile Elberfelds gesungen wurde*):



Der Kinderreigen ist infolge seiner Unvolkstümlichkeit längst verschwunden, der beste Beweis für seine Unechtheit.

*) Vgl. O. A. Jaeger, Kinderreigen in Elberfeld (Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde V. 1908 S. 140 f.).

X. Die Kinderreime nach der sprachlichen Seite.

Die einfache und wahre, frische und herzliche, naive und unschuldige Sprache unserer Kinderlieder, die uns ebenso traulich und anmutig berührt, wie der treue Kindesblick unserer Kleinen, hat auch für den Forscher ihr besonderes Interesse. Da ist zuvörderst die lexikalische Seite zu erwähnen, bei deren Betrachtung wir uns eines Staunens über die Reichhaltigkeit des kindlichen Sprachschatzes nicht enthalten können. Manche altertümliche Formen haben sich, durch den Reim geschützt, bis heute noch in den Kinderliedern erhalten, gar manche sind allerdings auch nur des Reimes wegen entstanden, also bloße Reimwörter, z. B.:

In den andern Wechen
Woll'n wir's Schweinchen stechen. . . . .

Trab, Pferdchen, trabe,
Wirf den Reiter abe. . . . .

Kling, klang, gloria
Wer sitzt in meinem Toria. . . . .

Da die Kinderlieder im eigentlichen Volke ihre vorwiegende Pflegestädte gefunden haben, so sind auch die meisten Reime nur in der Mundart recht zu Hause, was ja für das Lesen hier und da etwas beschwerlich fallen mag. Aber die Mundart ist eben von diesen urwüchsigen Kindern unseres Volksgemüts unzertrennlich und zumeist ein Hauptkennzeichen für ihre Echtheit. Die mundartliche Sprache ist darum Notwendigkeit. Sie würden auch sonst ein gar großes Stück ihrer Eigenartigkeit einbüßen. Ein mundartlicher Reim sollte deshalb, auch im Leben, der etwa vorhandenen hochdeutschen Form vorgezogen und sorgfältig den Kindern übermittelt werden. Kraft des Ausdrucks, Wohlklang des Wortes, Naturwüchsigkeit der Gedanken- und Wortfolge sind fast ausnahmslos in den mundartlichen Reimen überlegen. J. Grimm vergleicht die Mundart sehr passend mit dem bequemen Hauskleid, in welchem nicht ausgegangen wird. So sind auch die Kinderreime nicht für die weite Welt bestimmt, sondern nur für den stillen Kreis des heimischen Familienlebens.

Freude an Rhythmus und Klang, an Alliteration und Assonanz tritt uns ferner in unsern Reimen auf Schritt und Tritt entgegen. Wer kennt nicht die Zungenübungen, in denen meistens Alliterationen stecken, z. B.:

Meister Müller, mahle mir meine Metze Mehl!
Morgen muß mir meine Mutter Milchmus machen!

Fischers Fritz fing frische Fische,
Frische Fische fing Fischers Fritz.

Spitzken sprang in Kanzlers Kutzken (Kutsche).

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär,
Gäb mancher Mann manchem Mann manchmal mehr Ehr.
Weil mancher Mann nicht weiß, wer mancher Mann ist,
Drum mancher Mann manchen Mann manchmal vergißt.

Das ist zudem ein Reim, der nachweisbar schon auf ein sehr ehrwürdiges Alter zurückblicken kann; denn der fromme Mystiker Roulmann Merswin aus Straßburg schrieb ihn schon 1465 in folgender Form in seinen Predigtbüchern nieder:

Mench Man sitzt by menchem Man
Und waist nit, was mench Man kann.
Und wißt mench Man, wer mench Man wer,
Do büt mench Man menchem Man Zucht und Er.

Erwähnt seien ferner die eigentümlichen Sprachbildungen, die sich mit Vorliebe in Ablautungsreihen bewegen, z. B.:

Ritsche, ratsche, rutsch,
Wir fahren in der Kutsch. . . .

Dank sei der Gans,
Dank sei der Gickelgackel,
Hinten geht es wickelwackel,
Vorne geht es fliflafléderwisch.

Dies ist der Schlüssel zum Garten,
Worauf drei Jungfrau'n warten.
Die erste hieß Binka,
Die zweite hieß Bibeljabinka,
Die dritte hieß Zizeknicknacknabeljababeljabebeljabibeljabobeljabubeljabinka. . . .

Schon in mitteldeutschen Fastnachtsspielen finden sich folgende Sprechübungen, die z. T. Alliterationen oder Assonanzen bilden:

ein flieg die prewt ein praw von pir.

Item unverworren sol mit verworren unverworren sein,
es bleibt unverworren mit verworren unverworren.

Wenn wir wern, wo wir wolten,
wer weis, wo wir wern.

Fischart hat u. a.:

Junglinspizlin,
Fritzenschmitzlin.

Meiner Mutter Magd macht mir mein Mus mit meiner
Mutter Mehl.

Diese Lautspiele sind in der Tat wilde Wörter, fast aller Regeln bar, rätselhafte Kombinationen von Lauten, die „mit eigentlichen Wörtern das Rhythmus und Reim bildende Klangelement gemeinsam haben, aber keinen erkenn- und nennbaren Begriff bezeichnen“, also ohne Vorstellungsinhalt sind. Es ist das aber nicht unbedeutungsvoll; da regt sich die Gestaltungslust, der Erfindungsgeist der Kleinen und Allerkleinsten oft unbewußt, die Freude an Lauten, an Klängen erfüllt ihr Herz und treibt sie immer von neuem zu solcher Spielerei mit Lauten.

Manche Klangwörter stimmen mit begrifflichen Wörtern überein, ohne solche zu sein; sie sind nur zufällig zu dieser Gleichheit gekommen. Dahin gehören z. B. „rasche“ in: „Rische, rasche, Plaudertasche“; „klare“ in: „Klire, klare, klei, wo ist mein Schuh und Heu?“; „packe“ in: „Eins, zwei, drei; picke, packe pei; picke, packe Hasenbrot, ich oder du bist tot“.

Oft paßt in solchen Fällen das Klangwort zu dem Sinne des Ganzen, so daß man, wenn man will, an der wirklichen Bedeutung des Wortes festhalten kann, z. B.:

Lirum, larum, Löffelstiel,
Wer das nicht kann, (nämlich mit dem Löffel
umrühren), der kann nicht viel.

Ente, tente, Tintefaß,
Geh in die Schul und lerne was. . . . .

Doch ist diese begriffliche Angelegenheit für die Kinderreime so unwesentlich, daß sie kaum in Betracht kommt, jedenfalls aber nicht für die Beurteilung des Wertes oder Unwertes eines Reimes.

Kinder lieben keine abstrakten Begriffe, und doch finden wir in den Kinderreimen häufig solche, die sogar zu den am liebsten angewandten Wörtern gehören, die Zahlen. Sie stehen aber für die Kleinen sicherlich auf gleicher Stufe mit den Klangspielereien wie kling-klang; piff, paff, puff! ritsche, ratsche, rutsch u. a. Und die Erwachsenen leisten ihnen meistenteils darin großen Vorschub; Eltern, Großeltern, Geschwister und Dienstboten bringen den Kindern mit Vorliebe die Zahlenreihe ins Ohr, die sie dann bald lernen und aus lauter Freude an der ganzen Klangreihe herleiern und in ihren Reimen anwenden.

Manche Klangwörter sind auch Naturlauten nachgebildet. Es liegt ja so in der Natur der Kinder, alles nachzuahmen, und darum kann uns das weiter nicht wundern. Da zeigt sich, neben der ergötzlichen Lautmalerei, Schärfe der Beobachtung, trotzdem es nur spielende Unterhaltung ist. Fr. Rückert kennzeichnet so recht den fröhlichen Sinn, der darin zum Ausdruck kommt, in den Worten:

O du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprache kund
Wie Salomo.

Neben der Bedeutung für Schärfung des Gehörs und Gedächtnisses kommt für die Kinder natürlich in erster Linie die Lautmalerei als spielender und geselliger Unterhaltungsstoff in Betracht. Da werden Tierstimmen, besonders Vogelstimmen mit menschlichen Worten und mit menschlicher Logik gedeutet; da wird dem Geräusch der klappernden Mühle, des rauschenden Rades, des sausenden Webstuhles, der knarrenden Schubkarre, der tönenden Glocke ein kurzer passender Satz unterlegt; da werden die Arbeitsgeräusche in der Werkstatt knapp und meistens dazu noch satyrisch in Worte gefaßt; da werden für die einfachen Musik-

stücke, wie sie sich den Kindern in Hornsignalen, Trommelmärschen u. dgl. darbieten, charakteristische Texte erfunden; da wird alles, könnte man sagen, kindlich belebt, beseelt.

Das ist von jeher schon so gewesen. Die mittelalterlichen Dichter sprachen geradezu von einem Vögellatein; so heißt es im Tristan:

diu wilden waltvögelîn
hiezen si willekomen sîn
vil suoze in ir Latîne.

Geiler von Keisersberg deutete des Raben Ruf schon:

Dum juvenis est, cantat tibi: cras, cras;
Dum senex est, cantat: grab, grab.

Und Sebastian Brant sagt in seinem Narrenschiff:

Wer singt cras cras glîch wie ein rapp,
Und singt cras cras des rappen gsang.

Welchen hohen poetischen Wert diese Lautmalerei, in der Wissenschaft auch wohl Onomatopöie genannt, hat, zeigt uns u. a. der das Schwalbengezwitscher nachahmende Volksreim:

As ick Affschied nam, as ick Affschied nam,
Wern Kisten un Kasten vull;
As ick wedder kam, as ick wedder kam,
Was't all verschlickert, verschlackert, verschlie . . . rt.

Der Reim hat den Dichter Rückert zu einem seiner schönsten Gedichte begeistert, dem bekannten Schwalbenliede:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
War die Welt mir voll so sehr,
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles, alles leer.

Wie dieses Gedicht umgekehrt wieder die Volkspoesie beeinflußt hat, zeigt uns folgender Reim aus dem Lippischen:

Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Keller und Balken voll;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles verschlickert und verzeh . . . . ret.

Schon ein alter deutscher Dichter singt von dem Schwalbengesange:

> Nu merket daz der swalwen art,
> die sie ze stunden wîset:
> sie vliuget hin und schiuzt her wider:
> „du diep, du diep!“ sie schrîet.

Und Meister Rûmplant deutet das Schwalbengezwitscher:

> Ir arme kwittel zwitter schürsen snarz ouch sange lâget.

Dramatisch ist sogar folgende Hofunterhaltung der Haustiere über Einquartierung (aus dem Wunderhorn):

> Die Enten sprechen: Soldaten kommen, Soldaten kommen!
> Der Entrich spricht: Sackerlot, Sackerlot!
> Der Haushund spricht: Wo? Wo? Wo? Wo?
> Die Katze spricht: Von Bernau, von Bernau!
> Der Hahn auf der Mauer: Sie sind schon da!

Selbst die Stimme niederer Tiere wird auf diese Weise gedeutet, z. B. das Froschgequake:

> Nabersche, Nabersche, morgen back ick ick ick ick ick,
> Nabersche, Nabersche, morgen rack ick ick ick ick ick.

Wie Geräusche nachgeahmt werden, davon einige Beispiele aus schon alter Zeit. In der altnordischen Dietrichsage wird uns von Heime erzählt, wie sein Hengst Rispa so gewaltig über einen reißenden Bach sprang, daß er hinüberflog wie ein Bolzen von der Sehne. An dem Wasser aber war eine Mühle, deren Mühlräder er hinter sich herrufen hörte, als wenn sie seinem Verfolger zuriefen:

> Schlag, schlag!
> Triff, triff!

Dann aber wähnte er, der alte Bieterolf ritte dicht hinter ihm und riefe seinem Sohne Dietrich zu:

> Hau, hau!
> Triff, triff!

Hugo von Trimburg erzählt um 1300 im Renner von zwei Mühlen; die eine gehörte einem armen Manne, dessen Mühle aus Wassermangel nur langsam ging und deshalb mit Jammer sang:

Hilf, herre got! hilf, herre got!
dir ist aleine bekant min nôt.

Die andere Mühle aber, die an einem starken Wasser lag, neben einem großen und reichen Dorfe, hatte zwei Räder, die mit einander slabberten:

Hilf oder lâz, hilf oder lâz!
diu erd si trocken oder nâz,
so hab wir doch guot tac unt naht:
uns wirt sô manec sac her braht.

Dazu noch gleich ein treffendes Beispiel aus meiner Heimat Lippe, ganz der Neuheit angehörend. Von zwei benachbarten Mühlen, der Döldisser und Homanns-Mühle, die miteinander konkurrierten, ging die eine schnell:

dröi größen, dröi größen,

d. h. sie wollte für drei Groschen mahlen; die andere ging dagegen langsam und mahnte zurückhaltend:

vernünftig, vernünftig!

Eine Schubkarre, die nicht geschmiert ist, spricht beim Fahren:

Wenn't man gerätt, wenn't man gerätt,

d. h. wenn es nur gerät. Nachdem aber die Räder die notwendige Schmiermasse erhalten haben, geht es in flotterem Tempo weiter und die Räder singen:

Dat dacht eck wal, dat dacht eck wal,

d. h. das dacht ich wohl. (Aus Lippe.)

Von allen anderen Lautnachahmungen möchten wir hier nur noch die Glockensprache anführen, die in ihrer Deutung sich allerdings gewöhnlich wenig um ihre dem heiligen Gebrauche geweihte Umgebung kehrt. Schon das Narrenschiff von Sebastian Brant berichtet uns darüber: „In einem pfarrthum hangend dry glocken, die erst vnd kleinst, anzogen vnd glüt, spricht: Gem wyn, gem wyn, gem wyn! Die ander gröber, so man die Nonglocken nennt, spricht: Wer zalts, wer zalts, wer zalts? Zulest lüt man die groß sturmglocken, die brummt: Puren, Puren, Puren."

An anderer Stelle im Narrenschiff heißt es:

Kling, klang, gloriam,
Die Sau, die hat die Schellen an.

Auch Dr. Luther kennt schon den Kinderreim:

Kling, klang, gloriam,
Die Sau, die hat den Chorrock an.

Wie alle die Lautmalereien, so variieren besonders die Glockenrufe, deren es in jeder Gegend und in jedem Orte andere gibt. — — —

Es ist nicht möglich, auch nicht beabsichtigt, an dieser Stelle eine reichere Auswahl der in Rede stehenden Reime zu bringen; nur einige charakteristische und historische Mitteilungen sollten hier gegeben werden. Wir sind bei diesen Wortausdeutungen auf eigentümliche Formen gestoßen, auf Formen, welche man bei oberflächlicher Betrachtung als Unsinn ansehen könnte. Das mag in manchen Fällen auch wohl so sein, jedoch nicht immer, und manche Form, die uns heute als eine unsinnige erscheint, hat ursprünglich ihre verständige Bedeutung gehabt. Dazu gehört z. B. das Wort „Hunne" in dem schlesischen Kinderliedchen:

Hunne, Hunne, hunne,
Der Tud sitzt uf der Tunne,
Er hoat a langen Kittel oan,
Er will die klênen Kinder hoan.

Hunne ist hier aus der als Einleitung zu schlesischen Schlummerliedchen bekannten Interjektion „hu", verstärkt durch folgenden Ausruf „ei", entstanden*). In folgenden, aus dem Leobschützer Kreise von K. Weinhold mitgeteilten Kinderliedern ist diese Entwicklung deutlich sichtbar.

Hu ei, tum och ei,
Ward der kocha'n Hirschebrei
Ond a Steckla Poittr nei.

Hui sei, sausa,
's Kitschla mag nech mausa,
's Bömmerla mag nech Hôsla jôn,
Wort'! bis warn's 'm Vôtr sôn!

Hullei sausa,
's Kitschla mê nech mausa,

*) K. Weinhold in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde V. 1895 S. 256 f.

'8 Hindla mê nech Käslen jaên,
Wort'! wer wèrn's am Vôtr sâen!

Hunnei, schlöf och ei! bsch, bsch, bsch!
Draußen auf dem Tenne hu la la la!
Liegt 'ne gebratne Henne bsch bsch!
Met dem Taller zugedackt,
Gih och hin on nâm dr'sch wag, bsch bsch!

Hu ei — hu ei — sind ursprüngliche und an sich verständliche, hullei — hunnei aber daraus entstandene, nicht ohne weiteres erklärliche Formen; in diesen beiden ist nn und ll nur zur Deckung bezw. Vermeidung des Hiatus eingeschoben, die vorhin erwähnte Form hunne ist nur eine Nebenform zu hunnei.

Noch eine andere Ableitung. Das schöne Schlummerlied: Eia, popeia ...... ist überall bekannt und beliebt. Die rätselhafte Eingangsformel dagegen ist nicht ohne weiteres verständlich. Man hat sie aus einem griechischen Ammenliede herleiten wollen, während andere Forscher das als gelehrten Unsinn ansehen. Man erzählt sich*): „Als nach den Kreuzzügen mehrere babenbergische Markgrafen von Österreich sich mit griechischen Prinzessinnen vermählten, kamen auch Kammerfrauen und Kinderwärterinnen mit aus Konstantinopel, die im Gesang und in weltlichen Kunstfertigkeiten wohl unterrichtet waren. Durch diese wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts, also zur Zeit Leopolds VI., ein griechisches Einschläferliedchen:

Εὗδε, μου παιδιοῦ, εὗδε μου παῖ.
Schlafe, mein Kindchen; schlafe mein Kind!

in der Ostmark eingeführt. Es verbreitete sich sehr schnell in allen Gauen und wurde in Haiderl pupeiderl, haiderl pupei umgestellt, woraus schließlich „Eia popeia" entstanden ist.

Heia bezeichnet in der Kindersprache aber auch die Wiege und heia gehen heißt soviel wie schlafen gehen. Popeia könnte von Puppe abgeleitet werden und soviel wie Püppchen bedeuten, so daß das oft vorkommende „heia popeia" nichts anderes bedeutete als „schlafe, mein Püppchen!"

*) Leipziger Zeitung vom 2. XII. 1896, Beilage Nr. 2: Das rechte Susaninne. — Oskar Wiener, Das deutsche Kinderlied. Prag 1904 S. 4 f.

Ein anderer in den Kinder-, besonders in den Wiegenliedern vorkommender Ausdruck ist suse, susa, sause, sausa; ein Ausdruck, der sich auch schon viele Deutungen hat gefallen lassen müssen, die zum Teil sehr weit auseinander gehen. Zusammengesetzt ist sehr häufig damit das Wort Ninne.

Grimm*) erklärt: sausen, susen=leise singen, summen; Anton Birlinger und W. Crecelius erklären**) susen für wiegen; ebenso Vilmar und ein schon 1475 gedrucktes Teutoniston des clevischen Kanzlers Gerd von Schüren. Andere meinen wieder, das Wort suse schwanke in seiner Bedeutung zwischen einschlafen und einschläfern.

Weiter gehen noch die Erklärungsversuche für das Klangwort Ninne auseinander. In Schlesien heißt die Wiege Ninne, in Böhmen Ninne oder Nunne. Nach anderen kommt das Wort aus dem Romanischen, wo Ninna soviel wie Kind bedeutet. In der Schweiz heißt „nunnen" auch „durch die Zähne singen, ohne Worte singen". Hoffmann von Fallersleben endlich sieht***) das Wort als eine Verdrehung aus Minne, Liebchen an, weil in einem alten handschriftlichen Gesange aus dem Jahre 1422 eine Stelle mit dem Wortlaut vorkommt:

Susa minne, gotes minne,
nu sweig und ru!

In der tändelnden Sprache der Ammen, Kindermädchen und Mütter soll dann dieses minne zu ninne geworden sein.

Die Erklärungen zu den Worten passen nicht immer zu den verschiedenen Stellen, in denen sie im Kinderlied vorkommen. Vielleicht ist das Wort deutschen Ursprungs, jedenfalls kommt es schon im Mittelalter vor. Bei den Weihnachtsspielen des Mittelalters wurden mit Vorliebe Kinderlieder gesungen; in einem solchen aus Hessen stammenden Weihnachtsspiel aus dem 15. Jahrhundert heißt es†):

Ich wel es legen in die wiege
und wel im singen: Süße liebe ninne.

Und in einem westfälischen Wiegenliede, das schon aus dem 14. Jahrhundert überliefert sein soll, befindet sich nach

*) Grimm, Wörterbuch VIII Sp. 1932.
**) In ihrer Ausgabe des Wunderhorns II S. 726.
***) Geschichte des Kirchenliedes 1861 S. 420.
†) Vilmar, Idiotikon von Hessen.

dem Liederbuche der Kathrine Tiers vom Jahre 1588 der Refrain:

Verla zu zu zu,
verla zuze ninno.

Daneben steht deutsch:

Sose, soes, soes, soes,
schlaf, mein liebes Kindelein.

Das Cölner Gesangbuch von 1608 hat ein Krippenlied mit demselben Refrain:

Sussa liebe Nenna,
Verle zuze ninno.

Schon Dr. Martin Luther gebrauchte den Ausdruck in einem seiner geistlichen Lieder, nämlich in dem bekannten: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“, nur ist in den meisten Gesangbüchern gerade diese Strophe fortgelassen. Nach Wackernagels Ausgabe der Kirchenlieder (Nr. 214) lautet nämlich die 14. Strophe:

Davon ich allzeit fröhlich sei,
Zu springen, singen immer frei,
Das rechte Susaninne schon [schön],
Mit Herzenslust den süßen Ton.

Luthers Schüler und Biograph, der Pfarrer Mathesius in Joachimsthal, sagt in seiner Historie von Jesu Christo: „Kommen sie (die Englein) gen Bethlehem und dienen Maria und wiegen das liebe Jesulein und singen ihr ‚Sause, liebe ninne.‘“ Nicolaus Herman, der Kantor von Joachimsthal, bringt in seinem Weihnachtsliede „Seid fröhlich und jubiliert“ die Verse (nach Wackernagel, Kirchenlieder Nr. 487):

Sause, sause, sause, sause Kindelein!
Du bist mein, ich bin dein . . . . .

Ein jüngeres geistliches Wiegenlied beginnt nach dem Paderborner Gesangbuch 1617:

Ein Kind geborn zu Bethlehem,
Eia, eia! Susani, Susani, Sus, Sus!

Was ist denn nun der Sinn aller dieser Ausdrücke? Wahrscheinlich nichts anderes, als daß sie eine Interjektion

bilden wie viele Ausdrücke, die beim Einlullen, Einschläfern, Einsingen der Kinder gebraucht werden.

Wie schon einmal gesagt wurde, liegt der Spielerei der Kinder mit den Worten, die manchmal geradezu ein förmliches Jonglieren damit genannt werden könnte, oft genug ein begriffliches Wort zu Grunde. Das ist vor allem von den Namenentstellungen, Scherzrufen, Neck- und Spottreimen zu sagen. Entstellungen von Namen kennt man wohl überall in der Kinderwelt, sie dienen dem Scherz und dem Spott. In Berlin sagt man:

Hans pumpanz,
Dreibéniger Hans.

Richard, Pumpichard,
Dreibéniger Richard. . . . . . .

Dem Namen wird Pomp, bezw. Pump vorgesetzt, wobei der konsonantische Anlaut verloren geht. Bei vokalisch anlautenden Namen scheinen ähnliche Bildungen zu fehlen. Aus Schwerin stammen folgende Reimspielereien*) mit Namen:

August, Widewaugust,
Widewuptus, Kataugust,
Widewuptus, Katuptus,
Katholischer August.

Mine mit de Pine,
Karuckruck, Karine. . . . . .

In Neustrelitz singt man:

Fritz mit de Witz,
Mit de Winkelkantitz,
Katholische Fritz.

Rike mit de Wike,
Mit de Winkelkantike,
Katholische Rike.

*) Ähnliche Entstellungen von Namen finden sich in vielen Sammlungen, z. B. in Frischbier, Preußische Volksspiele und Volksreime. Berlin 1867. S. 72. 74. 86; [Strackerjan] Aus dem [oldenburger] Kinderleben. Oldenburg 1851 S. 111 f.

In Elberfeld heißt es:

Hermann, Bidebermann,
Bidebitscher Katermann,
Bidebitscher katatscher,
Katholische Hermann.

In Leipzig spottet man:

Heinrich, Wideweinrich,
Konditor, Kateinrich. . . . . .

In Lippe ruft man den Besitzern der betr. Namen nach:

Wilm'nstrick,
Hasenblick. . . . . . Mäck mäck mäck!

Herm'n, dicke Därm'n,
Schlöit Pulver inne Därm'n.

Heinerich, Katuffelbrich,
Siwwern Käul, den mach 'e nich,
Soiten Käul, den kriegt 'e nich,
O, muin löiwe Heinerich!

(Heinerich, Kartoffelbrei,
Sauern Kohl, den mag er nicht,
Süßen Kohl, den kriegt er nicht,
O, mein lieber Heinerich!)

Heiner, Bidebeiner,
Katutter Kateiner,
Katutter Katatter,
Katholske Heiner.

Die Lautspiele, in denen wenigstens ein Anklang an ein begriffliches Wort zu finden ist, haben wir schon erwähnt, z. B.:

Kling, klang, gloria,
Wer sitzt in diesem Toria?
Eine schöne Königstochter. . . . .

Sprachlich und poetisch interessant sind auch die zahlreichen imperativisch gebildeten Eigennamen der Kindersprache und Kinderreime, wenn z. B. dem bittenden ungeduldigen Kinde ein „silbernes Warteinweilchen“, in einem „niemalenen Büchslein“ versprochen wird, oder wenn dem

weinerlichen Kinde ernsthaft von den drei schönen Schwestern: Katharina, Sibylla und Schweigstilla erzählt wird, oder wenn dem Kinde folgendes kleine Geschichtchen berichtet wird:

Guck heraus, heißt mein Haus,
Habe recht, heißt mein Knecht,
Hüpf ins Stroh, heißt mein Floh.

Die oben schon erwähnten Sprachscherze und Sprechübungen werden von Kindern gegenseitig zum Nachsprechen aufgegeben, was ihnen meistens allerlei Mühe macht. Oft und darauf ist es nicht zum wenigsten abgesehen, kommen fehlerhafte Wiedergaben vor, und dabei entstehen nicht selten Wörter, die etwas Unanständiges bezeichnen. So gesellt sich für den Ungeübten zu dem Ärger über den Mißerfolg noch der Spott seiner Kameraden. Übrigens macht sich in der Zusammensetzung dieser Laute, Silben und Wörter, worauf ebenfalls schon kurz hingewiesen ist, eine nicht unbedeutende Kompositionsgabe bemerkbar, die die Schwierigkeiten nicht nur häuft, sondern auch gleichsam mit virtuoser Findigkeit an die richtigen Stellen setzt. Es können dabei einzelne Wörter oder Sätze zum Nachsprechen aufgegeben werden, z. B. wie in Lippe:

Mettwost, Mettwost . . . . (Mettwurst)

Käulpott, Käulpott . . . . (Kohltopf)

Schnüiders Scher schnitt scharp,
Scharp schnitt Schnüiders Scher.

Spitzken sprang in Kanzlers Kutzken.

Man versuche einmal selbst, die Wörter und Sätzchen vielleicht ein Dutzend mal in schnellstem Tempo nacheinander herzusagen und wird sich von der Schwierigkeit überzeugen. Freilich, der Scherz, wenn wir es harmlos so nennen sollen, ist nur dem verständlich, der die Mundart genauer kennt.

Wie solche Spielscherze zum Nachsprechen gelegentlich gefunden werden, dafür kann ich ein schönes Beispiel aus meiner Schulzeit anführen, ungefähr aus dem Jahre 1884. In der Geographie waren außer anderen ost- und westpreußischen Orten die Städte Königsberg, Memel, Gumbinnen, Danzig, Graudenz und Thorn in dieser Reihenfolge genannt. Nach der Schulstunde neckte ein Schulkamerad ein

kleines Bübchen, das mit der Zunge anstieß, dadurch schon früher Anlaß zur Heiterkeit gegeben hatte und deshalb, wie Jungen nun einmal sind, oftmals zur Erheiterung herhalten mußte, mit der Aufforderung, die genannten Städtenamen zu sagen. Er begann auch bald keck: Köneberg Mesebimmel . ., weiter kam er nicht, weil seine Worte eine ungeheure Lachsalve auslösten. In den Worten liegt nämlich für den lippischen Dialekt noch ein etwas anzüglicher Nebensinn, und häufig noch mußte der kleine Bursche, der sich garnicht bewußt war, warum er die Heiterkeit der größeren Schulbuben erregte, die Namen auf seine Weise wiederholen. Was hier nun noch hervorzuheben ist, der Scherz blieb nicht vergessen und die Kinder gaben ihn sich zum Nachsprechen auf.

Beliebt sind auch die scheinbar fremdsprachlichen Redensarten, die sich die Kinder gegenseitig zur Erheiterung erzählen. Es wird z. B. jemand gefragt, ob er holländisch könne; auf die verneinende Antwort sagt man ihm folgende Proben und Muster holländischer Bibelstellen vor: „He smêr sinen Doetz mit Oel un sine Jongens klabasterden achter em her" (Mecklenburg), oder: „Se smeren em sinen Dössel met Oljefet; un sine Jongens klabasterten achter em an" (Hamburg), oder: „Und unse Heer Jesus dwalte den Berg hendal und sine Jongens klabasterten achter em an" (Westfalen), oder: „Sei smerten em sinen Doetz met Trân . . . ." (Ostseeküste), oder: „O, Her, erhör min Völken!" (Hamburg), oder: „Unse Herr Jesus ging fleuten, he smerte sinen Dössel met Tran" (Westfalen). Gern werden auch angebliche holländische militärische Kommandos zu dem gleichen Zwecke angewandt; z. B.: „Jungens, klabastert up de Böister. Ma nä nich, ma nä nich, ma nuh!" (= aufgesessen!), (Lippe), oder: „De ganze Drüffel sall sick drajjen, ma nä nich, ma nä nich, ma nuh!"(= kehrt!), (Lippe), oder: „Lat sick dat heele Batalljon met dat Gat nah dat Rathuus dreien, noch niet, maar nuh!" (= kehrt!), (Bielefeld), oder: „Jongens, klandert up't Paard, noch niet, maar nuh! (= aufgesessen!), (ebda.), oder: „Jongens, präsentiert den Snapphan an't Gewehr, noch niet, maar nuh!" (= präsentiert das Gewehr!), (ebda.), oder: „Jungens, holt ju fast an den Saddelknop, wi wöllt ins gallopeeren, nu geit 't lös, noch nich, awer nu!"

Eine besondere Stelle nehmen in den kindlichen Sprach-

scherzen die sogenannten geheimen Sprachen ein, die trotz ihrer Einfachheit dem Nichteingeweihten klingen wie ein böhmisches Dorf. Die Kinder üben sich schnell ein, damit zugleich Zunge und Ohr schärfend. Solche Geheimsprachen sind z. B.:

Die B-Sprache, bei der nach jedem Vokale des Wortes ein b mit dem betreffenden Vokale eingeschoben wird; so heißt z. B. das Wort (der Volkssprache) Heinerich: Heibeineberibich; der Satz: ich komme morgen, heißt: ibich kobommebe moborgeben.

Die Bo-Sprache, bei der jedem Vokale die Silbe „bo“ angehängt wird; wird aus Heinrich: Heibonriboch.

Die Bei-Sprache, bei der an jede Hauptsilbe ein „bei“ angehängt wird; z. B.:

Wennbei meinbei muttbei wüßtbei,
Wie'sbei inbei Fremdbei ging.

Die Adi-Sprache, bei der für jeden Vokal die Silbe adi eintritt, z. B.: Heinrich wird: Hadinradich.

Die Erbesen-Sprache, bei der jedem Buchstaben die drei Silben erbesen angehängt werden, z. B.: „Mairegen“ wird: Merbesen-arbesen-irbesen-rerbesen-gerbesen-erbesen-nerbesen.

Die H-Sprache, bei der „Mairegen“ so klingt: Maihailefai-Rehelefe-Genhenlefen.

Die Hf-Sprache, bei der die Buchstaben h und f so eingeschoben werden, daß jeder Vokal viermal wiederholt wird; z. B.: rot heißt dann: horotofot; Bild heißt: Hibildifild.

Die Nef-Sprache, bei der die Silbe nef nach jedem Vokal eingeschoben und dieser dann noch einmal wiederholt wird; z. B.: „Du bist ein böser Bu'“ heißt dann: Dunefu binefist einefein bönefösefer Bunefu.

Die O-Sprache, bei welcher zwischen alle Konsonanten ein o eingeschoben wird; z. B.: „Karl komm her“ heißt dann: Kokarorlol kokomomom.

Die Re-Sprache, bei der nach jedem Vokal jeder Silbe ein re eingeschoben wird; auslautende Konsonanten fallen dabei weg oder werden als neue Silbe gerechnet; z. B.: Heinrich wird: Heirerirech.

Literatur: Geheime Sprachen. Paul Sartori. Sondersprachen. (Am Urquell V. 1894 S. 23—26, 72—74.) — S. Krauß. Geheime Sprachweisen. (Ebda. V. 1894 S. 74—78, 155—157, 193—194.)

XI. Geschichtliche Erinnerungen in den Kinderreimen.

Einmal ist eine Sammlung von Kinderreimen ein „Kompendium der Weltgeschichte" genannt worden*). Das Wort kann in doppeltem Sinne aufgefaßt werden; einmal — und so sollte es hier sein — kann es ausdrücken, daß in den Kinderreimen das ganze Denken und Tun der Kinderwelt von den ältesten Zeiten her zum poetischen Ausdruck kommt. Andererseits ist aber auch in den Kinderreimen dasjenige aus der Geschichte der Nation zum Ausdruck und zu poetischer Gestaltung gekommen, was die Kinder des betreffenden Volkes besonders begeistert oder angeregt hat. Diese Bedeutung verfolgt Albert Richter in seiner historischen Skizze: „Über deutsche Kinderreime" **). Die erste Auffassung, die Kinderwelt-Geschichte, zeigt uns die Entwicklung des kindlichen Innern, ist also mehr psychologischer Art, die zweite Auffassung, die Kinder-Weltgeschichte, führt uns mehr in die Außenwelt, ist eine Art Kinder-Naturgeschichte.

Auch die Schicksale und Taten des deutschen Volkes finden sich in unseren Kinderreimen genugsam verewigt, wenn sie auch nicht allzuhäufig in den Sammlungen zu finden sind, weil die Forscher den politischen Kinderreimen, wie man sie auch nennen könnte, nicht immer die nötige Aufmerksamkeit geschenkt haben. Sie sind jedoch nicht so selten, wie es scheint. „Wer je in politisch erregten Zeiten die Kinder aufmerksam beobachtet hat, der wird wissen, wie zahlreich politische Kinderreime entweder in der Form von Neuschöpfungen, oder in der von Umdichtungen auftauchten, wie die Kinder gar bald in allerlei Reimsprüchen die politischen Ansichten und Stimmungen weiter trugen, die sie von ihren Vätern vertreten hörten" ***). Doch haben gerade solche politischen Kinderreime unter der Ungunst der Verhältnisse zu leiden: ist das Ereignis vorüber, das sie hat entstehen lassen, so verschwindet auch meistens der Reim, ja, er kann

*) Von Corrodi in seinem Vorwort zu Simrocks Sammlung: „Deutsches Kinderbuch".

**) Mitteilungen der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig. VI. Leipzig 1887 S. 157—176, denen vieles auf den folgenden Seiten verdankt ist.

***) Richter, a. a. O. S. 153.

dann sogar anstößig werden, weil vielleicht das Regime mittlerweile gewechselt hat, und wird nun mit Absicht unterdrückt und in dem schwarzen Meer der Vergessenheit ertränkt. Außerdem hat man, wie schon gesagt, gerade diesen Reimen von Seiten der Sammler kein besonderes Interesse entgegengebracht, so daß uns wenig mehr als Bruchstücke aus den letzten zwei bis drei Jahrhunderten geblieben sind.

Aus früheren Zeiten ist uns noch weniger erhalten geblieben. Es ist viel Wahres daran, wenn G. Sello bemerkt *), daß der große deutsche Krieg, der dreißig Jahre Schrecken und Verwüstung verbreitete, die Kontinuität der Tradition unterbrochen habe, und was heute in kümmerlichen Resten aus früherer Zeit zu leben scheine, sei vielmehr nur Kind eines neuen Geistes, günstigstenfalls durch Benutzung einer noch nicht verklungenen Sage mit der Vergangenheit in Zusammenhang stehend.

Ferner sind die, man könnte sagen, ad hoc gemachten Kinderreime am ehesten der Vergessenheit anheimgegeben, weil sie sich häufig nur auf unbedeutende, weitere Kreise nicht interessierende Begebenheiten, die häufig nicht einmal in der ganzen Stadt, vielmehr nur in Stadtvierteln, ja selbst nur in einigen Gassen Verbreitung finden und dann schnell wieder verschwinden. Jedenfalls hat es viel mehr politische Kinderreime gegeben, als wir jetzt nachzuweisen imstande sind.

Wenn nun die Kinder ein Ereignis des Lebens besingen wollen, dann bedienen sie sich meistens der Form einer Parodie, d. h. sie dichten vorhandene Reime um, spitzen sie gleichsam auf das neue Ereignis zu. Das taten schon die Kinder in Basel 1474, als sie nach der Gefangennahme des allgemein gehaßten Landvogts Peter von Hagenbach dem in die Stadt einreitenden österreichischen Erzherzog Siegmund mit folgender Parodie des ältesten deutschen Ostergesanges empfingen:

Christ ist erstanden,
Der Landvogt ist gefangen;
Des sollend wir fro sin,
Siegmund soll unser trost sin;
Kyrie eleison!

---

*) Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Landeskunde, VI. 1886 S. 348.

Wär er nit gefangen,
So wär es übel gangen;
Sit er nun gefangen ist,
Hilft im nüt sin böse list;
Kyrie eleison!

Politische Reime sind es auch zumeist, die noch heute von den Kindern fort und fort gedichtet werden. W. Mannhardt, der bekannte Volkskundeforscher, sagt von ihnen: „Man kann sie auf der Straße entstehen sehen und ihre Verbreitung verfolgen", und führt dann einige Beispiele an. Im Jahre 1857 waren zur Befriedigung des schaulustigen Publikums zu gleicher Zeit ein Riesenochs Molly und ein Riese Morphy in Berlin ausgestellt. Gegen Weihnachten hörte man zuerst auf den Gassen der Königsstadt singen:

Eins, zwei, drei und vier,
Molly geht nach Petersburg,
Und Morphy der bleibt hier.

In vierzehn Tagen hatte das Lied den Hausvogteiplatz erreicht, nach vier Wochen war es zu der Kinderwelt am Halleschen Tore gedrungen und wurde eifrig und unermüdlich gesungen. Ein Vierteljahr verging, und es war wieder vergessen.

Im Jahre 1858 erging es ähnlich einem Berliner Spottreim auf die Krinolinen und auf die Amazonenhüte, der, schnell verbreitet, sich nur kurze Zeit seiner Beliebtheit zu erfreuen wußte, um dann ebenso schnell, wie er gekommen war, auch wieder zu verschwinden:

Auf 'ner bunten Bohne
Wächst 'ne Amazone,
Amazone, Krinolin,
Loch im Strumpf und Holzpantin'n. (Holzpantoffeln.)

Und der Spottvers auf den Konkurs eines Berliner Materialwarenhändlers kam im Kindermunde nicht einmal über eine einzige Straße hinaus:

Ach, du lieber Gott!
Der Mann macht Bankerott,
Wird zum Haus hinausgeprügelt,
Und die Türe zugeriegelt.
Ach, du lieber Gott,
Der Mann macht Bankerott! — —

Gewiß gibt es manche Reime, von denen zweifelhaft sein kann, ob sie zu den politischen zu zählen sind oder nicht. Wir wollen in dieser Beziehung mit den folgenden Versen nicht allzu scharf ins Gericht gehen, wenn wir eine Reihe von Reimen chronologisch aufführen. Man wird finden, daß sich in den meisten politische Ereignisse widerspiegeln, die nicht nur lokale Angelegenheiten behandelten, sondern über das örtliche Interesse hinausreichten, selbst die ganze Nation bewegten.

In verschiedenen Gegenden Deutschlands wird folgender Reim gesungen:

Hermen, sla lärmen,
Sla Pipen, sla Trumen, (lait pipen, lait trumen,)
Der Kaiser will kumen
Met Hammer un Stangen,
Will Hermen uphangen:

Un Hermen slog lärmen,
Slog Pipen, slog Trumen,
De Fürsten sind kumen
Met oll ehren Mannen,
Hätt Varus uphangen.

Diese Strophen, welche ich selbst vor ca. 25 Jahren mit gleichaltrigen Genossen am Fuße der vom Hermannsdenkmal gekrönten Grotenburg bei Detmold häufig genug gesungen habe, sind oft auf Hermann oder Armin, den Befreier der Deutschen von der römischen Fremdherrschaft, auch auf die durch Karl den Großen zerstörte Irminsäule gedeutet worden. Von uns Knaben wurden sie s. Z. immer auf Hermann bezogen; vielleicht aber hauptsächlich deswegen, weil uns das große Denkmal auf der nahen Grotenburg immer wieder an ihn erinnerte. Alt ist der Spruch zweifelsohne, aber ebenso sicher ist es, daß er keine geschichtliche Überlieferung aus jener Römerzeit enthält. Er erinnert an das Fuldaische Johannislied:

Da kommen wir hergegangen
Mit Spießen und mit Stangen . . . . . .

Ferner ruft er uns den alemannischen Spruch ins Gedächtnis, der bei der Sommereinholung gesungen wird:

Tra, ri, ro,
Der Sommer der ist do.
Der Winter liegt gefangen,
Den schlagen wir mit Stangen.
Wir wollen hinter die Hecken,
Wollen den Sommer wecken!

Etliche der noch jetzt im Volksmunde und unter den Kindern lebenden Reime müssen aber schon existiert haben, ehe die Angelsachsen nach England ausgewandert sind, also schon vor fast anderthalb Jahrtausenden. In der Grafschaft Norfolk besingen z. B. die Kinder den Marienkäfer mit dem Reime:

Lady-bird, lady-bird,
Fly away home!
Your house is in fire,
Your children must roam!

Und wie singen die Kinder bei uns?

Marienkäfer, flieg!
Dein Häuschen brennt,
Dein Mütterchen flennt,
Dein Vater sitzt auf der Schwelle,
Flieg' in'n Himmel aus der Hölle!

Es liegt jedenfalls am nächsten, bei der unverkennbaren Ähnlichkeit, oder besser wohl, bei der zweifellosen Identität der Reime eine Herübernahme aus der alten Heimat anzunehmen. — —

In dem nassauischen Abzählspruche:

Ine, mine, Tulweblad,
Geschte mit ans heilig Grab?
Heilig Grab is zugeschlossen
Und der Riegel is abgebroche.

könnte man wohl eine Erinnerung aus der Zeit der Kreuzzüge finden.

Klosterfrau im Schneckenhäusle,
Sie meint, sie sei verborgen?
Kommt der Pater Guardian,
Wünscht ihr guten Morgen.

Dieser Reim, Schneckenreim genannt, weil die Kinder die ihre „Hörner" ausstreckenden und wieder einziehenden Schnecken damit besingen, stammt wohl aus jener Zeit, als man von Mönch und Nonne allerhand heitere, zuweilen auch boshaft schelmische Geschichten von Mund zu Mund raunte. — —

Der Kaiser Karl (1316—1378) hat mit seiner oft unangebrachten Sparsamkeit und seinen wenig ritterlichen Neigungen in Brandenburg üble Erinnerungen zurück gelassen, die in einem dort noch heute gehörten Reime ihren Ausdruck fanden:

Kaiser Karolus sin bestet pärd,
Det was eene folige Stute;
Det eene Oge was nichts wert,
Det annere wos reen ute,
Reen ute, reen ute!

Dieser Reim erinnert an einen modernen, der auch dem Leben seine Entstehung verdankt:

Wie fährt sich's so gemütlich
Wohl in der Pferdebahn,
Das eine Pferd, das zieht nicht,
Das andre, das ist lahm. — —

Der bei Nürnberg lebende, 1381 mit dem Rade hingerichtete Raubritter Eppele von Geilingen gab den Nürnberger Gassenbuben, wie die Brüder Grimm in einer ihrer Sagen mitteilen, Gelegenheit zu singen:

Eppela Gaila von Dramaus
Reit allzeit zum vierzehnt aus;

oder: Da reit der Nürnberger Feind aus,
Eppela Gaila von Dramaus.

Aus der Zeit der Türkenkriege stammt das österreichische Liedchen:

Mischke, Maschke, raita:
Zabel an der Saite;
Nimm die Karbätsch in die Hand,
Jag den Türken aus dem Land! — —

Ein so bedeutender Mann, wie der Reformator Luther es war, seiner Zeit in aller Munde, ob Freund ob Feind,

mußte auch im Kinderliede seine Verewigung finden; freilich ging man wohl von gegnerischer Seite darauf hinaus, ihn lächerlich zu machen oder gar zu verleumden:

Doktor Martin Luther
Hat Hosen ohne Futter,
Schuh ohne Sohlen,
Die Strümpf hat er gestohlen.

Doktor Martin Luther
Hefft den Rock ohn Futter,
Steewel ohne Sohle,
De West hefft e gestohle.

Doktor Martin Luther
Schlog sine ohle Mutter
Möt de Brotsack fert Liew —
O, wat schreeg dat ohle Wiew!

Eine neuere Form des ersten und zweiten Liedchens finden wir in dem Berlinischen Reime:

Kadett, Kadett, Kaldaunenschlucker,
Hosen ohne Unterfutter,
Mit'n roten Kragen,
Haben nischt in'n Magen.

Der Doktor Martin Luther lebt in einigen Gegenden in der Kinderwelt als fleißiger Schüler fort, worauf der vogtländische Kinderreim hinzudeuten scheint:

Doktor Luther, Tintenfaß,
Geh in die Schule und lerne was. — —

Als der aus dem Lande vertriebene Herzog Ulrich von Württemberg (1487—1550) nach der Schlacht bei Laufen wieder in den Besitz seiner Herrschaft kam, ließen „die Kinder auf den Gassen sich also vor Freuden hören", wie Steinhofers Chronik berichtet:

Bide, bide, bomp,
Der Herzog kommt;
Er liegt nicht weit im Feld,
Er bringt einen Sack mit Geld.

Und Uhland *) sagt dazu: „Noch in unserer Zeit hörte man diesen Sammelreim im Munde der Kinder von Stuttgart, doch mit der Variante:

Er reitet in dem Feld,
Er hat im Sack kein Geld."

In dem folgenden Reime sieht Richter ein Überbleibsel aus dem 16., vielleicht auch aus einem späteren Jahrhundert:

Der Predikant vo Lüslige
Het Lederhose — n — a,
Mit Zwilche — n — überzoge
Und Carresalbe dran.

Er vermutet darin eine Verspottung der ersten schweizerischen Prediger, die bekanntlich wie die lutherischen oft den Kreisen der Landbauern und Handwerker entstammten. — —

Das 17. Jahrhundert brachte den schrecklichen dreißigjährigen Krieg mit seinem unsagbaren Jammer und Elend. Von der Größe und Tiefe des Unglücks und Wehes zeugen noch heute mehrere Kinderreime, die gerade in ihrem Fortleben beredte Kunde von jener schrecklichen Zeit geben:

Bet, Kinder, bet!
Morgen kommt der Schwed,
Morgen kommt der Oxenstern
Und wird die Kinder beten lern.

In einem aus der Eifel stammenden Spruche ist der den Leuten unverständliche Name des schwedischen Kanzlers Oxenstierna in „Morgenstern" umgeändert. In Mecklenburg singen die Kinder:

Bäd, Kinning, bäd,
Süßen kümmt de Schwed,
Süßen kümmt de Oxenstiern (Ossenstiern)
Ward de Kinner bäden lihrn.

Ein anderer Schwedenspruch aus dem dreißigjährigen Kriege lautet:

Der Schwed ist gekommen,
Hat alles weggenommen;

---

*) Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage II. 521.

Hat d'Fenster 'neing'schlagen,
Hats Blei 'rausgraben,
Hat Kugeln draus gossen,
Hat alles verschossen.

In anderer Mundart heißt der Reim:

De Schwedli ischt komme
Mit Pfeife und Tromme,
Het de Fenster igschlage
Unds Blei davo g'nomme (g'trage)
Het Chügeli gosse
Und d'Bure verschosse.

Ein ergreifendes Bild des Jammers jener Jahre bietet uns diese einfache Mitteilung von dem Bauern, der mit dem aus den Fenstern seines eigenen Hauses entnommenen Blei den Tod erleiden muß.

Derselbe Reim ist später zu einem Spottlied auf die Weber umgedichtet worden:

Weber, bum, bum,
Hat die Hosen weit um,
Hats Sackerl weit oben,
Hat Nadel eing'schob'n,
Hat Fenster 'ring'schlagen,
Unds Blei davon tragen,
Hat Kügeln draus gossen,
Hat die Graben derschossen,
Und die Krumpen sein in die Mauslöcher g'schlossen.

Den Zug von dem zu Kugeln verwandelten Fensterblei verwendet Sebastian Sailer in seiner Posse von den sieben Schwaben zu einem scherzhaften Beweise ihrer Furchtsamkeit, wenn er sagt: „Sie zittarat schaun, wenn sie an Blei an die Fenschtar seahat, denn sie bildat sie ein, dös Ding könnt zur an Kugel wearn und könnt sie daud schieassa." — —

Von der volkstümlichen Gestalt Friedrichs des Großen singt der deutsche Kindermund:

Und wenn der alte Fritze kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.

Die Reichstruppen haben es sich oft gefallen lassen müssen, in solchen Reimen verspottet zu werden. Der eben angeführte Sailer*) läßt in seiner Posse von der Schöpfung der ersten Menschen den vor dem Paradiese stehenden Cherub, nachdem Gott Vater ihm versprochen, ihn durch schwäbische Kreissoldaten ablösen zu lassen, folgenden Schlußgesang anstimmen:

Hau ih, schtich ih oder feacht ih,
D'Kreissoldata seand die reachti.
O dös seand die argschti Tropfa;
Wenn Oadam tuat uf d'Hosa klopfa,
Voar Schrecka si schpringat äll über den Zaun
Und freasset, was Oadam noch übrig hoat glaun.

Und in der Schweiz heißt es vom Landsturm ähnlich:

Mrr' wei heim goh, mrr' wei heim goh,
Mrr' wei nit so libdrrrlisch!
Mer hei ghöri schieße,
Mer wie kes Bluet vergieße,
Mer machet Kehris—um:
Bum, bum, bum! — — —

Eine Menge Reime erinnern an die französische Revolution. Wir können hier nur einige Proben mitteilen. Einem französischen Marsch sind z. B. folgende Worte unterlegt worden:

Ramplamplam, Papier argent,
Kein lumpger Geld als Assignat.
Qu'est-ce qu'il dit hat Hosen an,
Parlez vous hat Strümpfe an.

In der Schweiz singt man:

Ça ira, ça ira, ça ira ça,
Geld ist besser als Asteria [Assignat?]
Asteria ist Lumpengeld,
D'Patriote ziehend ins Feld,
Ohne Strümpf und ohne Schueh
Kehre sie wieder deheimen zue.

Ein altes Tanzliedchen, das beim Hopsenlassen der Puppe gesungen wurde, heißt:

*) Sebastian Sailers sämtliche Schriften, hrsg. von Haßler, S. 71 f.

Hopp, Mariannchen, hopp, Mariannchen,
Laß das Püppchen tanzen!
Hat ein buntes Röckchen an,
Rings herum mit Fransen.

Daraus wurde in den Jahren der Fremdherrschaft, also um die Wende des 18. Jahrhunderts:

Hopp, Mariannchen, hopp, Mariannchen,
Laß das Püppchen tanzen!
Gestern waren die Preußen hier,
Heute sinds die Franzen. — — —

Napoleon I. hat manche Reime über sich ergehen lassen müssen:

Bei Genappe, bei Genappe,
Da verlor er Hut und Mappe.

Bonapart ist nicht mehr stolz,
Handelt jetzt mit Schwefelholz.

Bonabardi, brave Bursch,
Handelt jetzt mit Leberwurst.

Napoleons Sohn,
König von Rom,
War viel zu klein,
Kaiser zu sein.

Napoleon isch nimmer stolz,
Er handelt jetz mit Schwefelholz;
Er lauft die Straßen uf un ab:
Wer kauft mir meini Hölzli ab?

Der Melodie des preußischen Zapfenstreichs wurde folgender Text unterlegt:

Die Franzosen haben das Geld gestohlen,
Die Preußen wollen es wieder holen:
Geduld, Geduld, Geduld.

Aber nach den ersten Siegen der Verbündeten über die Franzosen 1813 und 1814 hieß es bald:

Die Preußen haben den Sieg gewonnen,
Es werden wohl bessere Zeiten kommen:
Jetzt geht es nach Paris!

Auch die unruhigen Zeiten der Revolutionsjahre in der Mitte des 19. Jahrhunderts sind nicht ohne Spuren im deutschen Kinderliede geblieben. In der Schweiz sangen die Kinder 1848:

Unser Kätzli fängt e Mûs,
Macht e Jesuitle drûs,
Legt em e schwarz Röckli a,
Daß es besser tanze ka.

Der Metternich, der Metternich,
Der nahm aus Wien den Finkenstrich,
Leg d'Holzschuh a, leg d'Holzschuh a,
Unser Katz hat Jungi g'ha.

Tübinger Kinder parodierten 1848 den alten Maikäferreim:

Vögele, Vögele, flieg,
Der Hecker ist im Krieg,
Der Struve ist im Oberland
Und macht die Republik bekannt.

Eine andere Parodie auf einen alten deutschen Kinderreim sangen 1849 die Mecklenburger Kinder:

Pip, Däne, pip,
Bald bist du rip;
Vör Wismar häst du vergebens lägen,
Vör Gadebusch häst du Schläge kriegen.
Pip, Däne, pip.

Als aber am 5. April desselben Jahres das dänische Linienschiff Christian VIII. in Brand geschossen und die Fregatte Gefion ebenfalls kriegsunbrauchbar gemacht worden war, sangen die Holsteinischen Kinder:

Pip, Däne, pip,
Tau Wasser bist du rip,
Din Christian in die Luft is flagen,
Din Giftjung [Gefion] hebbens ok dot slagen.
Pip, Däne, pip,
Tau Wasser bist du rip.

Denselben Reim sangen die Danziger Kinder in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts mit Bezug auf ein

Vorkommnis in ihrer Stadt und zur Verhöhnung der Engländer mit ihren Galeeren:

Pip, Blaurock, pip,
De Gallersch geist du quiet;
Bim Landskrog bistu utgestegen,
Bim Holm do hestu Schmer gekregen.
Pip, Blaurock, pip,
De Gallersch bistu quiet. — — — —

Die ersten Luftschiffahrtsversuche machte in Deutschland ein Franzose Blanchard, von dem in Wort und Bild verbreitet wurde, wie er mit einer kühnen Dame den Aufstieg unternahm:

Robinson, Robinson
Fuhr in einem Luftballon
In die Höh', in die Höh'
Mit der Jungfer Salomé,

und es wird sogar ausgeplaudert:

Als sie wieder 'runter kam,
Hatt' sie weiße Hosen an.

Robinson ist wahrscheinlich eine geläufigere Umbildung für den Namen des Luftschiffers Blanchard. Dieser ist in der Tat einmal mit einem Fräulein Simoné aufgestiegen. — —

Von einem Grafen zu Luxemburg, wir wissen nicht, von welchem, sang man noch in den 40er Jahren des vorigen Jahrhunderts:

Der Graf von Luxemburg
Hat all sein Geld verjucht, jucht, jucht, (verjuxt)
Hat hunderttausend Taler
In einer Nacht verjucht, jucht, jucht.

Vielleicht darf man an einen französischen Marschall aus der Zeit Ludwigs XIV. denken, der so verschwenderisch war, daß man Wunderdinge von ihm erzählte, und der auch der Sage nach dem Teufel seine Seele verschrieben hatte. — —

In der Mitte des 19. Jahrhunderts war das Lied „Ach, ich bin so müde“, sehr beliebt. Nach dem für Österreich unglücklichen Kriege in Italien 1859 und dem Frieden von Villafranca wurde nach diesem Liede von den Kindern gesungen:

Östreich ist so müde,
Östreich ist so matt,
Es macht mit Frankreich Friede,
Es hat den Krieg nun satt.

Aber bald hieß es auch:

Napoleon ist müde,
Napoleon ist satt,
Er macht mit Östreich Friede,
Er hat den Krieg nun satt. — — —

Zahlreiche Kinderreime wurden 1866 nach den überraschenden Ereignissen jener Zeit umgedichtet. In Süddeutschland sang man den alten, aus dem 30jährigen Kriege stammenden Reim „Bet, Kindlein, bet, morgen kommt der Schwed" in folgender Fassung:

Leise, Kindlein, leise,
Sonst kommt der böse Preuße,
Sonst kommt der Vogel von Falkenstein,
Jagt euch den Manteuffel in den Rachen hinein,
Der Bismarck kommt dahinter
Und frißt die großen Kinder.

In Sachsen sang man in derselben Beziehung:

Warte, Bismarck, warte,
Jetzt kommt der Bonaparte,
Der wird alles wieder holen
Was ihr habt bei uns gestohlen;

und erinnerte sich dabei wohl eines Reimes aus der Zeit der Freiheitskriege, der mit den Zeilen begann:

Warte, warte, warte,
Jetzt kommt der Bonaparte;

oder man sang dort:

Laßt uns alle fröhlich sein,
Kocht en Topf voll Preußen,
Steckt ein Stückchen Bismarck nein,
Wir wollen's schon verspeisen.

Die Kasseler Kinder sangen 1866 auf der Straße:

Ochs, Esel, Pferd, Kartoffelschwein
Lieber noch als Preuße sein.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nicht nur politische Ereignisse sind es, die wir in den Kinderreimen wieder auffinden können, auch die kulturgeschichtliche Seite ist darin nicht zu kurz gekommen. Als Beispiel soll hier das Schulgebiet dienen. Einen tiefen Einblick in die in der Tat jammervolle pädagogische Methode vergangener Zeiten, die sich auf dem Schulgebiete ja besonders durch die unbestrittene Lateinherrschaft charakterisierte, lassen uns folgende, noch jetzt den Kindern bekannte Reime tun, deren erster uns in einem ungefähr 1700 erschienenen Büchlein überliefert ist:

Nominativ: Leg dich,
Genitiv: Streck dich,
Dativ: Über die Bank,
Accusativ: Machs nicht lang;
Vocativ: Es tut nicht weh,
Ablativ: Tu es nicht weh!

Die Gelehrsamkeit früherer Zeiten in den Schulen maß sich fast ausschließlich am Latein, und manche nicht nur in Kinderkreisen beliebte scheinbar lateinische Wörter und Wendungen entstammen jener Zeit, z. B. Philippus = Vielhüppus = Kammer voller Flöhe; Philibundus = Vielwundes = Hackklotz.

Dazu kommen die ergötzlichen Redensarten des sogenannten Sauerkrautlateins, z, B..:

Distinguendum — Dies Ding wend um — Ein Drehkreuz;

Di curantas finum — Die Kuh rannt das Vieh um;

Di curante bissivil — Die Kuh rannte, bis sie fiel;

Di curentum serum — Die Kuh rennt um See 'rum;

Di curante bissivil, sivi lau virorum — Die Kuh rannte, bis sie fiel, sie fiel auf ihr Ohr um.

Si legendarum indicasse, da mites dicant si statuisse — Sie legen darum in die Kasse, damit es die ganze Stadt wisse.

Hochbaumus storchnestus — Im hohen Baume das Storchnest.

In hoc bomo storchnestus — Im hohen Baume das Storchnest.

Schon zu Fischarts Zeiten waren derartige lateinische Spielereien bekannt; denn er sagt im 17. Kapitel seiner Ge-

schichtklitterung von dem Unterricht, den der junge Gargantua erhält: „nachgehends lert Trubald Holofernes Supermagister dem Gurgelantua das Abc-täfelein, sprachserklärung: als Vilrincus — panßer; Vilhelmus — Strosack; Bißzincus — Ofengabel und desgleichen:

Kuhrant zum Vieh, vir lam enten,
Kuckle aß, kräh sand aß,
Mistelium gabelinum,
Treib den Sohn aus dem stalino,
Hinab in das stigelinum,
Spekorum kälber dantzen."

Und folgender Vers findet sich ebenfalls bei Fischart:

Kehr um sum: mus,
Kehr um mus: sum,
Und ein t dazu macht stumm.

Lateinische Worte haben den Kindern auch hinreichend Gelegenheit gegeben, sich in dem belustigenden Spiel scherzhafter Verdrehungen und Verstümmelungen zu üben. Da treten uns z. B. in Auszählreimen die beiden ersten lateinischen Zahlwörter entgegen: unus, duo, aus denen geworden ist: une, dune; äne, däne; enigen, denigen; itzen, ditzen; ischen, dischen, usw.

Das lateinische Zahlwort fünf ist vielleicht in folgenden sächsischen Reimen wiederzufinden:

Une, dune, quinte, quante,
Fahr mit mir nach Engelland. . . . .

Selbst französische Zahlwörter finden sich in solchen Auszählreimen vor, z. B.:

Un, deux, trois, quatre,
Meine Mutter steht Gevatter. . . . . .

Un, deux, Tintefaß,
Gang in die Schuel und lerne was. . . .

Sehr verändert erscheinen sie uns in den folgenden Versen:

Ente, tente, Tintefaß,
Geh in die Schul' und lerne was. . . . . .

Das französische ici-hier dürfen wir wohl in dem folgenden pommerschen Reime wiedererkennen (wie auch die beiden französischen Zahlwörter):

Herummeldibus, herummeldibus,
Issi, dissi, do, kappermendemo,
Kappermendecimo,
Öng, döng, do.

Manche Kinderreime mit possierlichen kauderwelschen Lauten unverstandener und unverständlicher Art, die vielleicht aus reiner Freude am Klange entstanden sind, lassen uns vermuten, daß ihre Verfasser mit mancherlei lateinischen Vokabeln und Flexionsformen vertraut gewesen sind, z. B.:

Ene, mene, mino
Gallera pisino,
Ene, mene, mispitus,
Ene, mene mus.

Ona, bona,
Tanta rona,
Ita, bita, bona.

Schon der bei Fischart in seiner Geschichtklitterung sich findende Reim:

Lirum, larum, Löffelstiel,
Wer das nicht kann, der kann nicht viel,

deutet darauf hin, und ebenso der norddeutsche Reim:

Quibus, quabus,
Die Gänslein gehen barfuß,
Die Enten haben keine Schuh —
Was sagen denn die Hühner dazu?

Lateinische Ausdrücke finden wir ferner noch in einer Reihe anderer Kinderreime. Eine Kinderpredigt z. B. fängt an:

Pater noster,
Mein Vater war ein Schuster. . . .

Das bekannte „Ora pro nobis“ begegnet uns, freilich etwas verstümmelt, in dem Spielreim:

Ora pro dimus, Kätzchen,
Do welle mer de Frau opsetzen. . . .

Ein schweizerischer Kinderreim wird von den Kindern gesungen, wenn sie die ersten aus dem neugeernteten Getreide gebackenen Semmeln herumtragen:

Endeli, Bendeli, Dassende,
Gloria tibide Domine!
Agathebrot in der Not. . . . . — —

An die frühere Buchstabiermethode erinnern die Reime:

A—b, ab,
Tu die Kapp ab.

Z—u, zu,
Machs Buch zu!

oder auch der Wiegenreim:

A—b—c,
Die Katze lief in'n Schnee. . . .

Die erste Schreibübung in der Schule, die dem i galt, ist uns in folgendem Reim erhalten:

Rauf, runter, rauf,
Zippelmütz oben drauf!

In früherer Zeit waren die Lehrer zugleich noch Handwerker, was sich z. B. noch in folgendem Reim abspiegelt:

Herr Rekter!
Wo steckt er?
Hinterm Ofen,
Flickt Hosen.

An die Zeit, da die Schulkinder noch selbst die Schulzimmer auskehren und reinigen mußten — so ist es selbst heute noch in einigen Gegenden —, erinnert der Reim:

Ultimus,
Viel Verdruß,
Weil er die Schul ausfegen muß.

Die inneren Deckelseiten der Schulbücher werden gern mit auf den Besitzer bezüglichen Inschriften versehen, z. B.:

Dieses Büchlein ist mir lieb,
Wer es mir nimmt, der ist ein Dieb;
Wer es mir aber wiedergibt,
Der ist mir lieb.

Dieses Buch hab' ich gekauft,
N. N. bin ich getauft,
N. N. bin ich genannt,
N. N. ist mein Vaterland.

N. N. bin ich genannt,
N. N. ist mein Vaterland,
Am . . . . . bin ich geboren,
Wer das Buch find't, ich hab's verloren.

Früher war es allgemeiner üblich als heute, an den Schluß des Buches das Wort finis — Ende zu setzen. Das Wort gab den Schülern zu mancherlei Deutungen Anlaß, z. B.:

Fünf **J**uden **N**ahmen **I**hren **S**pieß,
Schlugen **J**esum **N**ägel **I**n **F**üß.

oder in Norddeutschland:

Fünf **J**unge **N**arren **I**ngen **S**aufen,
Sechs **J**unge **N**arren **I**ngen **F**eifen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Das Verständnis und Bewußtsein für den Inhalt der historischen Reime ist den Kindern allerdings verloren gegangen, wenn er bei manchen Reimen überhaupt allgemeiner vorhanden gewesen ist; denn weit reicht das Gedächtnis der die Gegenwart unbekümmert genießenden Kinder nicht zurück, für sie bildet der Reim an und für sich die Hauptsache.

Aber ehrwürdig sind auch diese und vielleicht gerade diese Reime; denn wie weit können uns diese Betrachtungen in die rückwärtige Zeit führen, wenn wir bedenken, daß viele Kinderverse in ihrer heutigen Gestalt Vorläufer gehabt haben, nach denen sie gebildet sind; daß es diesen ebenso ergangen ist, und so der ganze Prozeß rückwärts zu verfolgen wäre! Jedenfalls doch allen Respekt vor dem erhabenen Alter solcher Reime! Wem dann wohl vordem die auf Personen übertragenen Verse gegolten haben, z. B. die Spottverse auf Luther, Napoleon, usw.?

XII. Zur Sammlung der Kinderlieder und Kinderspiele.

Das Sammeln und Suchen, Verzeichnen und Ordnen der Volksüberlieferungen und so auch der Kinderreime gewährt einem einigermaßen glücklichen Finder auch heute noch Befriedigung, obschon in den letzten Jahrzehnten auf diesem Gebiete sehr viel getan ist. Kinderlieder finden wir auch heutzutage noch immerhin überall, wenn auch die verschiedenen Gegenden nicht mit dem gleichen Maße bedacht sind. Es kommt nur darauf an, sie zu sammeln und beim Sammeln etwas Glück zu haben. Freilich, die spielende Kinderschar der Großstadt läßt den Freund des Kinderliedes ruhig an sich herankommen und freut sich über seine Neugier bezw. über sein Interesse, aber in den kleinen Landstädten und gar auf dem platten Lande, in den Dörfern, auf den Gehöften, da hören die Kinder schon auf zu singen und zu spielen, wenn ein Fremder, ein besser Gekleideter, einer, der nicht zu ihnen gehört, in Hörweite erscheint, und vollends gar, wenn er lauschen und sehen will, da gibts erst recht nichts. Auf Fragen und Bitten kichern die Kinder nur und schmiegen sich verschämt aneinander. Und so gehört ja immerhin Glück und nicht wenig Mühe dazu, diese Schätze zu gewinnen.

Viele Sammler haben gemeint, ein nicht geringer Teil des von ihnen gefundenen volkstümlichen Gutes an Kinderliedern u. dgl. sei der betr. Landschaft eigentümlich, gehöre nur ihr an und sei nur ihr ursprünglich gewesen. Selbst Rochholz, einer der gelehrtesten Kenner des Kinderliedes, reklamierte in seinem alemannischen Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1857, einen ganzen Abschnitt seines umfangreichen Werkes ausschließlich für sein Sammelgebiet, für die Schweiz. Und doch, wieviel hat sich davon in anderen Gegenden gefunden! Man möchte fast sagen, jedes Lied findet sich dem Hauptinhalt nach auch anderswo, wenn auch die Form verschieden ist; denn dafür hat die Sprache, die Mundart und die eigentümliche Auffassung der Leute hier und da schon gesorgt.

Manche Reime scheinen dem Fernerstehenden allerdings ganz und gar an gewissen Örtlichkeiten zu kleben und selbst

den Kenner täuschen sie nicht selten. Dahin gehören z. B. die Neck- und Spottreime auf Ortschaften, von denen hier einige schöne Beispiele folgen mögen*). In dem Dörfchen Badeborn am Harz werden die Leute mit dem Gewässer ihres Heimatortes, von dem dieser seinen Namen hat, geneckt:

In Padeborn, in Padeborn,
Da baden sich die Gänse,
Da kimmt der kleine Nickelmann
Und schlägt sie auf die Schwänze.

In Podebuls, von den Leuten Bodebils genannt, in der Elstergegend bei Zeitz kennt man aber fast dieselbe Strophe:

In Bodebils, in Bodebils,
Da boden sich die Gänse,
Da kom de alle Baddelmann
Und schlug se uf de Schwänze.

Also nicht einmal die Ortsreime sind landschaftlich eng begrenzt. Das kommt in diesem Falle vielleicht daher, daß ihnen eine über Gänse allgemein verbreitete Fassung eines Liedchens zu Grunde liegt, die z. B. in Luxemburg lautet:

Mumme Aneleis, Mumme Aneleis,
Was machen deine Gäns?
Sie sudelen, sie pudelen,
Sie waschen sich die Schwänz.

Jedenfalls darf man von jedem Reim ruhig vermuten, daß er auch irgendwo anders nicht fremd ist. Wie kommt das? „Die wichtigste und hauptsächlichste Ursache der Übereinstimmung“ sagt Streicher, „liegt nicht im gegenseitigen Austausche, sondern in dem gemeinsamen Grund- und Urstoff, der vor aller Sonderung war. Landschaftlich und damit zugleich mundartlich umgestaltet, zerstückelt oder mit andern ursprünglich fremden Bestandteilen zusammengesetzt, willkürlich und mißverständlich umgedeutet, wird der ursprünglich gemeinsame Stoff überall und immerfort. Aber schwerlich ließen sich auch nur wenige Stücke finden, auf die

*) Nach Oskar Streicher, Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele. (Die Grenzboten LVIII. 1899, 3. Vierteljahr S. 324).

einzelne Landschaften ein ausschließliches Eigentumsrecht behaupten könnten. Auch was noch gegenwärtig Neues in der Art entsteht — denn diese Dichtung lebt noch immer fort —, mag es das Zeichen seiner Zeit und seiner Herkunft noch so deutlich tragen, läßt in Form und Fassung Älteres durchblicken, wenn man nur genau zusieht; und oft liegt dies dann nach Zeit, Landschaft, Gegenstand wunderbar weit ab. Kein neuer Vers, der nicht Wort, Wendung, Weise von einem früheren empfangen hätte. Alles stammt schließlich aus einem großen Urväterhausrat her."

Doch dazu kommt sicherlich noch ein anderes. Die Ahnen haben nicht nur, wenn wir so sagen dürfen, den Rohstoff mitgebracht, sondern auch die Bedingungen zu einer mehr oder weniger parallelen geistigen Entwicklung; wenn die Stämme auch örtlich getrennt lebten, ging doch die Geistesentwicklung auf derselben Grundlage und in ziemlich derselben Richtung weiter, und viele Jahrhunderte mußte es dauern, bis örtliche und landschaftliche Einflüsse diesen Gang hemmten oder nach oben oder unten beeinflußten. — — —

Der Sammler muß berücksichtigen, daß die Reime nach dem Gepräge der Landschaft eine bemerkenswerte Verschiedenheit zeigen; so haben die großstädtischen Überlieferungen eine ganz andere Physiognomie als die aus kleinen Städten oder abgelegenen Dörfern. Dort ist der Charakter dieser Volkspoesie beweglicher und weniger konstant in Form und Inhalt. Daß aber die Reime und Spiele der Kinderwelt sich auch noch selbst in den Großstädten erhalten haben, spricht für ihre besondere Zähigkeit, und wir dürfen wohl mit Sicherheit annehmen, daß sie auch hier noch lange ein dankbares Publikum und liebevolle Pflege finden werden. Freilich, wie gesagt, schwindet ihr ursprünglicher Charakter, sie sind fast durchgängig derber, weniger naiv, weniger feinfühlend, weniger poetisch, z. B. *):

Bei Müllers um die Ecke,
Da lag ein großer Stein,
Da fiel ich drüber wege
Und brach das Nasenbein.

---

*) K. Müller, Leipziger Kinderreime (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde V. 1895 S. 199 ff.

Da ging ich zu dem Doktor,
Das Luder war nicht heem,
Da saß er in der Schenke
Und kam besoffen heem.

Auf einem Berge
Da steht eine Kerche.
Die zerruppen zwee Zwerge.
Herr Gott, ist das ä Gewärge!

Auf dem Berge Sinai
Saß der Schneider Kikeriki.
Seine Frau, die alte Beere
Saß auf dem Balkon und nähte.
Sie fiel herab, sie fiel herab,
Und ihr linkes Bein brach ab.
Da kam der Doktor Tellermann
Und klebte es mit Spucke an.

Besondere Sorgfalt lege der Sammler auf die dialektischen Reime und Lieder. Gerade sie verschwinden infolge des steten Vordringens der hochdeutschen Sprache immer mehr aus der Kinderstube und vom Spielplatz, was um so mehr zu bedauern ist, als doch jeder Ort und jeder Gau fast nach Geschmack und Dialekt die Reime umgebildet und das Seine hinzugetan hat, so daß dadurch die große Zahl der Variationen, in denen sich so recht die Tätigkeit des Volksdenkens zeigt, und die recht eigentlich sein Eigentum und sein Erzeugnis sind, stark im Verschwinden ist. Man glaube nur nicht, es sei überflüssig, einen Reim noch aufzuzeichnen, weil man ihn fast schon so aus anderer Gegend mitgeteilt weiß; nein, oft ist es selbst wichtig genug, das bloße Vorkommen gerade dieses Reimes in dieser und jener Gegend feststellen zu können*).

*) Hier möge hingewiesen werden auf Richard Wossidlo: „Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen" (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. XVI. Berlin 1906.).

XIII. Literatur der Kinderlieder und Kinderspiele.

Vorbemerkungen: Für die folgende Zusammenstellung kamen in erster Linie nur die selbständig erschienenen Werke, soweit sie mir bekannt geworden sind, in Betracht; von den periodisch erscheinenden Schriften sind vor allem die Arbeiten berücksichtigt worden, die einen größeren Umfang hatten oder die sonst bemerkenswert und nicht zu übergehen waren.

Die Anordnung ist im allgemeinen eine chronologische, wobei undatierte Werke vorausgehen. Innerhalb der einzelnen Abschnitte stehen in der Regel zuerst die Arbeiten, welche das ganze Gebiet behandeln, dann folgen solche für einzelne Teile desselben. Eckige Klammern enthalten erklärende Zusätze des Verfassers; runde Klammern weisen auf die Zeitschrift hin, in der die Arbeit zu finden ist. Für gefl. Angaben von Lücken bin ich sehr verbunden und erbitte ergänzende oder berichtigende Angaben durch den Verlag oder direkt an meine Adresse: Frankfurt a. M., Günthersburgallee 76 I.

A. Allgemeine Sammlungen des deutschen Staatsgebietes.

Alle Arten der neuesten Scherz- und Pfänderspiele vor lustige Gesellschaften. 2. Aufl. Altona und Leipzig 1796.

Dichtungen aus der Kinderwelt. Altherkömmliche Lieder, Erzählungen, Lehren, Singspiele, für Kinder von neuem hrsg. Hamburg 1815.

F. R. Mühlbach. Kinderfrühling. Sammlung von Sprüchen und Liedern. Augsburg 1843.

J. M. Firmenich-Richartz. Germaniens Völkerstimmen. Sammlung der deutschen Mundarten in Dichtung, Sagen, Märchen, Volksliedern usw. Berlin 1846—67. 3 Bde. u. Nachtrag.

Bernhard. Allgemeines deutsches Liederlexikon, oder vollständige Sammlung aller deutschen Volksgesänge in alphabetischer Folge. 4 Bde. Leipzig 1847.

K. Simrock. Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime, Lieder, Erzählungen, Übungen, Rätsel und Scherze für Kinder gesammelt. Frankfurt a. M. 1848. 3. Aufl. 1879.

Gustav Fritz. Die gesellige Kinderwelt. Breslau 1850.

Georg Scherer. Alte und neue Kinderlieder. Leipzig 1850. (Seit 1864 u. d. T.: Illustriertes deutsches Kinderbuch. 2 Bde.)

F. Pocci und Fr. v. Raumer. Alte und neue Kinderlieder. Mit Holzschnitten und Singweisen. Leipzig 1852.

Hoffmann von Fallersleben. Die Kinderwelt in Liedern. Mainz 1853.

O. Klump. Kinderlieder aus alter und neuer Zeit. 2. Aufl. Stuttgart 1853.

A. Birlinger. Nimm mich mit! Kinderbüchlein mit sieben Holzschnitten. 2. ganz umgearbeitete Aufl. Freiburg i. Br. 1870. 1. Aufl. ebda. 1863.

O. Freiherr v. Rheinsberg-Düringsfeld. Das festliche Jahr. Sitten, Gebräuche und Feste des germanischen Volkes. Leipzig 1863. [Darin viele Kinderl. u. Kindersp.]

Alte und neue Kinderlieder. 3. Aufl. Barmen 1866.

E. Weller. Volkslieder und Volksreime. (Serapeum. 1867, Nr. 22 ff. 1868, Nr. 1—5.)

Kinderleben. Lieder und Reime aus alter und neuer Zeit. Mit Illustrationen v. Ludwig Richter. 6. Aufl. Leipz. 1868.

Georg Scherer. Illustriertes deutsches Kinderbuch. Alte und neue Lieder, Märchen, Fabeln, Sprüche und Rätsel. I.: 5. Aufl. Leipzg 1873. II.: 2. Aufl. Leipzig 1877.

H. Dittmar. Des Kindes Lustfeld. Frankfurt a. M. 1827. Neuausgabe von Gottlob Dittmar. Bielefeld 1872 und 1878.

F. Zimmer. Volkstümliche Spiellieder und Liederspiele für Schule und Kinderstube gesammelt und mit ausführlichem Literaturnachweis versehen. Quedlinburg 1879.

G. A. Saatfeld. Aus der Jugendzeit. Sammlung echter deutscher Kinderlieder alter und neuer Zeit. Mit Abbild. Danzig 1888.

Erk und Böhme. Deutscher Liederhort. [Darin S. 579 ff. Band IV eine kleine Auswahl von Kinderliedern.]

Franz Magnus Böhme. Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Ländern deutscher Zungen, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodien hrsg. Leipzig 1897.

O. Frömmel. Kinderreime, -lieder und -spiele. 2 Hefte. Berlin 1899.

O. Streicher. Deutsche Kinderlieder und Kinderspiele. (Grenzboten LVIII, 1899, S. 322—329; 362—372.)

M. Adler. Volks- und Kinderlieder, gesammelt und erläutert. Programm v. Halle a. S. 1901.

H. Wolgast. Alte schöne Kinderreime. Hamburg 1902. Ausgabe mit Illustrationen. München o. J. [1905.]

S. Singer. Deutsche Kinderspiele. (Zeitschrift d. Vereins f. Volkskunde XIII. Berlin 1903. S. 49—64; 167—179.)

Wilhelm Lehnhoff. Schöne alte Singspiele. 100 volkstümliche Spiellieder, in Wort, Sing- und Spielweise aus Kindermund gesammelt. München [1907].

B. Landschaftliche Sammlungen des deutschen Staatsgebietes.

1. **Norddeutschland.** K. Groth. Voer de Goern. Kinderreime alt und neu. Mit 52 Holzschnitten v. Ludw. Richter. Leipzig 1858.

[H. Schmidt.] Wiegenlieder, Ammenreime und Kinderstubenscherze in plattdeutscher Mundart. 2. Aufl. Bremen 1866. [1. Aufl. u. d. T.: Kinder- und Ammen-Reime in plattdeutscher Mundart.

Bremen. 1836.] 3. Aufl. Kinder- und Ammenreime in plattdeutscher Mundart. Bremen [1907].

Günther. Wiegen-Lieder-Kranz in plattdeutscher Mundart. Magdeburg 1848.

F. H. W. Raabe. Allgemeines plattdeutsches Volksbuch. Sammlung von Dichtungen, Sagen, Märchen, Schwänken, Volks- und Kinderreimen, Sprichwörtern . . . . . . Wismar 1854.

So spröaken de norddeutsche Bu'rn. Röädensarten, Sprichwüö'r, Bu'rröätsel, Riemsel und Singsang van de Göären. Berlin 1870.

Ph. Wegener. Volkstümliche Lieder aus Norddeutschland, bes. dem Magdeburger Lande und Holstein, nach eigenen Sammlungen und Beiträgen von Carstens und Pröhle. I: Aus dem Kinderleben; II: Rätsel, Abzählreime, Volksreime; III: Spott, Tänze, Erzählungen. Leipzig 1879—80.

Joseph Weingärtner. Das Kind und seine Poesie in plattdeutscher Mundart. Münster 1880. [Sammlung von Kinderliedern und Sprüchen.]

Gg. Paysen Petersen. Kiekinnewelt. Plattdeutsches Familienbuch. Eine Sammlung von Wiegenliedern und Kinderreimen, Rätseln, Spielen und Sprichwörtern, Märchen und Gedichten in allen niederdeutschen Mundarten. Dresden 1905.

2. **Ost- und Westpreußen.** R. Reusch. Preußische Volksreime. (Neue preußische Provinzialblätter. 1851. S. 420—446.)

H. Frischbier. Preußische Volksreime und Volksspiele. Berlin 1867.

A. Treichel. Westpreußische Spiele. (Verhandlungen der Berliner Gesellsch. f. Anthropol., Ethnogr. u. Urgeschichte. 1883. S. 77.)

A. Treichel. Preußische Kinderspiele. (Ztschrft. d. histor. Vereins f. d. Reg.-Bez. Marienwerder. XXI. 1887. S. 40—45.)

J. Sembrzycki. Ostpreußische Sprichwörter, Volksreime und Provinzialismen. (Am Urquell II. 1891.)

F. Zander. Kinderreime. (Altpreußische Monatsschrift. XXVIII. 1891. S. 94—99.)

H. Frischbier. Preußische Volksreime und Volksspiele. (Altpreußische Monatsschrift XXIX. 1892. S. 332—363.)

H. Frischbier. Preußische Volksreime und Volksspiele. Nachlese. Königsberg 1893.

A. Treichel. Volkslieder und Volksreime aus Westpreußen. Danzig 1895. [Enthält einen Anhang von Kinderliedchen.]

Elisabeth Lemke. Volkstümliches aus Ostpreußen. 3. Teil Allenstein 1899. [Darin S. 73—87 Kinderreime, -spiele u. a.]

3. **Pommern und Rügen.** R. Pelz. Kinder- und Volksspiele in Pommern. (Blätter f. pommersche Volkskunde. III. 1895. S. 91 ff., 136, 137, 154, 155, 169—171.)

A. Haas. Das Kind in Glaube und Brauch der Pommern. (Am Urquell. VI. 1895. S. 23, 24, 65, 93, 94, 113—115, 145—147, 172, 173, 180, 181.)

Friedrich Drosihn. Deutsche Kinderreime und Verwandtes, aus dem Munde des Volkes vornehmlich in Pommern gesammelt.

Nach seinem Tode hrsg. von Carl Bolle und Friedrich Polle. Leipzig 1897. [Mit einer allgemeinen Einleitung über das Kinderspiel S. 1—40.]

O. Knoop. Allerhand [Kinder-] Reime aus Pommern. (Bl. f. pomm. Volksk. VII. 1889, S. 58—62.)

A. Brunk. Volkslieder und Kinderreime aus Pommern. (Ebda. VII. 1899.)

A. Brunk. Kinderreime aus Pommern. (Ebda. VI. 1899. S. 71—76.

J. Köhler. Allerhand Reime aus Pommern. (Ebda. VII. 1899. S. 84—86, 109—111, 122. 123, 140—142, 156—158, 173—175.)

A. Brunk. Kinderreime aus Pommern. (Ebda. VII. 1900. S. 71—76.)

O. Knoop. Allerhand Reime aus Pommern. (Ebda. VII. 1900. S. 58—62, 84—86, 109—111, 122, 123, 140—142, 156—158, 173—175.)

4. Provinz Schlesien. Hoffmann von Fallersleben und Ernst Richter. Schlesische Volkslieder. Leipzig 1842. [Darin u. a. Wiegenlieder.]

Philo vom Walde. Schlesien in Sage und Brauch. Mit einem Vorwort von Karl Weinhold. Berlin 1883. [S. 135—144: Jugendspiele.]

Drechsler. Streifzüge durch die schlesische Volkskunde. (Mitteil. d. schlesischen Gesellschaft f. Volksk. II. 1895. S. 22—25, 45—54.) [Jugendbrauch und Jugendspiel.]

J. Stelzig. Ein Rückblick in vergangene Zeiten. [Reime und Spiele.] (Jahrbuch d. Gebirgsvereins f. d. Jeschken- und Isergebirge. VI. 1896. S. 51—60.)

W. Oehl. Kinderreime aus Greulich. (Mitteil. d. schles. Ges. f. Volksk. VIII. 1. 1901.)

Wahner. Verstacklas. (Ebda. X. 1903. S. 59—61.) [Verschiedene Arten des Versteckspiels.]

Hildegard Knötel. Oberschlesische Kinder beim Spiel. (Oberschlesien. II. 1904. S. 420—429.)

K. Stanzel. Volkskundliches aus dem Ölser Kreise, bes. aus Klein-Ellguth. (Ebda. XI. 1904. S. 79—90.) [Darin u. a. Spiele und Kinderreime.]

5. Lausitz. K. Haupt. Kinderreime und Kinderspiele. Ein Beitrag zur Volkspoesie der Lausitz. (Niederlausitzer Magazin, XLV. 1868.)

Derselbe. Oberlausitzer Kinderreime. (Jahrbuch f. oberlausitzer Geschichte, XLV. 1869. S, 239—249.)

Th. Gelbe. Kinderreime aus der Lausitz und im Erzgebirge. (Germania, XXII. S. 293 ff.)

E. Gander. Kinderspiele und Reime. (Mitteil. d. niederlaus. Gesellsch., II, 3. 1892.)

Mann. Reime und Sprüche in oberlausitzer Mundart. (Mitteil. d. Vereins f. sächsische Volksk. 1897 Nr. 11, 1899 Nr. 4—9, 13 f.)

Curt Müller. Aus der Lausitzer Kinderstube. (Ebda. III. 1903. S. 177—192, 219—224, 248—256.) [Kinderlieder aller Art.]

6. **Mark Brandenburg.** Adalbert Kuhn. Kinderlieder, meist in Berlin gesammelt. (Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft f. deutsche Sprache und Altertumskunde. VIII, 3. S. 227 ff.)

Joh. Fr. Danneil. Altmärkisch-plattdeutsches Wörterbuch. Salzwedel 1859. [Mit Kinderliedern.]

A. Engelien und W. Lahn. Der Volksmund in der Mark Brandenburg. Sagen, Märchen, Spiele, Sprichwörter und Gebräuche. 1. [einz.] Teil. Berlin 1868.

M. Gerhardt und R. Petsch. Uckermärkische Kinderreime. [Mit zahlreichen Parallelen und literarischen Nachweisen.] (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. VIII. Berlin 1899. S. 273—284, 389—395.)

K. E. Haase. Kinder und Volksreime aus der Grafschaft Ruppin. (Der Urquell. N. F. II. 1898. S. 251—253.)

R. Sprenger. Versuch eines Quedlinburger Idiotikons. (Niederdeutsches Jahrbuch. XXIX.) [Darin viele Kinderreime.]

Willi Kotzde. Kinderreime des Havellandes. (Brandenburgia. XI. 1904, XII. 1904, Nr. 11.)

C. Monke. Berliner Kinderreime. (Brandenburgia, XIII, 1904/1905, Nr. 2.)

7. **Provinz Sachsen.** Winter. Volksreime und Kinderlieder aus dem Magdeburger Lande. (Geschichtsblätter f. Stadt und Land Magdeburg. X 1875, XII 1877. S. 384—394.)

Ph. Wegener. Spiele aus dem Magdeburger Lande mit Beiträgen aus anderen Gegenden Norddeutschlands. (Geschichtsbl. f. Stadt und Land Magdeburg. XVII 1882, S. 410—443; XVIII 1883, S. 1—16, 146—184.)

W. Jessen. Kinderlieder und Kinderspiele. (Die Heimat. VI. 1896. S. 30, 52—54.)

W. E. Haase. Kinderlieder aus Bleicherode. [Hohenstein.] (Der Urquell, I 1897, S. 9, 10, 84, 115, 170.)

F. König. Kinderlieder aus Niedergebra [bei Bleicherode, Reg.-Bezirk Erfurt.] (Der Urquell, I 1897. S. 107—115.)

8. **Anhalt.** Volksreime und Kinderlieder aus Anhalt-Dessau. Dessau 1847.

F. Ahrendts. Bemerkungen zu einigen Dessauer Kinderspielen. (Am Urquell, VI 1895. S. 184—187.) [Mellespiel, Stehball.]

9. **Braunschweig.** O. Schütte. Volksreime. Kinderlieder. (Braunschweig. Magazin, IV 1898. S. 37—39, 55, 56, 63, 64.)

O. Schütte. Volksreime, Rätsel, Kinderlieder. (Braunschweig. Magazin IV 1899.)

O. Schütte. Braunschweigische Volksreime. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk.. XI 1901, S. 73—75.)

10. **Mecklenburg.** Fr. Latendorf. Kinder- und Volksreime aus Mecklenburg. (Deutsche Mundarten, hrsg. v. Frommann, V S. 282—286.)

O. Glöde. Kinderreime aus Mecklenburg. (Ztschrft. f. d. deutschen Unterricht, XI, 1895. S. 192 f.)

J. Gillhoff. Mecklenburgische Mädchenspiele. (Die Landjugend, II 1897.)

H. C. D. Staudinger. Ernstes und Heiteres aus Mecklenburg. Rostock 1897. [Darin u. a.: Kinderreime u. Vogelsprache.]

A. Ahrens. Ratspiele der mecklenburgischen Jugend. (Das Land, VII, 1899, S. 141.)

11. **Hamburg.** Heckscher. Hamburgisches Kinderspiel und Straßenbelustigung. (Mitteil. d. Vereins f. Hamburgische Geschichte, XVI, 1898, S. 494—497.)

Otto Behrend. Alte Hamburger Kinderspiele. (Niedersachsen, XIII, 1907/1908, S. 262—264.)

12. **Lübeck.** Colmar Schumann. Lübecker Spiel- und Rätselbuch. Neue Beiträge zur Volkskunde. Lübeck 1905. [Darin u. a. Kinderlieder.]

E. Deecke. Hundert Lübsche Volksreime. Lübeck 1858. [Privatdruck.]

A. Benda. Aus dem Volksmunde. (Kinderlieder u. -sprüche.) (Mitteil. d. Vereins f. Lübische Geschichte u. Landeskunde, V, 1893, S. 171 f.; VI 1894, S. 47 f.)

W. Kruse. Aus dem Lübeckschen Volksmunde. (Ebenda, VI, 1894, S. 16.)

C. Schumann. Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend. (Beiträge zur Volkskunde. Lübeck 1900.)

13. **Schleswig-Holstein. Lauenburg.** J. F. Schütze. Holsteinisches Idiotikon, ein Beitrag zur Volkssittengeschichte, oder Sammlung plattdeutscher alter und umgebildeter Worte, Wortformen, Redensarten, Volkswitze, Sprichwörter, Wiegenlieder . . . . I—III, Hamburg 1800—1802; IV, Altona 1806.

K. Müllenhof. Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845.

H. Handelmann. Volks- und Kinderspiele der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Ein Nachtrag zu Müllenhoffs Sammlung. Kiel 1862. 2. Aufl. 1874.

Zur Sammlung der Sagen, Märchen und Lieder, der Sitten und Gebräuche der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. (Jahrbuch f. d. Landeskunde der Herzogtümer Schleswig, Holstein u. Lauenburg. I—X an verschiedenen Stellen.)

H. Handelmann. Volkstümliches aus Dithmarschen. (Ztschrft. d. Gesellsch. f. Schleswig-, Holstein-, Lauenburgische Geschichte. XII, Kiel 1882, S. 387—390.) [Schweinverkaufen, Ball verstecken; zwei Kinderspiele.]

Heinr. Carstens. Kinderspiele aus Schleswig-Holstein. (Niederdeutsches Korrespondenzblatt, VIII, 1883, S. 98—105; IX, 1884, S. 60—64; Berichtigungen und Nachträge S. 75; X, 1885, S. 49—52.)

H. Carstens und C. Schumann. Kinderspiele aus Schleswig-Holstein und Lübeck. (Niederd. Korrespondenzbl. X, 1886, S. 67—69.)

Ludwig Frahm. Holsteinische Kinderspiele. (Am Urquell, V, 1894, S. 188 f., 231 f.)

H. Carstens. Wiegenlieder mit Peter Kruse; Biblische Rätsel; Bastlösereime. (Die Heimat, Kiel. V, 1895, S. 31—35.)

H. Carstens. Kinderspiele aus Schleswig-Holstein. (Niederd. Jahrbuch, XXVI, 1900.)

14. **Friesland.** Gerhard Meier. Ostfriesische Kinder- und Volksreime. (Niederd. Korrespondenzblatt, III, 1878, S. 54—60.)

C. Tannen. Ostfriesische Kinder- und Ammenreime. (Deutsche Mundarten, hrsg. v. Frommann, V. S. 144; 272—274.)

Herm. Meier. Ostfriesische Kinder- und Volksreime. (Aus: „Ostfriesland in Bildern und Skizzen." Leer 1868.

Herm. Meier. Das Kind und die Volksreime der Friesen. (Globus, XXVI. 1874, S. 266 ff., 284 ff., 311 ff.; XXIX. 1876, S. 333 ff.; XXX. 1877, S. 59 ff., 381 ff.)

G. Meyer. Ostfriesische Kinder- und Volksreime. (Niederd. Korrespondenzbl., III, 1878, S. 54—60.)

C. Dirksen. Kinderlieder aus Ostfriesland. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. II, 1892, S. 83, 424.)

H. Leuß. Zur Volkskunde der Inselfriesen [u. a. Kinderreime.] (Globus, LXXXIV, 1903, Nr. 13.)

15. **Oldenburg.** (L. Strackerjahn.) Aus dem Kinderleben. Spiele, Reime, Rätsel. Oldenburg 1851.

16. **Bremen.** A. Hermann Post. Mitteilungen aus dem Bremischen Volksleben. (Am Urquell, V. 1894, S. 37—41, 64—69, 104—109, 132—133, 149—153, 176—179, 218—221, 245—248, 275—278; VI. 1895, S. 168—172, 177—179.) [Reiche Sammlung v. Reimen u. Spielen.]

17. **Niedersachsen. Hannover.** L. Grote. Aus der Kinderstube. Niedersächsisches Kinderbuch, ein Reim- und Liederschatz. 2. Aufl. Hannover 1871.

Hermann Hartmann. Mundartliches aus dem Osnabrückschen. (Niederd. Korrespondenzbl., X, 1885, S. 4. 5, 51—57.) [Vogelstimmen, Abzählreime usw.]

Chr. Flemes. Kinderreime aus dem Calenbergischen. (Niedersachsen, XI, 1905/1906, S. 369.)

Plattdeutsche Lieder, die eine Frau den Kindern vorsingt. (Niedersachsen, XII, 1906/1907, S. 140.)

18. **Westfalen.** Fr. Woeste. Volksreime aus der Grafschaft Mark. (v. d. Hagens Germania. X. 1852. S. 65—80.)

C. Regenhardt. Mundartliches aus dem Münsterlande: Wiegenlieder, Kniereiterliedchen und sprichwörtliche Redensarten. (Deutsche Mundarten v. Frommann, VI. 1858. S. 423 ff.)

Fr. Woeste. Volksreime aus dem südlichen Westfalen. (Niederd. Korrespondenzbl. I. 1876. S. 93—95.)

C. Fr. L. Woeste. Kinderspiel in Südwestfalen. (Niederd. Jahrbuch. 1878. S. 103—109.)

Fr. Woeste. Reime aus dem Volksmunde. [Westfalen.] (Niederd. Korrespondenzbl. IV. 1879. S. 44—46.)

K. Prümer. Westfälische Volksweisheit. Plattdeutsche Sprichwörter, Redensarten, Volkslieder und Reime. Barmen 1881.

H. Hartmann und W. H. Mielck. Mundartliches aus dem Osnabrückschen. (Niederd. Korrespondenzbl. XI. 1887. S. 51—57.) [Abzählreime, Reigenreime usw.]

P. Bahlmann. Münstersche Lieder und Sprichwörter in plattdeutscher Sprache. Münster 1896. [Darin 50 Volks- u. Kinderlieder.]

G. Eskuche. Siegerländische Kinderliedchen. Aus Volksmund gesammelt und erläutert. Siegen 1897.

Jellinghaus. Ravensberger Volksüberlieferungen. Ravensberger Blätter II, 1902. [Kinder- u. Spielreime, Rätsel und Lieder.]

Hermann Schönhoff. Volksreime aus dem Münsterlande. (Niederd. Korrespondenzbl. XXII. 1905. S. 38—43.)

19. **Lippe.** K. Wehrhan. Lippische Kinderlieder. (Ztschrft. f. rhein. u. westfäl. Volksk. II. 1905, S. 55—75, 98—127; III. 1906, S. 66—78.)

K. Wehrhan. Lippische Kinderspiele. (Ebenda, V. 1908. S. 81—93, 184—197.)

20. **Schaumburg-Lippe.** O. Rotholz. Wiegenlieder und Kinderreime. Ek will jük wat tau raen upgeben. Reigen, die von schaumburg-lippischen Schulmädchen gesungen und gesprungen werden. Achtung: schaumburg-lippische Bauernweisheit. Anse de schaumborg-lippeschen Buren küret. Bückeburg.

21. **Waldeck.** L. Curtze. Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck. Märchen, Sagen, Volksreime, Rätsel, Sprichwörter, Aberglauben, Sitten und Gebräuche, nebst einem Idiotikon. Arolsen 1860.

22. **Rheinland.** M. Schollen. Volkstümliches aus Aachen. Volks- und Kinderlieder, Wetter-, Gesundheits- und Rechtsregeln, Sprichwörter usw. Aachen 1881.

W. Bruns. Illustriertes Kinderbuch, enthaltend 808 volkstümliche Spiele, Lieder, Reime, Sprüche, Verse, Rätsel [im Rheinlande gesammelt]. 1884.

K. Rademacher. Alte Sitten und Gebräuche am Rhein. (Ztschrft. d. Bergischen Gesch.-Vereins, XXII, 1887. S. 149—168.)

Rich. Freudenberg. Soitelsch Plott. [Süchtelner Plattdeutsch.] Mit Wörterverzeichnis und Dialektproben. Viersen 1888. [Darin S. 55—61 Volks- u. Kinderlieder im niederrheinischen Dialekt.]

P. Joerres. Sparren, Spähne und Splitter von Sprache, Sprüchen und Spielen, aufgelesen im Ahrtale. Ahrweiler 1888. [Darin S. 27—42: 33 Kinderreime u. Spielverse.]

M. Schollen. Aachner Volks- und Kinderlieder, Spiellieder und Spiele. (Ztschrft. d. Aachener Gesch.-Vereins, IX. 1888. S. 170—210.)

Josef Buchhorn. Kinderlieder und Kinderspiele vom Niederrhein. (Der Urquell, I. 1897. S. 334—344.)

Sprichwörter und alte Volks- und Kinderlieder in kölnischer Mundart. Köln 1899.

Schön. Kinderlieder in Saarbrücker Mundart. (Saarbrücker Zeitung, 1901 Nr. 105.)

Hub. Gierlichs. Reime, welche von den Kindern beim Spielen gebraucht werden. (Rheinische Geschichtsblätter. VI. 1901/02. S. 84—88, 317—318.)

W. Klewer. Aus dem Kinderleben. Alte Mülheimer Reime und Rätsel. (In: Festschrift zum 28. Rheinischen Lehrertage in Mülheim a. d. Ruhr, 1904. S. 87—110.)

W. Meyer-Markau. Duisburger Kinderlieder. (In: Festschrift zur 14. Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Duisburg 1905.)

Karl Caro. Kinderspiele und Kinderreime vom Niederrhein. (Niederd. Jahrbuch. XXXII. 1906. S. 55—77.)

Freiherr Lochner von Hüttenbach. Kinderlieder aus Elten. (Ztschrft. d. Vereins f. rhein. u. westfäl. Volksk. III, 1906. S. 221—225.)

Sander. Kinderlieder und Kinderspiele aus Hünxe bei Wesel. (Ebda. III. 1906. S. 109—118.)

23. **Hessen.** Weigand. Volksreime, Volkslieder und Kinderlieder aus Gießen, der Wetterau usw. (Ztschrft. f. deutsche Mythologie u. Sittenkunde, I. 1853. S. 473—475.)

J. Kehrein. Volkssprache und Volkssitte in Nassau. Weilburg 1862. Bonn 1872. [Darin u. a.: Kinderlieder.]

Hessische Kinderreime. (Ztschrft. f. hessische Gesch. N. F. I. S. 261 ff.)

Johann Lewalter. Deutsche Volkslieder in Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt. Hamburg 1890—1894. [Darin viele Kinderspiele aus Kassel.]

G. Eskuche. Hessische Kinderliedchen. In Kassel im Verein mit Lewalter gesammelt und erläutert. Kassel 1891.

G. Eskuche u. J. Lewalter. Kasseler Kinderliedchen. (Hessenland. V. 1891. S. 187. 200. 210. 223. 240. 256. 272. 283. 296.)

A. S. Kinderpoesie. (Blätter f. hessische Volksk. 1899. S. 13—15, 17—19, 23. 24.)

Auguste Bender. Oberschefflenzer Volkslieder und volkstümliche Gesänge. Karlsruhe 1902. [Darin u. a.: 120 Kinderreime.]

24. **Thüringen.** Regel. Kinderverschen und anderes (In: Regel, Ruhlaer Mundart S. 98 ff.)

Ed. Haase. Kinderspiele aus Greußen in Thüringen. (Am Urquell. V. 1894. S. 171—173.)

W. Fricke. Kinderlieder aus Helfta. (Mansfelder Blätter X. 1896.)

H. Größler. Nachlese von Sagen und Gebräuchen der Grafschaft Mansfeld und deren nächster Umgebung. (Mansfelder Blätter. XI. 1897.) [Darin S. 167: Auszählreime, Kinderlieder und Spiele.]

25. **Königreich Sachsen.** J. A. E. Köhler. Volksbrauch, Aberglauben, Sagen und andere Überlieferungen im Voigtlande. Leipzig 1867. [Darin S. 331 ff. viele Kinderlieder.]

Hermann Dunger. Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Voigtlande. Plauen 1874.

Hermann Dunger. Rundas und Reimsprüche aus dem Voigtlande. Mit 22 voigtländischen Schnadahüpflmelodien. Plauen 1876.

G. Ripberger. Der gemiethliche Sachse in volkstümlichen Redensarten und Sprichwörtern. 1. Lieferung, enthaltend 500 im sächsischen Volksmunde gebräuchliche witzige Redensarten mit einem Anhange von Kinderspiel- und Abzählversen usw. Dresden 1881.

Alfred Müller. Volkslieder aus dem Erzgebirge. Annaberg 1883. [Darin u. a.: Kinderreime u. -spiele.]

H. Dunger. Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Voigtlande. Mit einem einleitenden Vortrage über das Wesen der volkstümlichen Kinderlieder. 2. Aufl. Plauen 1894.

Kurt Müller. Kinderreime aus Leipzig und Umgegend. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. V. 1895, S. 199—204.)

O. Dähnhardt. Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, auf der Thomasschule gesammelt. 2 Hefte. Leipzig 1898. [307 und 305 Kinderlieder.]

Hermann Dunger. Volksdichtung in Sachsen. (In: Sächsische Volkskunde, hrsg. von R. Wuttke u. a. Dresden 1900. S. 229—256.) [Darunter Kinderlieder, Reimsprüche usw.]

Richter. Kinderreime aus der Schweinsburger Pflege. (Mitteil. d. Vereins f. sächsische Volksk. II, 7. 1901. S. 208—212.)

H. Zschallig. Bilder und Klänge aus der Rochlitzer Pflege. Gedichte, Volksreime und anderes, meist in obersächsischer Dorfmundart, nebst einer wissenschaftlichen Einführung. Dresden 1903.

26. **Bayern. Franken.** Frz. Wilh. Freiherr v. Ditfurth. Fränkische Volkslieder. 2 Teile. Leipzig 1855. [Darin auch Kinderlieder.]

H. Weber. Kinderreime aus Eichstätt und Umgebung. (Ztschrft. f. hochdeutsche Mundarten. IV. 1903. S. 113—117.)

27. **Schwaben. Württemberg.** Ernst Meyer. Deutsche Kinderreime und Kinderspiele aus Schwaben. Aus dem Volksmunde gesammelt. Tübingen 1851.

A. Birlinger. Aus Schwaben. Sagen, Legenden, Aberglauben, Sitten, Rechtsbräuche, Ortsneckereien, Lieder, Kinderreime. Neue Sammlung. 2 Bde. Wiesbaden 1874.

G. Seiffer. Beiträge aus Schwaben. I. Volkssprüche und Kinderreime. (Deutsche Mundarten von Frommann. VII. S. 465 ff.)

H. Herzog. Alemannisches Kinderbuch. Lahr 1885.

Landenberger. Volkstümliches aus der schwäbischen Alb. (Alemannia XIII. 1886. S. 193—215.) [Darin u. a.: Dreikönigslieder.]

W. Unseld. Volkstümliches. (Alemannia XVI. 1888. S. 252—253.) [Darin u. a.: Kinderreime, Necklieder usw. aus Ulm und Umgegend.]

W. Unseld. Schwäbische Kindernecklieder. (Alemannia XX. 1892. S. 287—280.)

J. J. Hoffmann. Schapbach und seine Bewohner. (Alemannia XXIII. 1895. S. 1—6.) [Darin u. a.: Kinderreime.]

28. **Baden.** Otto Heilig. Einige Kindersprüche und Kinderlieder aus der Bruchsaler Gegend. (Alemannia XX. 1892. S. 190—199.)

M. Elizabeth Marriage. Volkslieder aus der badischen Pfalz. Halle 1902. [Darin Kinderlieder und Kinderreime.]

C. Kleeberger. Volkskundliches aus Fischbach in der Pfalz. Kaiserslautern 1902. [Darin u. a.: Reime.]

29. **Elsaß-Lothringen.** Elsässische Kinder- und Wiegenlieder. („Jahrbuch d. histor.-liter. Zweigvereins des Vogesenklubs" in verschiedenen Bänden.)

Franz Mathies. Elsässische Kinderlieder in Rappoltsweiler Mundart. (Jahrbuch des Vogesenklubs VII. S. 150—174.)

A. Stöber. Elsässisches Volksbüchlein. Kinderwelt und Volksleben in Liedern, Sprüchen, Rätseln, Spielen, Märchen, Schwänken, Sprichwörtern mit Erläuterungen, Zusammenstellungen, einem Sachregister und Wörterbuche. 2. vermehrte Aufl. Mülhausen 1859.

Jean Baptist Weckerlin. Chansons populaires de l'Alsace. 2 vols. Paris 1883. (a. u. d. T.: Les littératures populaires de toutes les nations, tome 17 et 18.) [Darin 3: Berceuses, chansons et rondes enfantines.]

J. Rathgeber. Elsässische Kinder- und Wiegenlieder. [Unterelsaß.] (Jahrbuch f. Gesch., Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens. I. 1885. S. 82—85.)

J. Spieser. Sprichwörter und Kinderlieder des Dorfes Zillingen bei Pfalzburg. (Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Lit. Els.-Lothr. V. 1889. S. 133—141.)

Eber. Elsässische Kinder- und Wiegenlieder, Kinderreime. (Ebda. VI. 1890. S. 133—137.)

J. Graf. Deutsch-lothringische Volkslieder, Reime und Sprüche aus Forbach und Umgegend. (Ebda. X. 1894. S. 95—110.)

Br. Stehle. Volkstümliche Feste, Sitten und Gebräuche im Elsaß. (Jahrbuch des Vogesenklubs X. 1894. S. 117—142.) [Darin u. a: Weihnachts-, Neujahrs-, Fastnachts- usw. -Lieder, Kinderspiele usw.]

Stengel. Allerlei aus Westrich. (Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Lit. Els.-Lothr. XI. 1895. S. 39—71.) [Darin u. a.: Kinderreime.]

G. Sedelmayr. Wie die Kinder in Lothringen spielen. (Das Land VII. 1899. S. 119—122.)

H. Allenges. Zwei elsässische Kinderspiele. (Jahrbuch f. Gesch., Sprache u. Lit. Els.-Lothr. XVI. 1900. S. 289—304.)

W. Teichmann. Straßburger Kindersprüche. (Ebda. XIX. 1904. S. 278—297.)

C. Sammlungen des Auslandes.

30. **Dänemark. Schweden. Norwegen.** Adolf Iwan Arwidsson. Svenska Fornsånger. (3. Teil.) Stockholm 1842.

Grundtvig. Gamle danske Folkeminder. (3 Bände.) Kjöbenhavn 1849—1851. [Darin dänische Kinderlieder.]

H. F. Feilberg. Bro-brille-legen, en sammenlignende studie. Stockholm 1905. (A. u. d. T.: Bidrag till kännedom om de svenska landsmålen . . . . XIII, 4.) [Darin u. a. 157 Aufzeichnungen des Brückenspiels.]

31. **England.** J. O. Halliwell. Nursery rhymes of England. 1844. New edition under the title: Nursery rhymes and nursery tales of England, collected.

James O. Halliwell. The nursery rhymes of England. 5. edition. London 1853.

Old nursery rhymes, with chimes. London 1863.

English nursery rhymes, translated into French by John Roberts. 1870.

J. W. Elliott. National nursery rhymes and nursery songs set to music. London [und Berlin] 1870.

R. Clambers. Popular rhymes of Scotland. Glasgow [1870.] New edition. London 1870.

M. E. G. The merry heart. Favourite nursery rhymes. 1871.

Fabr. Möller. A Budget of nursery rhymes, jingles and ditties; together with a choice collection as of proverbs as of sayings, sentences, maxims, phrases and riddles. 2. edition. Kopenhagen 1892.

E. F. Rimbault. Old nursery rhymes, with tunes. 1872.

The book of golden rhymes of olden times, a collection of nursery rhymes. Illustrated. London (?) 1875.

Mrs. Valentine. Nursery rhymes, tales and jingles, compiled. With 400 illustrations. London (?) 1879.

E. J. Ellis. The story of a nursery rhyme. With numerous fullpage illustrations. New edition. London 1883.

R. Ch. Hope. Derbyshire and Cumberland Counting-out and Childrens' Game-rhymes. (The Folklore-Journal I, part 12. London 1883.)

Digit Folklore. (The Antiquary, XI. 1885, S. 60—63, 119—123.) [Darin einige Nachrichten über Kinderreime usw., bes. aus England.]

H. Carrington Bolton. The counting-out rhymes of children, their antiquity, origin and wide distribution. A study in folklore. London 1888.

Alice Bertha Gomme. The traditional games of England, Scotland and Ireland with tunes, singing rhymes, and methods of playing . . . . . . Vol. II. London 1898.

32. **Niederlande.** H. J. Catsen. Holländische Kinderspiele, übersetzt in Versen von Amman. Zürich 1657.

F. van Duyse. Het oude nederlandsche lied. Wereldlijke en geestelijke liederen uit vroegeren tijd, teksten en melodieen verzameld en toegelicht. s'Gravenhage. Antwerpen. [Darin Kinderlieder in Auswahl.]

Hoffmann. Holländische Volks- und Kinderspiele. (Horae belgicae, VI. Breslau 1838.)

J. W. Wolf. Grootmoederken. Archiven voor Nederduitsche Sagen, sprookjes, volksliedern, volksfesten en volksgebruiken, kinderspelen en kinderliedern. 1. u. 2. Stück. Gent 1842. 1843.

A. Lootens. Oude Kindervertelsels in den Burgschen tongval verzameld en uitgegeven met spraakkundigen aanmerkingen over het Brugsche taaleigen door M. E. F[eys.] Brüssel 1868. [Vgl. auch F. Liebrecht, Vlämische Märchen und Volkslieder. Germania XIV. S. 84—96, die aus Lootens Sammlung entnommen sind.]

J. van Vloten. Nederlandsche Backer- en Kinderrijmen, verzameld en medegedeeld. 2 Bändchen. Leiden 1872. 3. Druck 1874.

Jacq. Cuijpers. Kinderrijmpjes. (Onze Volkstaal III. 1888. S. 156—158.)

A. Gittée. De kuil. Kinderleven en historie. (Ons volksleven, tijdschrift voor taal-, volks- an oudheidskunde, onder leiding van J. Cornelissen en J. B. Veroliet. VII. Brecht 1895.)

P. van den Broeck en Am d'Hooghe. Kinderspelen uit het land van Dendermonde. (Ons Volksleben XI. 1899. S. 33—42, 82—88, 145—152, 217—225.)

Van den Zeekant. Sagen, Volksgebruiken, Kinderrijmen. (Ons Volksleven XI. 1899. S. 119—124, 171—173.)

P. van den Broeck en Am d'Hooghe. Kinderspelen uit het land Dendermonde. Eene bijdrage tot de folklore. Gedeeltelijk overgedrukt uit: Ons Volksleven. Breeht 1902.

A. de Cok en J. Teirlinck. Kinderspel en Kinderlust in Zuid Nederland. 1. Deel. Gent 1902. 2. Deel: Dansspelen. Gent 1903. 3. Deel: Werpspelen, vinger-, hand- en Vuistspelletjes. Gent 1903. 4. Deel: Ambachtsspelen, raadspelen, schommelspelen. Gent 1904. 5. Deel. Gent 1904. 6. Deel. Gent 1906.

J. Cornelissen. Kinderreime. (Driemaandelijksche bladen des Vereins in het Oosten van Nederland. I. 1902. S. 48—55.)

Taalvervorming in den Kindermond. (Volkskunde XIV 1902. S. 89—100.)

A. de Cock. Kinderreime. (Volkskunde XV 1903 an verschiedenen Stellen.)

33. Luxemburg. Ed. de la Fontaine. Die Luxemburger Kinderreime. Luxemburg 1877.

Karl Mersch. Die Luxemburger Kinderreime. Mit einem Vorwort von Pfarrer Klein. Luxemburg 1884. [Nachträge dazu von J. N. Moes in dem Luxemburger Land 1884, No 51 ff.]

34. Belgien. L. P. (Alphonse Le Roy et Adolphe Picard.) Notes explicatives sur jeux et formulettes eufantines, sur les sens de certaines dictions etc. (Bulletin de la société Liégeoise de littérature Wallone. III, 2. 1860. S. 61—68.)

(Joseph Dejardin.) Almanach liégeois. (Ebda. A. I. 1863. S. 5—29.) [Darin u. a.: La liste de jeux d'enfants suivant les époques.]

A. Gittée. La rime d'enfant. (Revue de Belgique. 1887. No 11.)

Joseph Defrecheux: Les enfantines liégeoises. (Bulletin de la société Liégeoise de littérature Wallone XXIV. 1889. S. 123—226.)

Isidore Dory. Rapport sur un mémoire présenté hors concours: Enfantines liégeoises. (Ebda. B. XXIV. 1889. S. 115—122.)

Defrecheux. Les enfantines Liégeoises. Liège 1890.

Colson. Questionnaire des enfantines et jeux. Liège 1891.

Caroline Popp. Récits et légendes des Flandres. 4e édition. Bruxelles 1891.

Remi Ghesquiere. 300 Speelen met Zang verzameld in Vlaamsch-Belgenland en vornamelijk in Westflanderen. Gent 1905. [Darin u. a. Kinderlieder.]

35. Schweiz. A. Brenner. Baslerische Kinder- und Volksreime, aus der mündlichen Überlieferung gesammelt. Basel 1857. 2. Aufl. 1902.

Ernst Ludwig Rochholz. Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel aus der Schweiz. Gesammelt und sitten- und sprachgeschichtlich erklärt. Leipzig 1857,

E. M. Kinderreime aus Schaffhausen. (Der Unoth. (Ztschrft. f. Gesch. u. Altertum des Standes Schaffhausen. 1863, Heft I.)

P. Vollmer. Kinderreime aus Schaffhausen. (Ebda. 1864, Heft III.)

[J. Jos. Schild.] Der Großätti aus dem Leberberg. Sammlung von Volks- und Kinderliedern, Spottreimen, Sprüchwörtern, Wetter- und Gesundheitsregeln usw. aus dem solothurnischen Leberberg. Biel 1864. 2. Aufl. Burgdorf 1881. 1882.

Gertrud Züricher. Kinderlied und Kinderspiel im Kanton Bern. Nach mündlicher Überlieferung gesammelt. (A. u. d. T.: Schriften der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde II.)

E. Finkenhofer. Sprüche und Lieder aus dem Entlebuch. (Schweizerisches Archiv f. Volksk. VII. 1904. Heft 4.) [Darin viele Kinderreime u. a.]

A. Zindel-Kressig. Reime [der Kinder] und Redensarten aus Saargans. (Schweizer. Archiv f. Volksk. X. 1906. S. 57—60, 143—151.)

36. **Österreich.** J. Schröer. Kinderreime [aus Österreich] (Ztschrft. f. deutsche Mythologie u. Sittenkunde v. J. W. Wolf. II. 1855. S. 217—220.)

Ant. Peter. Volkstümliches aus Österreich. 1. Band: Kinderlieder und Kinderspiele, Volkslieder und Volksschauspiele, Sprichworte. Troppau 1865.

Th. Vernaleken und Fr. Branky. Spiele und Reime der Kinder in Österreich. Wien 1873. [Später erschien das Werk auch u. d. T.: Handbibliothek für Lehrer und Schulfreunde, 3. Bändchen. Wien 1876.]

H. Schukowitz. Plunderwagenpoesie. (Ztschrft. f. österr. Volksk. IV. 1898. S. 153 ff.)

37. **Tirol.** J. V. Zingerle. Kinderreime [aus Tirol.] (Ztschrft. f. deutsche Mythologie und Sittenkunde v. J. W. Wolf. II. 1855. S. 364.)

L. v. Hörmann. Zwei Kinderspiele aus Tirol. (Wiener Abendpost. 1874. Nr. 210.)

A. Pichler. Tirolische Volksdichtung. (Ztschrft. d. Vereins f. Volkskunde. VI. 1894. S. 197—201.) [Schnadahüpfeln und Kinderlieder.]

A. Renk. Kinderreime aus Tirol. (Ztschrft. f. österr. Volksk. II. 1896. S. 97—104.)

H. v. Preen. Drischlegspiele aus dem oberen Innviertel. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. XIV. 1904. S. 361—376.)

38. **Kärnten.** M. Lexer. Kinderreime [aus Kärnten.] (Ztschrft. f. deutsche Mythologie u. Sittenkunde v. J. W. Wolf. III. 1857. S. 32 ff.)

B. Schüttelkopf. Kinderreime und Kinderspiele, gesammelt in dem oberen Görschitztale, am Krapfelde und um Osterwitz. (Neue Carinthia. LXXX. 1891. S. 23—192; LXXXI. 1892. S. 23—29, 80—90, 121—130, 157—165; LXXXIII. S. 23—25.)

39. **Steiermark.** A. Schlossar. Kinderreime aus Steiermark. (Ztschrft. d. Vereins f. Volkskunde, V, 1895. S. 275—288.)

40. **Niederösterreich.** C. M. Blaas. Niederösterreichische Kindersprüche und Reime. (Bartschs Germania XXIV. 1879. S. 66—71.)

Rich. Müller. Kinderreim und Flurname. (Blätter d. Vereins f. Landeskunde v. Niederösterreich. N. F. XXI 1887. S. 194—196.)

K. Kaiser. Aus dem Volksmunde. Kinderreime, Sprüchel, Scherz und Schelmenliedchen aus Niederösterreich. Neue Folge. Heimgarten 1894.

H. Schukowitz. Kinderreime aus dem Marchfelde. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. VI, 1896. S. 290—296.)

R. Wissenhofer. Jugend- und Volksspiele in Niederösterreich. (Ztschrft. f. österr. Volksk. II, 1890. S. 49—56, 113—119.)

E. K. Blümml. Einige Kinderspiele aus Niederösterreich. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. X, 1900. S. 440—442.)

41. **Böhmen.** A. Hruschka und W. Toischer. Deutsche Volkslieder aus Böhmen. [Darin viele Kinderlieder.]

A. Paudler. Jugendfestlichkeiten. (Mitteil. d. nordböhmischen Exkursionsklubs. XXII. S. 232—238.)

Anton August Naaf. Das deutsche Volkslied in Böhmen. (Mitteil. d. Vereins f. Geschichte der Deutschen in Böhmen XXI. 1883. S. 81—93, 125—145, 239—252, 329—344.) [Darin Kinderlieder aller Art: Wiegen-, Beschäftigungs- und Spiellieder, Aus- und Abzählreime.]

A. A. Naaf. Das Jahr im Volksliede und Volksbrauche in Deutsch-Böhmen. (Ebda. XXIII, 2. 1885 S. 182—193.) [Darin Fastnachtsumzüge und -Reime.]

A. Hruschka und W. Toischer. Deutsche Volkslieder aus Böhmen. Prag 1891. [Darin: Abteilung No. 1—440: Kinderlieder.]

G. Laube. Volkstümliche Überlieferungen aus Teplitz und Umgegend. Prag 1896. [Darin viele Kinderlieder u. -spiele.] 2. Aufl. Prag 1902. [Darin 69 Kinderlieder und 78 Kinderspiele.]

Arlt. Kinderspiele. (Mitteil. d. Nordböhmischen Exkursionsklubs 1904 S. 313—319.)

42. **Mähren.** Kinderreime und Kinderspiele in Mähren. (Ztschrft. f. Deutsche Mythologie und Sittenkunde v. J. W. Wolf. IV. 1859 S. 324—367, 390 ff.)

Franz Paul Piger. Kinderreime und Kindersprüche aus der Iglauer Sprachinsel. (Ztschrft. f. österr. Volksk. VI. 1900, Supplement I. S. 26—52.)

Jos. Stibitz. Kinder- und Buhlerlieder aus Deutsch-Gießhübl bei Iglau. (Ztschrft. f. hochd. Mundarten I. 1900 S. 150 ff.)

43. **Österreichisch-Schlesien.** Anton Peter. Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien. I. Kinderlieder und Kinderspiele. . . . . . . Troppau 1865. Bd. II. 1867.

44. **Glatz.** Glatzer Volkslieder und Kinderreime. (Vierteljahrsschrift f. Geschichte u. Heimatkunde der Grafschaft Glatz. I. 1882 bis IX. 1896 an vielen Stellen.)

Heinsch, Langer und Mader. Volkspoesie (Kinderreime in der Grafschaft Glatz). Ebda. 1882 S. 244—251; III. 1885 S. 86 f., 175 f. [Abzählreime und Wiegenlieder.]

Volkmer. Kinderreime, -Spiele und -Lieder aus der Grafschaft Glatz. (Ebda. IX. 1889 S. 1—66.)

45. **Galizien, Bukowina.** R. F. Kaindl. Lieder, Neckreime, Abzählverse, Spiel, Geheimsprachen und allerlei Kunterbunt aus der Kinderwelt. In der Bukowina und Galizien gesammelt. (Ztschrft. d. Vereins f. Volksk. VII. 1897 S. 136—147, 296—302, 422—427.)

46. **Siebenbürgen.** F. W. Schuster. Siebenbürgisch-Sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformen und Kinderdichtungen. Hermannstadt 1865.

Joseph Haltrich. Über Kinderspiel [in Siebenbürgen]. Programm von Mühlbach 1854, 1855.

Friedrich Wilhelm Schuster. Siebenbürgisch-Sächsische Volkslieder, Sprichwörter, Rätsel, Zauberformeln und Kinderdichtungen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen hrsg. Hermannstadt 1865.

Joseph Haltrich. Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen. Kleinere Schriften. In neuer Bearbeitung hrsg. v. J. Wolf. Wien 1885. [Darin u. a.: Die Welt unserer Märchen und Kinder. Siebenbürgisch-deutsche Kinderspiele und Kinderreime.]

Heinrich Wlislocki. Volksdichtungen der siebenbürgischen und südungarischen Zigeuner. Gesammelt und aus unedierten Originaltexten übersetzt. Wien 1890.

Heinrich Wlislocki. Siebenbürgisch-Sächsische Kinderspiele. (Ethnographie III. 1892 S. 24 f.)

A. Schullerus. Drei Aufsätze zur siebenbürgisch-sächsischen Geistesgeschichte. [Darin u. a.: Kinderlieder.] [Aus: F. Teutsch, Bilder aus der vaterländischen Geschichte. II. Hermannstadt 1899, bes. S. 3—32: Unsere Volksdichtung.]

J. M. Gaßner. Aus Sitte und Brauch der Mettersdorfer. Ein Beitrag zur siebenbürgisch-sächsischen Volkskunde. Programm von Bistritz 1902. [Darin S. 38—41: Kinderreime u. a.]

A. Höhr. Siebenbürgisch-sächsische Kinderreime und Kinderspiele. Programm des Gymnasiums in Segesvár. Nagy-Szeben. 1903.

47. **Ungarn.** Heimische Völkerstämme. Deutsche. (Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn. I. 1889. S. 154—159.) [Darin: Kinderreime aus Südungarn.]

Franz von Gabnay. Ungarische Kinderspiele. [Mit vielen Abbildungen.] (Globus LXXXV. No. 4.)

G. Versényi. Deutsche Kinderreime aus der Gegend von Kremnitz. (Ethnolog. Mitteil. a. Ungarn. III. 1893. S. 101—106.)

M. St. Richter. Das Kind in Deutsch-Pronen und Umgegend. (Ethnographia X. 1899. S. 381—391.)

J. R. Bünker. Heanzische Kinderreime. (Ztschrft. f. österr. Volksk. VI. 1900. Supplement I. S. 1—25.)

Vikár Béla. Somogymegye Népköltése gyüjtötte, rendegte és világositó jegyzetekkel kisérte . . . . Budapest 1905. (Volksdichtung des Somogyer Komitats, gesammelt, geordnet und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Béla Vikár.)

Sebestyén Gyula. Dunántuli Gyüjtés gyüjötte és szerkesztette. Budapest 1906. (Sammlung aus dem rechtsseitigen Donaugebiete, Sagen, Kinderlieder usw. enthaltend.)

48. **Frankreich.** Ed. de Coussemaker. Chants populaires de Flamands de France. Gand 1846. [Darin u. a.: viele Kinderlieder mit Melodien.]

Otto Kamp. Frankreichs Kinderwelt in Lied und Spiel. In deutscher Übertragung. Wiesbaden 1878.

Wilhelm Scheffler. Die französische Volksdichtung und Sage. Ein Beitrag zur Geistes- und Sittengeschichte Frankreichs. 2 Bde. Leipzig 1884. [Darin Kinder- und Rondelieder.]

Esquieu. Les jeux populaires de l'enfance à Rennes. Rennes 1890.

Mme. la Comtesse E. Martinengo-Besaresco. La poésie populaire. Paris 1893. (Darin: Über Kinderlieder.)

Aug. Gittée. Curiosités de la vie enfantine. Etudes de folklore. Paris 1899. [Bibliothèque Gilon.]

A. Bout. Folklore de Picardie. (Revue des traditions populaires XVIII. 1903.) [Darin u. a.: Kinderlieder.]

A. Orain. Traditions populaires de l'Isle-et-Vilaine. (La Tradition XVII. 1903.) [Darin u. a.: Kinderreime.)

F. Pétigny. Formulettes enfantines du Perche. (Revue des traditions populaires XVIII. 1903. [Fingerreime, Reiterliedchen.]

Louis Lambert. Chants et chansons populaires de Languedoc, recueillis et publiés avec la musique notée et la traduction française. Tom. 1 et 2. Paris et Leipzig 1906. [Darin viele Wiegenreime und Spielverse.]

(Weitere Literatur in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie.)

49. **Italien.** Mango. Poesia popolare infantile in Calabria. Palermo 1890.

A. Baladoro. Canzonette infantili veronesi. (Archivio per lo studio delle tradizioni popolari XXII, 2. 1904.) (Kinderreime im Dialekt aus Parengo am Gardasee.]

(Weitere Literatur verzeichnet Gröbers Grundriß der romanischen Philologie und vor allem: Guiseppe Pitrè, Bibliografia delle tradizioni popolari d'Italia compilata . . . . con tre indici speciali. Torino, Palermo 1894.)

50. **Spanien. Portugal.** Felix Liebrecht. Catalonische Kinderspiele. (Zur Volkskunde von Felix Liebrecht. 1879. S. 90—93.)

J. Leite de Vasconcellos. Cançãoes do berço segundo a tradição popular portuguesa. (Rivista Lusitana, Lisbonne X. 1907, 1908. p. 1—86.)

(Weitere Literatur in Gröbers Grundriß der romanischen Philologie.)

51. **Asien.** R. Lange. Lieder aus der japanischen Volksschule. Japanische Kinderlieder. (Mitteil. des Seminars f. orientalische Sprachen in Berlin; Abt. III, 1: Ostasiatische Studien. Berlin 1900. S. 1—40.)

52. **Afrika.** Hans Stumme. Neue Tunesische Sammlungen. S.-A. aus Zeitschrift f. afrikanische und oceanische Sprachen II. 1896. S. 97—144.) [Kinderlieder, Straßenlieder usw.]

53. Amerika. Games and songs of American children. Collected and compared by William Wells Mewell. New-York 1883.

K. Knortz. Folklore. Mit einem Anhange: Amerikanische Kinderlieder. Dresden 1896.

K. Knortz. Streifzüge auf dem Gebiete der amerikanischen Volkskunde. Leipzig 1902. [Darin S. 121—184: Allerlei Lieder und Reime.]

